
Irrlichter
und
Gespenster
Roman
von
Max Kretzer.

Irrlichter und Gespenster

Volksroman

von

Max Kretzer

Bilderschmuck von Richard Lotter

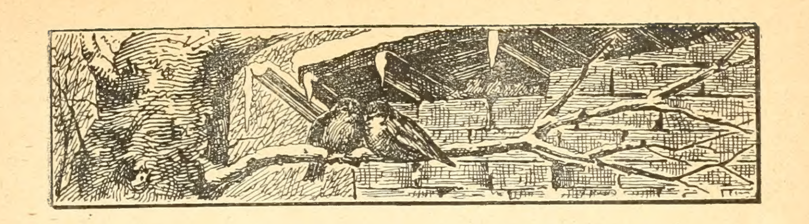
Erster Band

Weimar

Schriftenvertriebsanstalt

1892

Druck von Aug. Karrer, Weimar



Das Nest unter'm Dach.

Seitdem das kleine Trudchen zum letzten Mal im Schlafe gesprochen hatte, war Vater Wilhelm zweimal aufgestanden, um sich zu überzeugen, wie spät es sei, und zweimal hatte er sich voller Verdruß wieder niedergelegt und die Bettdecke über den Kopf gezogen.

Jetzt endlich, nachdem er seiner Meinung nach über eine halbe Stunde schlaflos dagelegen hatte, immer die Ohren auf ein Geräusch nach außen gespitzt, richtete er sich abermals auf, und zwar mit dem festen Vorsatze, den Rest der Nacht außerhalb des Bettes zuzubringen, bis es Zeit wäre, Alarm zu schlagen.

Im Dunkeln beugte er sich weit auf die Diele nieder, um mit der tastenden Hand die Streichholzschachtel zu erlangen.

„Ja, wo ist sie denn?“ sprach er halblaut vor sich hin, während sein Kopf beinahe den Boden berührte. „Ich hab' sie doch vorhin erst gehabt . . . Das ist schon wieder eine Nacht!“ fügte er ärgerlich hinzu.

Wahrhaftig, er hatte sie beim letzten Niederlegen mit dem Fuße aus Versehen weit unter das Bettgestell geschoben.

„I, da soll doch aber gleich —!“

Einige Augenblicke hielt er im Suchen inne, zog den Oberkörper zurück und nahm eine sitzende Stellung ein; dann rieb

er sich einige Male kräftig die Hände. Es war kalt im Zimmer, eisig kalt. Jedesmal, wenn er sich emporgerichtet hatte, war er zu der Überzeugung gekommen, daß man an den Frühling vorläufig noch nicht denken dürfe; und jedesmal hatte er die Verlockung gefühlt, sich noch einmal auf die andere Seite zu drehen.

Aber einer mußte es doch sein, der den Anfang machte und dafür Sorge trug, daß man nicht die Zeit verschlief. Wenn die Jugend sich nicht dazu eignete, mußte das Alter mit gutem Beispiel vorangehen.

Als der alte Tetzlaff sich auf's Neue daran machen wollte, den „Kampf mit den Schweden“ aufzunehmen, geriet die morsche Bettstelle in heftige Zuckungen. Ein Knacken und Krachen ertönte, begleitet von einem Aufschrei aus rostiger Kehle. Im nächsten Augenblick geriet Vater Wilhelm in eine Versenkung unter sich, in welcher er gegen seinen Willen fest lag.

Gleich darauf ließ sich aus dem Hintergrund eine männliche, volltönende Stimme vernehmen: „Ja, was machst Du denn? Ich hör' Dich schon eine ganze Weile toben.“

„Na, was soll ich denn machen,“ erwiderte der Alte verdrießlich, indem er sich aus seiner unfreiwilligen Lage zu befreien suchte. „Ich bin mit der Bettstelle durchgebrochen. Das werde ich wohl noch können? Ich hab's ja immer gesagt, daß es 'mal so kommen wird. Dreißig Jahre dieselben Bretter ist doch keine Kleinigkeit!“

Ein unterdrücktes, herzhaftes Lachen, das eine Weile anhielt, ertönte aus der Ecke.

„Mit der Bettstelle durchgebrochen? Du machst ja ordentliche Witze. Das ist 'was für die Kinder!“

Diesen mit Gutmütigkeit hervorgepreßten Worten folgte ein abermaliges Lachen, diesmal verstärkter und kerniger.

„Ja, Du schüttelst Dich jetzt, weil Du noch Grund unter Dir hast,“ erwiderte der Alte, nun ebenfalls geneigt, den Vorfall

mit Humor aufzufassen; „bist Du schon lange munter, Franz?" fügte er dann hinzu.

„Ah — ja — tah — ha — — h," gähnte Franz laut und anhaltend. „Wie spät ist es denn schon?" begann er nach einer Weile wieder, ohne auf die Frage geantwortet zu haben. Man hörte deutlich, wie er sich streckte und reckte.

„Ja, wie spät ist es . . .?" wiederholte der Alte, nachdem er sich glücklich emporgerichtet hatte. „Frage einmal Deine Uhr. Zweimal war ich schon auf, und immer habe ich die Zeiger auf derselben Stelle gefunden. Du könntest die Kartoffel auch 'mal besser schmieren, damit sie nicht alle Nasen lang stehen bleibt."

„Du mußt sie ja kennen, Vater, denn Du hast sie zwanzig Jahr getragen, eh' Du sie mir zur Einsegnung schenktest," erwiderte Franz mit Munterkeit. „Gute Worte habe ich ihr genug gegeben, aber sie will nicht mehr . . . Sie läuft regelmäßig drei Stunden hintereinander. Grade genug für solche Erbtante. Wenn wir so lange laufen, bleiben wir auch 'mal stehen. Aber heute werde ich sie 'mal ordentlich kloppen, verlaß Dich darauf."

Er gähnte abermals laut. Der Alte hatte sich im Dunkeln notdürftig angekleidet; dann machte er sich wieder auf der Diele zu schaffen.

„Du behältst immer Deine Laune, das gefällt mir wenigstens noch," warf er brummend ein. „Jetzt habe ich die Streichhölzer, nun fehlt das Licht wieder. Heute ist natürlich Freitag," fügte er ärgerlich hinzu.

„Gott sei Dank — morgen giebt's Geld," erwiderte Franz. „Ist denn der Schneider drüben noch nicht auf?" setzte er hinzu.

„Wie soll man das sehen, die Scheiben sind ja dick zugefroren!" erwiderte der Alte. Er hatte die Streichholzschachtel endlich gefunden und kratzte mit den Hölzern wacker auf die Zündseite, ohne gleich Erfolg zu haben, wobei er die Ansicht

äußerte, daß man eher Feuer bekäme, wenn man sich mit der Faust in's Auge schlüge, als mit diesen Schweden, die wahrscheinlich vom Kaufmann an der Ecke selbst fabriziert worden seien.

„Also die Scheiben sind wieder zu,“ begann Franz wieder, ohne auf den Einwurf des Vaters zu achten. „Ich weiß wirklich nicht, was Petrus sich denkt. Wenn wir Sibirien kennen lernen sollen, braucht er uns doch wahrhaftig nicht in Berlin zu lassen. Jetzt fehlen bei uns nur noch die Eisbären.“

„Und die Preßkohlen werden immer kleiner,“ fiel der alte Tetzlaff ein. Es war ihm endlich gelungen, Licht zu machen, und nun zeigte er sich als ein ehrwürdig, doch kräftig erscheinender Greis zwischen sechzig und siebzig Jahren. Die Gestalt war untersetzt und gedrungen, noch wenig gebeugt von den Jahren; der graue Bart wallte üppig über die Brust, und auch das gebleichte Haupthaar war wenig gelichtet. Die hellen Augen waren von ungewöhnlicher Größe; das regelmäßig geschnittene Antlitz prangte noch in jener wohlthuenden Frische, wie man sie häufig an alten Leuten findet, denen ein regelmäßiges Leben eine ewige Jugend gegeben zu haben scheint.

Als er den Lichtrest auf eine Flasche gesteckt hatte und dem Fenster zuschritt, prägte sich die erhalten gebliebene Kraft auch in seinem Gange aus, der leicht und elastisch war, wie bei einem Manne in den besten Jahren.

Er hielt die Flamme des Lichts einige Augenblicke gegen das Eis der Fensterscheibe, stellte dann die Flasche bei Seite und hauchte nun eindringlich auf die tauende Stelle, bis er durch wiederholtes Wischen mit den Fingern eine kreisrunde Durchsicht geschaffen hatte.

Während er sich bei dieser Beschäftigung mehrmals bücken mußte, konnte man den kräftigen, entblößten Hals bewundern, dessen stark entwickelte Muskeln deutlich hervortraten.

„Aber so zieh Dir doch wenigstens den Rock über, Du wirst

Dich erkälten Vater!“ rief Franz ihm zu, als er sah, wie wenig Rücksicht der Alte auf sich nahm.

Wilhelm Tetzlaff beachtete diesen Einwurf nicht; er brachte sein rechtes Auge gegen die Öffnung im Eise und blickte hindurch.

„Wahrhaftig, da steht er schon und bügelt!“ rief er dann zurück. „Und die Scheiben sind schon ganz klar. Er muß also schon lange auf sein und tüchtig eingekachelt haben. Nun aber 'raus!“

Er wandte sich vom Fenster ab, zog sich ein ausgedientes Jackett über und machte sich dann mit der Petroleumlampe auf dem Tische zu schaffen.

„'Raus, 'raus! Es ist die höchste Zeit!“ rief er nochmals, während er den Cylinder prüfend gegen das Licht hielt.

Es hätte dieses energischen Kommandos gar nicht bedurft, denn Franz war bereits mit einem mächtigen Satze mitten im Zimmer und kleidete sich an.

Die Lampe brannte jetzt und durchleuchtete die Stube, so daß man die Einrichtung mit dem Blick umfassen konnte. Der mäßig große Raum diente zugleich als Schlaf- und Wohnzimmer. Außer den Betten sah man nur ein großes Sopha, Kleiderschrank, Kommode, Spiegel, Tisch und einige Stühle. Alles sah verblaßt und fadenscheinig aus, verriet aber bessere Zeiten. In einer Nische stand ein kleiner eiserner Ofen.

Was sofort auffiel, war eine peinliche Sauberkeit, die sich überall zeigte, ein fast gesuchtes Bestreben, den Aufenthalt zwischen den vier einfach getünchten Wänden so heimisch als möglich zu machen. An der Wand über dem Sopha prangte ein silberner Myrtenkranz, rechts und links davon je ein vergilbter Haussegen; zahlreiche Photographien in schmucklosen Rahmen reihten sich in wohlüberlegten Abständen rings herum.

Auf einem kleinen Wandbrett standen wohlaufgepflanzt verschiedene Bücher, unter welchen eine abgenutzte, dickleibige Hausbibel sofort in's Auge fiel. Kinderspielzeug, darunter eine große

Puppe mit halb abgerissenem Kopfe, lag in Reih und Glied, ausgebreitet wie im Schaufenster eines Händlers, über den ganzen Sitz des Sophas, so daß kein Plätzchen zum Niederlassen vorhanden war. Das Merkwürdigste war eine große, ausgestopfte Eule, die mit ausgespannten Flügeln auf einem alten Gipspostamente stehend und aus der dunkelsten Ecke zwischen Fenster und Wand hervorlugend den Eindruck machte, als müßte sie jeden Augenblick mitten ins Zimmer hineinflattern. Da das Licht sich grell in den Glasaugen wiederspiegelte, so war die Täuschung eine um so größere.

„Weißt Du, Vater, was mir geträumt hat?“ fragte Franz, während er auf der Kommode nach einem kleinen Spiegel suchte, der ihm für seinen Gebrauch bequemer dünkte als der größere an der Wand.

„Wie kann ich das wissen, mein Junge? Hoffentlich war es etwas Gutes,“ erwiderte der Alte, der sich inzwischen bei dem eisernen Ofen zu schaffen gemacht hatte.

„Dann will ich's Dir sagen, Vater. Von großen Fischen hat mir geträumt. So groß waren die Biester.“ (Er deutete mit den Händen einen gewissen Abstand an.) „Ich stand an einem ganz klaren Wasser und sah, wie die Kerle auf mich zuschwammen . . . Merkst Du was?“

Er wandte sich dem Alten mit vergnügtem Lächeln zu, so daß zwei Reihen wohlerhaltener Zähne sichtbar wurden. Sein Gesicht, vollbeschienen von der Lampe, erglänzte förmlich vor innerer Freude.

Vater Wilhelm legte soeben ein brennendes Stück Holz in den Ofen. Die Flamme schlug hoch auf und überzog sein Gesicht mit heller Glut. „Ach so — heute ist ja der letzte Ziehungstag! Richtig,“ erwiderte er, die Augen starr auf die Glut gerichtet.

„Natürlich. Was dachtest Du denn?“ fiel Franz ebenso vergnügt wie zuvor ein.

„Alles fauler Zauber! Wir haben ja doch kein Glück in der Lotterie. Das macht, weil wir zu wenig haben. Wo viel ist, kommt immer mehr hinzu,“ entgegnete der Alte wieder.

„Laß nur, Vater. Heute kommen wir sicherlich heraus. Die beiden Hauptgewinne sind ja noch drin, und wenn's heute nicht sein sollte, dann kann's ja ein ander Mal sein. ‚Nur immer hübsch Geduld, dann komme ich schon nach dem Mond‘, sagte die Schnecke, als sie auf die Bohnenstange kroch.“

Franz Tetzlaff gehörte zu den Leuten, die zuerst über ihre eigenen Witze lachen. Und da er überdies ein lautes Organ hatte, so dröhnte es jetzt förmlich durch das Zimmer, so daß seine hohe, knochige Gestalt dadurch in Erschütterung geriet.

Auch der Alte wurde davon angesteckt, lachte mit und sagte lustig: „Na, dann kriech nur weiter. Fall mir aber nicht 'runter, wenn Du oben bist — verstehst Du!“

Er hatte Kohlen in's Feuer gelegt, schloß die Ofenthür, erhob sich und setzte einen Kessel mit Wasser auf die Ringe. Dann trat er an die verunglückte Bettstelle, betrachtete sie, dabei überlegend, wie er auf leichteste Art den Schaden wieder gut machen könne.

Die Flammen im Ofen knackten und prasselten und warfen ihren roten Widerschein auf die Diele. Eine wohlthuende Wärme durchzog das Zimmer und machte sich nach kurzer Zeit an den Fensterscheiben bemerkbar. Die weiße Kristallisierung des Eises wurde schwarz; langsam lief die Feuchtigkeit hernieder.

Eine Zeit lang hörte man nur den starken Windzug im Ofen, der das Feuer mit hohlem Brausen anlockte, und das regelmäßige Aufschlagen der Tropfen auf das Fensterbrett.

Während dessen hatte Franz das Licht genommen und war nach der Küche gegangen, um die morgenliche Waschung vorzunehmen. Nun kehrte er wieder zurück und vervollständigte

seinen Anzug. Bei dieser Beschäftigung stellte er sich vor die mittlere Thür, die auf den Flur führte, und musterte eine große Zahl, die mit Kreide auf den oberen Teil des Holzrahmens geschrieben war. Dies war die Lotterie-Nummer, die er seit langer Zeit spielte und auf welche er stets seine verschwiegensten Hoffnungen gesetzt hatte.



Jedesmal, wenn eine neue Ziehung stattfand, stellte er sich sinnend vor die Thür und betrachtete die ihm längst bekannte Aufschrift ungefähr mit jener heimlichen Freude, mit welcher ein Gelehrter irgend eine alte Keilschrift bewundert, deren Sinn er entdeckt hat.

Der Glaube, daß gerade diese Nummer mit einem beträchtlichen Gewinne herauskommen und dem Vater, ihm und seinen Kindern Glück und Segen bringen werde, stand so fest in ihm, daß selbst alle Enttäuschungen, die ihm die Jahre gebracht hatten, ihn nicht zu erschüttern vermochten.

Schließlich war dieser Glaube zu einer fixen Idee ausgeartet, die ihn selbst bei der Arbeit verfolgte und ihn im Stillen Luftschlösser bauen ließ, die jedesmal in nichts zerrannen, sobald die Ziehung vorüber war und er als einzigen fragwürdigen Gewinn den Spott seiner Genossen in der Werkstatt einstecken mußte.

Er hatte sich aber mit der Zeit so sehr daran gewöhnt,

daß er nichts übel nahm, herzlich mitlachte und darauf hinwies, daß, wer zuletzt lache, gewöhnlich am besten lache. Und er war immer derjenige, der über den „Reinfall“ noch lachte, wenn die andern bereits aufgehört hatten.

Und trotz alledem war Franz Tetzlaff ein äußerst vernünftiger Mensch, der pünktlich bei der Arbeit war, einen soliden Lebenswandel führte und jeden Groschen, den er erübrigen konnte, zum Wohle seiner Kinder verwendete. Aber das große Los war nun einmal sein Steckenpferd, das er mit demselben Behagen ritt, wie tausend andere die ihrigen reiten.

Seiner Ansicht nach war die Zeit längst vorüber, wo ein ehrsamer Gürtlergeselle es fertig brachte, allein gestützt auf das Kapital seiner zehn Finger, zu einem eigenen Geschäfte zu kommen; deshalb mußte man sich eben an Fräulein Fortuna halten, die über Nacht blindlings ihr Füllhorn nach rechts und links schwenkte und ihre Gaben manchmal dem Ärmsten verschwenderisch in den Schoß schüttete.

„Hundertdreißigtausendneunhundertundvier“, sagte er langsam, den Blick immer nach oben gerichtet. „Das ist doch wirklich noch 'ne Nummer, Vater!“ fügte er mit unverkennbarem Stolze hinzu.

„Ach so, Du bist schon wieder bei Deinem Morgengebet,“ fiel der Alte ein, der jetzt erst von seiner Beschäftigung aufblickte. „Schäme Dich! Kaum aus den Federn, gleich wieder an die Lotterie zu denken, die so vielen Menschen schon die Köpfe verdreht hat. Ich hab's ja immer gesagt: das Geld und die Sucht, schnell reich zu werden, das sind die beiden Dinge, die das Elend in die Welt bringen.“

„Vater, wenn man Dich so reden hört!“ gab Franz lachend zurück. „Wahrhaftig, Du sprichst manchmal wie ein Pastor. Ist es nicht ein schönes Morgengebet, wenn ich immer daran denke, wie ich Euch allen 'mal das Leben verschönern könnte? ... Warte nur, wenn erst die Tausendmarkscheine angeflogen

kommen, dann wirst Du Dein Gesicht aus einer ganz andern Luke stecken."

„Geh mir doch mit Deiner Unglücksnummer! Ich werde nächstens den Waschlappen nehmen und einmal gehörig darüber fahren. Ich mag sie schon nicht mehr sehen," fiel Vater Wilhelm ein.

„Unglücksnummer? Ich danke!" Franz lachte abermals, denn er wußte, daß der Alte diese fürchterliche Drohung wohl schon hundertmal ausgesprochen hatte, ohne im Ernste daran zu denken, sie auszuführen.

„Sieh Dir doch einmal gefällig diese Unglückszahl näher an, Vater! Ich glaube, ich habe es Dir schon mehrmals gezeigt — das Rechenexempel . . . Drei Dreizehn sind in der Zahl, und die Dreizehn soll ja beim Spiel besonderes Glück bringen . . . Zähl mal die einzelnen Ziffern zusammen. 'Ne Sache, was?"

Franz überragte seinen Vater um Kopfeslänge. Es war ihm also leicht, mit den Fingern der erhobenen Hand sein Rechenkunststück näher zu erläutern.

„Siehst Du — und was die beiden Nullen anbetrifft, so bedeuten sie die beiden großen Fässer, die mit dem Gelde angefüllt werden," schloß er seine tiefsinnige Betrachtung. Das war eine witzige Deutung, die er selbst erfunden hatte, auf die er sich etwas einbildete und welche er den Kindern gegenüber, wenn sie nach einer näheren Erklärung verlangten, stets mit den Worten erörterte: ‚Das sind eben so die großen Geheimnisse des Lotteriespiels.‘

Vater Wilhelm gab seinem Sohne einen sanften Stoß in die Rippen, was so viel wie eine Ermahnung bedeuten sollte.

„Rede doch nicht so närrisches Zeug," sagte er dabei. „Bist schon ein alter Kerl, über die Vierzig hinaus, hast schon große Kinder und glaubst immer noch an solchen Possenkram! Es

steht zwar schon in der Bibel, der Glaube mache selig, aber der Glaube d a r a n doch gewiß nicht."

Er hatte auf die Zahl an der Thür gedeutet, ging an's Fenster, wischte die Nässe von den Scheiben und fuhr dann fort: „Denke doch einmal, was aus uns allen werden sollte, wenn wirklich einmal Dein Wunsch in Erfüllung ginge und ein Haufen Geld hier in's Haus käme! Überlege dir einmal die Folgen."

Aus dem Theekessel zischte der heiße Dampf, dessen eintönige Musik den Alten an den Ofen lockte. Er nahm eine irdene Kanne, in welche der gemahlene Kaffee am Abend vorher bereits geschüttet worden war, kippte den Theekessel nach vorn und goß das heiße Wasser langsam hinein mit derselben kühl abgemessenen Ruhe, mit der er an jedem Morgen diese Arbeit zu verrichten pflegte. Voller Behagen sog er den würzigen Duft ein, der mit dem Dampf emporstieg und sofort das ganze Zimmer erfüllte.

Sonst pflegte sich auch Franz an diesem starken Kaffeegeruch zu laben, der verheißungsvoll auf die Viertelstunde hinwies, die man gemeinschaftlich am warmen Ofen, die Pfeife im Munde, zubringen durfte, ehe die Zeit drängte, sich auf den Weg zur Arbeit zu machen.

Heute jedoch ging das kleine Ereignis spurlos an ihm vorüber. Die Worte des Vaters hatten ihn so überrascht gemacht, daß er wie festgewurzelt dastand und mit leicht geöffnetem Munde groß und staunend auf das Gesicht des Greises blickte. Er fand zuerst kaum die Worte. Endlich, nachdem während vieler Sekunden das Glucksen des Wassereingießens das einzige Geräusch im Zimmer gewesen war, brachte er seine Meinung hervor.

„Und das sagst Du, Vater? Du, der du einst bessere Tage gesehen hast und nun hier förmlich verdammt bist, bis an dein Ende Vater, Mutter, Aufwartefrau, Kindermädchen,

Köchin und wer weiß, was noch zu spielen! Und ich dachte gerade —"

„Das genügt mir aber, mein Junge!" fiel der Alte mit großer Seelenruhe ihm in's Wort.

Tetzlaff der Ältere erhob sich, „schreckte" den Kaffee mit etwas kaltem Wasser, stellte die Kanne auf ein altes Tablett, suchte nach einigen Tassen, holte die Milch, die vom Abend vorher übrig geblieben war, und trug alles auf den Sophatisch, wo die Lampe stand. Auch Brot und Butter langte er von der Kommode herüber.

„Setz Dich nur erst und trink und iß! Das ist jedenfalls nötiger," sagte er und füllte die beiden großen Tassen.

Es war warm geworden im Zimmer. Der Bauch des eisernen Ofens zeigte einen glühenden Ring und strömte die Hitze so gewaltig aus, daß es besser war, seine Nähe zu meiden. Um so wohltuender wirkte sein Anblick von der andern Seite der Stube aus.

Das ganze Zimmer zeigte plötzlich Wohligkeit; es war heimischer geworden, war nun durchströmt von der Behaglichkeit kleiner Leute, die gewöhnt sind, sich mit dem zu begnügen, was der Tag ihnen bietet.

Als nun Franz seinen Blick auf den Tisch richtete, der so einladend vom Vater hergerichtet war, unterdrückte er das, was er auf den Lippen hatte, nahm Platz und griff kräftig zu.

Der Alte wollte sich ihm gegenüber auf das Sopha setzen, schnellte aber sofort wieder empor und holte sich ebenfalls einen Stuhl herbei.

„Da hätte ich bald 'was Schönes angerichtet," sagte er wie zur Entschuldigung mit einem flüchtigen Lächeln. „Sie hat sich das gestern Abend alles so extrafein hier hingelegt und mich gebeten, um Himmels willen nichts anzurühren — sonst würde sie den ganzen Tag mit mir böse sein."

Er meinte Trudchen, die Jüngste seines Sohnes, die nebenan in der Kammer wahrscheinlich noch von der Puppe mit dem abgerissenen Kopfe träumte.

„Was Du immer mit den Kindern hast! Du wirst sie mir noch alle verwöhnen,“ erwiderte Franz lächelnd.

„Daraus wirst Du mir doch keinen Vorwurf machen, Junge?“

„Aber Vater! ... Ich meine nur, manchmal wäre es doch besser —“

„Ich habe sie nun einmal gern, und sie sind mir alle an's Herz gewachsen, vom Ältesten bis zur Jüngsten,“ fuhr der Alte fort, während er die lange Pfeife, die er aus der Spindecke hergelangt hatte, mit Tabak stopfte. Da er zum Frühkaffee nie etwas zu essen pflegte, so leistete er sich diesen Genuß bei Zeiten.

Eine Pause trat ein. Er schob das Päckchen mit Tabak seinem Sohne zu, drehte einen Fidibus, hielt ihn über die Lampe und zündete die Pfeife an.

Der Tabak hatte keinen angenehmen Geruch; er schien zu jenen Sorten zu gehören, denen feine Nasen gern aus dem Wege gehen, aber dem Alten schien er vortrefflich zu munden. Behaglich, mit halbgeschlossenen Augen that er die ersten Züge und stieß dann die Wolken so andauernd und kräftig von sich, daß sein Haupt wie aus einem Nebel emporragte.

Franz blähte die Nasenflügel. „Weiß der Teufel, was die Kerle jetzt alle mang den Tobak machen! Das riecht ja ganz nach 'ner alten Matratze,“ sagte er, indem er mit der flachen Hand die Wolken abwehrte.

„Für zehn Pfennig kannst Du nicht getrockneten Honig verlangen,“ erwiderte der Alte, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. „Wenn Du erst das große Los gewonnen hast, kannst Du Dir ja gleich 'ne ganze Plantage in die Pfeife stopfen.“

„Werde ich auch, Vater.“

„Einmal mitriechen kost' 'n Sechser, dann machst Du noch Geschäfte."

Franz lachte aus vollem Halse, stopfte dann aber ebenfalls seine kurze Pfeife, die er stets in der Rocktasche bei sich trug.

Hinter der Thür rechts ertönte eine dünne Mädchenstimme. Es klang wie ein weinerliches Rufen.

„Da haben wir's ja," sagte der Alte und erhob sich. „Wenn Du lachst, fangen die Mehlsäcke an zu tanzen."

Er schritt auf die Thür zu, öffnete sie und rief hinein: „Schlaf nur noch, Mäuschen! Es ist noch viel zu früh."

„Ist denn der Kaffee schon fertig, Großvater?" fragte die Kleine. „Ich bekomme doch auch wieder Sirup auf die Stulle ..."

„Gewiß, gewiß, mein Mäuschen. Deck Dich nur noch ordentlich zu."

„Sie piept auch die ganze Nacht, Großvater," ließ sich eine andere, volltönende weibliche Stimme vernehmen. „Kaum ist man eingeschlafen, dann erzählt sie sich etwas ... Ist es denn schon Zeit?"

Ein lautes, unmelodisches Gähnen folgte, begleitet von einigen unverständlichen Worten der Jüngsten, die jedenfalls eine Verwahrung gegen den Vorwurf enthielten.

„Kannst Dich immer noch 'mal umdrehen," erwiderte der Alte und schloß die Thür.

„Die Bengels könnte man aber nun 'raustrommeln," sagte Franz, der sich während dessen damit beschäftigt hatte, seine große Spindeluhr aufzuziehen. Das laute Knarren sprach für die Größe und Haltbarkeit der Räder. Mißtrauisch, wie er immer diesem Erbstück gegenüber war, schüttelte er es einige Male, um das Werk dadurch in größeren Schwung zu bringen. Dann blickte er auf das Zifferblatt und hielt die Uhr gegen das Ohr.

„Wenn ich nur wüßte, wie viel —"

Der Alte hatte den Wink verstanden. Er ging nach dem Flur hinaus und kehrte nach wenigen Minuten wieder zurück.

„Dreiviertel Sechs schon," sagte er beim Hereintreten.

„Himmel! Und die liegen noch im Nest!" rief Franz; aber er rührte sich nicht, nahm abwechselnd einen Schluck aus der Tasse und that einen Zug aus der Pfeife.





Die Vögel werden munter.

Dafür geriet Vater Wilhelm jetzt in um so lebhaftere Bewegung, paukte mit der Faust einige Male gegen die Thür links, was die Böllerschüsse des beginnenden Kampfes mit den männlichen Bewohnern der Küche bedeuten sollte, öffnete dann erst die Thür und schrie dröhnend hinein:

„Fritz, Heinz, Robert — aufstehen! Vorwärts — 'raus aus dem Nest! Wir haben die Zeit verschlafen — es ist schon spät! Eins — zwei — drei!“

Um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu geben, schlug er abermals im Takte gegen die Thür, diesmal auf deren Innenseite.

Eine Reihe von abgebrochenen Tönen war die vorläufige Antwort dieses Weckrufes. Zwei helle Stimmen und eine tiefere ließen sich durcheinander vernehmen. Es klang wie Angstrufe von Menschen, die plötzlich erfahren, daß das Dach über ihnen brenne:

„Ja, ja — gleich! ... Ja doch, Großvater!“

Die Bettstellen knackten, und es hörte sich an, als sprängen alle drei zu gleicher Zeit auf die Diele. Aber dieses Manöver kannte der Alte bereits; er ließ sich nicht beirren.

„Dreht Euch nur nicht wieder um, das kennen wir schon. Du namentlich, Fritz — Du rumorst immer am lautesten und

schläfst am längsten. Was, Du kannst Deine Strümpfe nicht finden? Es wird nun Zeit, daß Du bald 'mal eine andere Ausrede erfind'st, Musje Kunstreiter!"

Die andern beiden lachten. Franz aber, den wie immer so auch diesmal die Revolution in der Kammer höchlichst belustigte, rief laut vom Tische aus:

„Ich werde gleich mit 'ner Hand voll Schnee kommen! Ihr wollt wohl noch 'nen Kammerdiener haben?"

„Wenn wir's große Los gewonnen haben, Vater, ja," gab Heinz zurück, der Älteste, der sich durch eine besonders tiefe Stimme auszeichnete.

„Da hast Du's! Sie träumen auch schon alle Nächte davon," sagte Vater Wilhelm, schloß die Thür und schnitt damit die Unterhaltung zwischen Vater und Söhnen ab. Dann schritt er zur gegenüber liegenden Thür und öffnete sie mit derselben Rücksichtnahme, mit der er es bereits vorher gethan hatte.

„Hannchen, es ist Zeit," sprach er hinein, merkwürdig sanft geworden.

„Ich bin schon auf, Großvater," klang es aus der noch dunklen Kammer zurück.

„Das wußt' ich ja, Du läßt Dich nicht lange nötigen," sagte er noch. Einige Augenblicke lauschte er. Die ruhigen, regelmäßigen Atemzüge der Jüngsten, die wieder eingeschlafen war, drangen ihm entgegen. Dann schloß er auch diese Thür und nahm seinen Platz am Tische wieder ein. Er fand Franz nachdenklich und ernst vor sich hinstarrend. Zweimal mußte er ihn anreden, ehe er Gehör fand.

„Ja, was ist Dir denn? Weißt Du, ich muß Dir sagen, daß Du mir manchmal gar nicht gefällst. Es vergeht fast kein Tag, wo Du nicht plötzlich nach dem lustigsten Lachen so dasitzest, als wären Dir alle Felle weggeschwommen. Du hast es doch nicht wieder mit Deinem Asthma? Wahrscheinlich strengst Du Dich an der Drehbank zu sehr an. Und ich bin noch stark

und kräftig und sitze hier auf der Bärenhaut! Ich werde doch wirklich einmal Ernst machen und mich des Morgens wieder auf die Beine machen. Die Kleine geben wir dann zur Nachbarin, und —."

Franz ließ den Alten nicht ausreden. „Papperlapapp," fiel er beinahe unmutig ein, „komm doch nicht immer mit solchen Faxen! Du weißt, ich war immer dagegen, daß die Mütter ihre Kinder tagsüber verlassen, um sich für sie zu schinden und zu plagen, und da solltest Du gerade —? Das wär' ja noch schöner!"

„Also hältst Du mich für ein altes Weib? Hübsche Schmeichelei, das muß ich sagen!"

Tetzlaff der Ältere sagte das ohne Groll; er konnte sogar ein Schmunzeln nicht unterdrücken.

„Du weißt ja genau, Vater, wie ich's meine," erwiderte ihm sein Sohn. „Ich habe doch Recht: seitdem meine Frau tot ist, ersetzest Du meinen Kindern die Mutter. Alles thust Du, alles machst Du. Nichts entgeht Dir, was ihnen Freude bereiten könnte. Du hast sie auf den Armen getragen, hast sie groß gepäppelt, hast dafür gesorgt, daß sie anständige Menschen geworden sind; Du hast sie morgens angekleidet, hast sie von der Straße geholt und hast sie abends in's Bett gebracht. Manchmal schien mir's allerdings, als wenn sie Deine großväterliche Liebe ein wenig mißbrauchten, aber —"

Er brach ab und fügte dann schnell hinzu: „Ist das vielleicht kein Verdienst, den Du mir in's Haus gebracht hast? Wenn ich nur wüßte, wie ich Dir's danken sollte. Ich wollte Dir's schon! Aber vielleicht —. Man kann's nicht wissen."

Sein Blick glitt unwillkürlich zur oberen Kante der Mittelthür hinüber und blieb eine Weile auf der Glücksnummer haften.

Er kann's nicht lassen, dachte der Alte bei sich und sagte dann: „Ich bin schon zufrieden, wenn Du mich nur auf meine alten Tage duldest, nach den vielen Schiffbrüchen, die ich im Leben gelitten."

„Aber Vater, ich muß Dich jetzt wirklich bitten!"

Diesmal beugte sich Franz weit über den Tisch, ergriff die Hand des Alten und drückte sie herzhaft.

„Ich kann wohl sagen, daß ich mich nun in diesem kleinen Hafen hier glücklich fühle," begann der Alte wieder, „und ich wollte, Du möchtest manchmal ebenso sagen."

„Ja, daran dachte ich vorhin gerade," fiel Franz ein, „nämlich, als der Junge nebenan von seinem zukünftigen Kammerdiener sprach. Es thut mir manchmal bis in die Seele hinein weh, wenn die Rangen alle so früh 'raus müssen, wo andere Kinder, deren Eltern es besser geht, sich die Sache im Bette noch gründlich überlegen können. Ist doch keine Kleinigkeit, sich in dem Alter das Brot schon selbst verdienen zu müssen!"

„Aber ich begreife Dich gar nicht, Junge," erwiderte der Alte. „Was verlangst Du denn noch mehr? Sind sie nicht gesund und munter, schmeckt ihnen nicht das Essen, lachen sie nicht, daß die Wände zittern, wenn sie mal 'n guten Witz hören? Laß sie nur erst größer werden, dann sollst Du einmal sehen!"

„Das ist es eben, Vater, worüber ich manchmal im Stillen nachdenke. Wenn Du zum Beispiel und ich so hinter einander plötzlich abschieben würden auf Nimmerwiedersehen, was dann? Sie sind kaum flügge geworden. Stell Dir doch 'mal die jungen Vögel vor, die über Nacht so plötzlich aus dem Neste fallen. Der eine wird hier, der andere wird da tot getreten. Da sollen Sie wohl noch fliegen? Kunststück! Obendrein so kleine Sperlinge, die sich stets für halbe Nachtigallen gehalten haben. Deshalb sage ich, Vater — und Du kannst dagegen reden, was Du willst — ich halte es unter allen Umständen für's Beste, wir gewinnen heute 'nen großen Stiebel voller Goldstücke. Muß ja sein ... Kann ja überhaupt gar nicht anders sein! Spaß, bei meinem Unglück, daß ich immer in der Liebe gehabt habe!"

Diese plötzliche Wendung hatte den gewünschten Erfolg:

der Alte lachte und betrachtete diesmal mit einer gewissen Bewunderung seinen Sohn, der ein Bein über das andere geschlagen hatte und mit einer Großartigkeit den Dampf von sich blies, als hätte er im Augenblicke Welten zu verschenken.



Ihr Gespräch wurde durch lauten Lärm in der Küche unterbrochen. Ein heftiger Streit um die Waschschüssel war entbrannt. Man hörte deutlich, wie jeder der Jungen der Erste sein wollte. Endlich vernahm man ein Poltern und Klatschen — ein Beweis dafür, daß das gefüllte Blechgeschirr zur Erde gefallen war. Ein helles Gelächter folgte.

„Ruhig da drin! Geht doch unter die Wasserleitung! Ich werde gleich 'mal dazwischen fahren!" rief Franz mit donnernder Stimme.

Stille trat ein. Die Thür wurde geöffnet, und Heinz steckte seinen ungekämmten Kopf durch die Spalte.

„Fritz wollte mit der vollen Waschschüssel auf dem Kopfe balancieren, Vater, und wir sollten an ihm 'raufklettern," sagte er und schlug die Thür wieder zu.

„Natürlich wieder der Kunstreiter," brummte Franz. „Ich glaube, der wird wirklich noch 'mal Renzen Konkurrenz machen."

Er zeigte wieder eine andere Miene, wie immer, wenn er hörte, daß der Zweite sich als Gymnastiker übe. Diese Kraftanstrengungen gefielen ihm, trotzdem das ganze Haus sich bereits über die Tollkühnheiten Fritzens beklagt hatte.

„Kann schon sein," fiel der Alte ein. „Er hat eine ganz merkwürdige Gelenkigkeit; aber dazu haben wir ihn doch nicht groß gebracht, daß er sich womöglich eines Tages das Genick brechen soll. Ich glaube, gerade der wird uns noch einmal Kummer machen. Am liebsten möchte er wohl in die weite

Welt, statt im Lande zu bleiben und sich ehrlich zu ernähren!'

„Und warum nicht, Vater — weshalb sollte er nicht? Wenn ich's Geld dazu hätte, auf der Stelle. Vielleicht morgen schon."

Der Alte wußte, was diese Anspielung wieder zu bedeuten hatte; er wollte etwas entgegnen, besann sich aber, schritt den Fenstern zu und begann die Scheiben zu putzen, die nun vollends abgetaut waren.

An dem gegenüber liegenden Seitenflügel sah man nun überall Lichter, die sich zeitweilig hin und her bewegten. Das Hinterhaus war lebendig geworden, und fleißige Hände regten sich oben und unten. Selten wurde ein Fenster geöffnet; man scheute den geringsten Kältezug, der im Stande gewesen wäre, einen Teil der sauer errungenen Wärme davon zu tragen. Noch immer sah man den Kopf des Schneiders über die Arbeit gebeugt, sein Bügeleisen hin und her fahren.

Die beiden Männer schwiegen eine Weile, dann begann Franz wieder:

„Sage 'mal, Vater — ich muß noch einmal darauf zurückkommen. Jedesmal wundert es mich, wenn ich darüber nachdenke. Weshalb sträubst Du Dich denn immer so gegen den Gedanken, wir könnten wirklich einmal so mit dem Hauptgewinn herauskommen. Lache nur nicht gleich wieder! Es ist nun einmal mein Steckenpferd, und dagegen ist nichts zu wollen!"

Der Alte hatte keine Miene verzogen; Franz nahm aber an, daß er es wie immer über dieses Gespräch auch diesmal thun würde.

„Weshalb?"

Vater Wilhelm polierte ruhig weiter, ohne sich umzusehen.

„Ja, weshalb? ... Es wär' doch so schön, wenn ich Dir Deine Gürtlerwerkstatt wieder einrichten könnte. Eine — was rede ich denn! Zwei, drei! Eine ganze Fabrik! ... Und diesmal solltest Du gewiß nicht gezwungen sein, die Bude zu-

zumachen. Ich würde Dir natürlich gleich ein ganz gehöriges Betriebskapital mitgeben. Weißt Du — das Beste wäre wohl, ich würde gleich Dein Kompagnon. Hurrjeh — wollten wir den Leuten einmal zeigen, was 'ne Harke ist! Dann bauten wir uns die Fabrik von Grund auf neu, mit allen modernen Maschineneinrichtungen und so weiter ... Oder meinst Du, 's lebte sich besser als Rentier? Dann natürlich würde ich vorschlagen, wir kauften uns eine kleine Villa in einem Vororte!"



Franz träumte wieder mit offenen Augen. Denselben Plan, den er soeben entwickelt, hatte sein Vater schon hundertmal zu hören bekommen. Er hatte sich so in ihn versenkt, seine Einzelheiten bis in's Kleinste im Gedächtnis ausgearbeitet, daß es in seiner Phantasie eine ausgemachte Sache war, er müßte eines Tages verwirklicht werden können. Ja, er war schon allen Ernstes daran gegangen, mit eigener Hand einen Grundriß der Fabrik zu entwerfen und Kostenanschläge aufzustellen, die bis in's Unermeßliche gingen.

Wie alle Leute, die in ihrem Leben noch nie einen Hundertmarkschein ihr eigen genannt haben, übersah er ganz, daß die sechzigtausend Mark, die er im günstigsten Falle hätte gewinnen können, noch lange keine Million waren. Aber das hinderte ihn nicht, sich in seiner Einbildung ruhig weiter zu belügen und mit Wonne an den Augenblick zu denken, wo er wie ein Krösus durch die Straßen schreiten werde, vorbei an den herrlichsten Palästen, mit dem Bewußtsein, nur in die Tasche greifen zu brauchen, um sofort ihr Besitzer zu werden

Plötzlich stellte sich der Alte breitbeinig vor ihn hin und schreckte ihn mit den Worten: „Du bist verrückt!“ aus allen seinen Träumen.

„Meinst Du, Vater?“

Er zeigte ein derartig verblüfftes Gesicht, daß Tetzlaff der Ältere den Mut hatte, sein Urteil noch einmal zu bestätigen.

„Einen Sparren oben im Dache hast Du jedenfalls,“ fuhr er dann mit einer zweifelhaften Milderung fort. „Es wird Zeit, daß man Dich endlich 'mal davon befreit, nicht nur Dich, sondern auch Deine Kinder, die schon ganz gründlich von Deiner Krankheit mit angesteckt sind, — wenigstens die drei ältesten. Aus Robert und Trudchen ist noch 'was zu machen. Aber die andern, die fühlen sich bereits als zukünftige Herren. Der Große will schon in der Woche Glacéhandschuhe anziehen und möchte am liebsten damit schlafen gehen. Und das Mädel, die immer noch die beste ist, kauft sich schon im Geheimen Armbänder. Nun fehlt nur noch, daß sie Schulden machten — alles auf Kosten Eurer Hirngespinste. Und das Schönste ist: sie treiben's im Kleinen, wie Du im Großen. Wo sie eine Würfelbude sehen, setzen sie die Groschen und haben Pech, wie unten im Keller unser Schuster, der schon seit vier Wochen krank liegt.“

Franz fühlte sich nicht getroffen, lachte vielmehr und machte eine abwehrende Bewegung.

„Da siehst Du eben, lieber Vater, wie sehr das ganze Volk, selbst bis zu den Kindern schon, von dem Gefühl durchdrungen ist, einmal das Glück in der Lotterie suchen zu müssen. Wie gesagt, heutzutage die einzige Rettung. Für unsereins wenigstens.“

Seine hochtrabende Miene hatte etwas ungemein Komisches; aber es war jene Komik, die in ihrer Unbeholfenheit rührend wirkt. Deshalb wurde auch der Alte im Augenblick etwas traurig davon gestimmt.

Er antwortete nicht gleich, drängte mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Asche im Pfeifenkopf zusammen, stellte

die noch halb gefüllte Kaffeekanne auf die Platte des Ofens und kehrte dann wieder zum Tisch zurück.

„Wenn Du mir nur eine Frage beantworten wolltest, mein Junge, dann wäre ich schon zufrieden."

„Schieß nur los, Vater."

„Ich habe ja eine Zeit lang bessere Tage gesehen, wenn's auch lange her ist. Du warst damals ein halbwüchsiger Mensch, wirst Dich aber daran doch noch erinnern können. Deine selige Mutter lebte ja auch noch."

Er deutete mit einem Kopfnicken, das der Ausdruck innigen Bedauerns sein sollte, auf eine ziemlich verblichene Photographie über dem Sopha.

„Gewiß, Vater, das weiß ich," fiel Franz ein, während er seine Augen ebenfalls nach der Wand richtete.

„Nun gut. Alles, was ich besaß, hatte ich mir erarbeitet; deshalb wußte ich auch den Wert des Geldes zu schätzen. Ich habe es nicht vergeudet, sondern bin vom Unglück und allerlei Mißgeschick darum gebracht worden. Deshalb klage ich auch niemand an. Ich habe mich bis zu dieser Stunde in alles gefügt. Mein Glück war immer ein inneres. Es war die Zufriedenheit im Kreise, dem ich entstamme und über den ich mich niemals hinaus gesehnt habe. Die Stunden des Haderns mit dem Schicksal, die sich bei mir aufdrängten wie bei jedem andern Menschen, habe ich im Geheimen mit dem abgemacht, zu dem selbst derjenige, der ihn am meisten leugnet, emporblickt, wenn er sich einsam und verlassen fühlt: da oben mit Gott. Er hat mich immer verstanden. Wir haben uns ausgesprochen, und in dem Gedanken an ihn und in dem Bewußtsein, daß ich ihn stets gefürchtet und niemand gescheut habe, bin ich morgens aufgestanden, habe ich Jahre lang mein Tagewerk verrichtet, mich begnügt mit Wenigem und mich zufrieden abends zur Ruhe gelegt. Ich habe während meines ganzen Lebens keinen Menschen beneidet. Das ist mein Stolz. Und deshalb auch meine ruhige Natur, die Du so oft anstaunst.

Ich habe noch keinen König essen sehen; aber ich glaube nicht, daß er jemals seinen Appetit von goldenen Schüsseln besser gestillt hätte, wie ich meinen Hunger mit einem Stück Brot und Speck aus freier Faust gestillt habe. Du hörst doch zu?"

„Natürlich, Vater. Es stimmt mich ganz weh, aber ich muß Dir doch sagen —"

„Sage lieber nichts. Du wirst mich doch nicht überzeugen können."

Franz hatte auch gar nicht die Absicht, etwas zu sagen; er hätte selbst die nötigen Worte nicht gefunden. Er fühlte nur, ohne recht zu wissen, was. Jedenfalls war es ein Gemisch dunkler Empfindungen, in dem das Bewußtsein, die Verkündigung einer ewigen Wahrheit gehört zu haben, entschieden überwog. Seine völlig entgegengesetzte Anschauung vom Leben drängte ihn, die Ansichten des Alten für beschränkt zu erklären; ganz von selbst aber verlor sich sein innerer Widerspruch in Bewunderung und Hochachtung.

Unwillkürlich faltete er die Hände, legte die Arme auf die Kniee, beugte den Kopf weit nach unten und starrte auf die Diele. Stumm nickte er vor sich hin, als wollte er dadurch das Gehörte nachträglich bestätigen, getrieben von der Macht des Herzens. Gleichmäßig stieß er dabei den Tabaksdampf zwischen den Lippen hervor.

Einige Minuten lang war es still im Zimmer. Aus der Küche drang das halblaute Plaudern der Söhne herein; in der Kammer aber trällerte die Tochter eine Melodie, die zeitweilig unverständlich blieb.

„Nehme ich also alles in allem, so habe ich eigentlich gar keine Wünsche mehr," begann der Alte wieder, „höchstens noch den einen: Gott schenke mir zum Wohle von Euch allen Gesundheit, und Ihr alle möchtet bis an Euer Ende ebenso bescheiden, genügsam und pflichtgetreu sein, wie ich es zu sein mich stets bestrebt habe. Dann hättet Ihr schon das große Los gezogen und brauchtet nicht erst auf die Lotterie zu warten und Euch

durch vergoldete Gespenster um den Schlaf bringen zu lassen. Dir namentlich tanzen sie am lichten Tage vor den Augen herum."

„Alles sehr schön gesagt, Vater, aber —," fühlte Franz sich endlich veranlaßt, einzuwerfen, ohne seine Stellung zu verändern, „aber was für eine Frage wolltest Du eigentlich an mich richten, he?"

„Bin schon dabei, mein Junge. Nun sieh mich einmal fest an, und dann antworte offen und ehrlich!"

„Jetzt bin ich wirklich neugierig, Vater, was ich zu hören bekommen werde," fiel Franz ein, richtete den Oberkörper in die Höhe und benutzte die Gelegenheit, um sich zu recken.

Der Alte war ihm gegenüber an den Tisch getreten, stützte sich mit beiden Händen auf die Platte und richtete die großen, blauen „Altenfritzenaugen" auf seinen Sohn.

„Du weißt, Ihr seid an Entbehrungen gewöhnt, Eure tägliche Rechnung beläuft sich auf Groschen. Nun stelle Dir einmal vor, in diesem Augenblicke würde hier der leibhaftige Tod herein kommen, wie man ihn so auf Bildern findet, und würde Dir einen Haufen Gold auf den Tisch legen und zu Dir sagen: ‚alles das ist Dein, wenn Du mich umarmst und küßt' ... Was würdest Du thun?"

Franz sprang plötzlich auf und machte ein paar Schritte durch das Zimmer. „Eine ganz sonderbare Frage, Vater, das muß ich sagen," erwiderte er, dem Alten den Rücken zuwendend. „Wirklich sonderbar! Ganz so, wie man's von Dir immer zu erwarten hat. Bist ja auch ein Stück Philosoph, das wissen wir alle. 'N toller Einfall, nimm mir's nicht übel!"

„Alles, was ich sage, hat seine Bedeutung, das weißt Du doch," sagte der Alte wieder, mit derselben Unbeweglichkeit wie vorher. „Nun, wie ist Deine Ansicht darüber?"

„Ja, Vater — ich weiß wirklich nicht. Darauf war ich gar nicht vorbereitet. So etwas kann ja auch gar nicht vor-



I 1 S. 28

Er richtete die großen, blauen „Altenfritzenaugen" auf seinen Sohn.

kommen. Wir sind doch keine Kinder mehr, die an Märchen glauben.“

Er zuckte mit den Achseln, bückte sich, öffnete den Ofen und blickte in die Glut, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ja, das ist das Traurige, daß Ihr nichts mehr von den Märchen wissen wollt, wenn Ihr Euch eines Tages furchtbar schlau vorkommt. Und doch war es die schönste Zeit unseres Lebens, als wir uns noch an den Märchengeschichten erbauen konnten. Erinnere Dich 'mal — manchmal hast Du auf meinen Knieen gesessen und hast gar fromm zu mir emporgeblickt, wenn ich Dir die Geschichten vom gestiefelten Kater und vom Knüppel aus dem Sack erzählt habe. Ist's nicht so?“

„Ja, ja, Vater, aber ich weiß wirklich nicht, wo Du hinaus willst. Was soll das eigentlich heißen?“

„Das soll heißen, mein Junge, daß alle Märchen Wahrheiten enthalten, wenn sie auch nicht wahr sind, und daß auch meine Frage ihre Moral enthält. Beantworte sie nur erst! Was würdest Du also thun?“

Franz wurde unruhig. Da er vorläufig keine Antwort fand, so warf er die Ofenthür zu, daß sie klirrte. Endlich stellte er sich vor den Vater hin und sagte mit erzwungener Gelassenheit:

„Wenn ich wüßte, daß es mir nichts schadete, würde ich dem guten Knochenonkel schon einen Kuß geben. Wenn Du nun durchaus willst, daß ich im Märchen mitspielen soll . . . !“

„Und dann hättest Du Dein eigenes Todesurteil unterschrieben! Du weißt doch, wen der Tod berührt, der ist ihm geweiht.“

„Natürlich nur, Vater, weil mich das ganz unverhoffte Glück dazu treiben würde. Ich glaube, es wär' so 'n richtiger Rausch, in dem ich nicht wüßte, was ich thäte — halber Wahnsinn.“

„Was Du da sagst? Dann sind wir ja einig,“ sagte der Alte kurz und löste nun erst seine Hände vom Tisch.

„Das Grausige soll ja immer die Menschen anlocken. So

zum Beispiel die Gespenster. Ich weiß das aus eigener Erfahrung. Als Junge glaubte ich 'mal eins auf der Chaussee draußen hinter der Hasenhaide zu sehen. Es war gerade Mondschein. Ich bekam einen furchtbaren Schreck und wollte natürlich ausreißen; aber denkst Du, ich that es? I, wo! Weil ich einfach nicht konnte. Eine unheimliche Neugierde trieb mich immer näher heran, um mich zu überzeugen, was es sei. Und als ich ganz in der Nähe war, sah ich hinter einer Pappel einen dicken, frischgehobelten Balken, mit dem der morsche Zaun gestützt war. Ich lachte, daß der Mond ein schiefes Gesicht zeigte, gab dem Gespenst einen Fußtritt und nannte mich einen Kaffer. Und das Schönste war, Vater, ich fand noch einen Groschen, den der Zimmermann wahrscheinlich verloren hatte."

„Ich kann mich der Geschichte noch erinnern," fiel der Alte ein.

„Nun, siehst Du, Vater — mein Mut wurde belohnt. So wird's dann auch mit dem Tod werden. Aber er kommt nicht, er kommt nicht — wenigstens nicht mit der gefüllten Tasche!" Franz klopfte seine Pfeife aus und begann sie dann mit frischem Tabak zu füllen.

„Ich will es nicht wünschen, um Deinetwillen und der Kinder willen nicht," sagte der Alte dann wieder, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte. „Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich. Das Glück hat gewöhnlich kurze Beine, das Unglück um so längere. Man soll beide nicht in Versuchung bringen. Du kennst doch das merkwürdige Bild, das wir drüben im Schaufenster bei dem Papierfritzen gesehen haben? Wie heißt es doch? — Richtig! ‚Die Jagd nach dem Glück'.

Heinz schwärmt ja dafür und behauptet, ein berühmter Maler habe es gemacht. Ein Rittersmann reitet über einen schmalen Steg, unter dem sich ein tiefer Abgrund befindet, und streckt mit Verlangen die Hand aus nach einem verführerischen Weibe, das auf einer Kugel vor ihm her rollt und Geld aus

einem Füllhorn schüttet. Hinter ihm her reitet der Tod als sein Begleiter, und unten liegt schon eine Leiche, die dem Ritter ganz gleichgiltig ist. Gerade so ist's im gewöhnlichen Leben! Alles wird zertreten, die Vernunft wird bei Seite gelassen — wenn man nur zum bösen Mammon gelangen kann. Das macht eben die Menschen verrückt. Deshalb möchte ich nämlich, daß Du bei Verstande bleibst. Lieber langsam und bequem auf beiden Füßen einen Umweg auf der gewöhnlichen Landstraße machen, mühselig und beladen, als hoch auf stolzem Roß quer über den Morast, wo in der Ferne das Irrlicht winkt."

„Du bist wirklich gut, Vater," fiel Franz jetzt lachend ein. „Bilder hast Du schon, das muß ich sagen! Weshalb mußtest Du auch gerade heut mit der Bettstelle durchbrechen?"

Auch der Alte lächelte, weil er eine lustige Bemerkung zur rechten Zeit zu schätzen wußte.

„Selbst dieser Durchbruch hat seine Moral. Man soll den Abend nicht vor dem Morgen loben, wie es im Sprüchwort umgekehrt heißt. Gestern beim Schlafengehen sagte ich noch, wie schön man sich in der Bettstelle strecken könne, und heute früh lag ich schon unten ... Übrigens, da wir gerade davon sprechen — kennst Du das Märchen vom Irrlicht und dem Gespenst?"

„Laß nur, Vater, bis es die Kinder auch hören können," fiel Franz abwehrend ein. „Wo bleiben denn die losen Vögel eigentlich?" rief er lauter, mit der Absicht, hinter den Thüren gehört zu werden.

Er sah nach der Uhr, die er mittlerweile aufgezogen und gestellt hatte, und rief nun den Kindern laut zu, sie sollten sich beeilen.

Der Alte hätte auch gar keine Gelegenheit gehabt, seinem Sohne allein das Märchen zu erzählen, denn in der nächsten Minute kamen die „Vögel" aus Küche und Kammer schon hereingeflattert.

Allen voran der Älteste, oder der „Große“, wie er in der Familie bezeichnet wurde, trotzdem der Zweite oft behauptete, er könne sich mit ihm „messen“.

Heinz war ein schlank gebauter Bursche von achtzehn Jahren mit einer „Künstlertolle“, die in einer großen Locke über die Stirn fiel. Er lernte Holzbildhauer und sollte im kommenden Jahre seine Lehrzeit beenden.



Da er sich für hübsch hielt und etwas eitel war, so warf er sofort einen Blick in den großen Spiegel auf der Kommode und zupfte an den Enden der blauen Krawatte, die, kunstvoll zu einer mächtigen Schleife gebunden, weit über den Kragenaufschlag des kurzen Jacketts ragte. Die Schleife war sein besonderer Stolz; bei ihrem jedesmaligen Anblick sagte er sich, wie schön sie sich erst ausnehmen werde, wenn er dereinst nach Erfüllung seiner innigsten Wünsche in einer Sammetjoppe durch die Straßen stolzieren könne. Er hatte sehr freie Manieren und schlenkerte gern mit den Armen, wodurch er das geistige Übergewicht seinen Brüdern gegenüber andeuten wollte.

Fritz, der „Kunstreiter“, erschien als das gerade Gegenteil seines Bruders. Er sah fest und breitschulterig aus und trug das Haar ganz kurz geschnitten, wodurch die großen, abstehenden Ohren besonders auffielen. Der Taillenrock war ihm längst zu eng geworden, so daß er sich sehr „fipsig“ ausnahm, wie Heinz zu sagen pflegte, wenn er ihn ärgern wollte.

Er zählte fünfzehn Jahre und war bei einem Sattler in der Lehre — ein Handwerk, das ihn gründlich anwiderte, wie er hinter dem Rücken des Vaters zu Hannchen zu sagen pflegte,

für welches er sich aber entschieden hatte, weil es seinem Kunstreiterideal am nächsten lag. In Ermangelung von lebenden Pferden konnte er wenigstens hin und wieder in Abwesenheit des Meisters den Rücken des ausgestopften Gaules im Ausstellungsschuppen besteigen, um sein Talent zu erproben. Im übrigen war er ein aufgeweckter, wahrheitsliebender Junge, der nur die üble Gewohnheit hatte, sich während der Mittagsstunde so andauernd im Pfeifen zu üben, daß Vater Wilhelm sich öfters die Ohren zuhalten mußte.

Im Alter zwischen Heinz und Fritz stand Hannchen, eine hübsche, rotbäckige Blondine, die gerade an diesem Morgen frisch wie eine soeben erschlossene Rosenknospe erschien. Die hellen Tautropfen wurden durch die kleinen, wie Elfenbein glänzenden Zähne ersetzt, die sichtbar wurden, als sie freundlich „Guten Morgen" sagte. In der kalten Kammer hatte sie sich fix und fertig zum Ausgehen gemacht; sogar das wellige Haar war bis auf einige unwillige Löckchen in Ordnung gebracht mit jener ungesuchten Geschicklichkeit, mit welcher die Berliner Vorstadtmädchen binnen wenigen Minuten ihrer Frisur ein dem Antlitz sich anpassendes Aussehen zu geben verstehen. Alles an ihr war natürliche Anmut, gepaart mit der frühzeitigen Selbständigkeit jugendlicher Arbeiterinnen, die daran gewöhnt sind, des Morgens, Mittags und Abends den Weg mitten durch die Weltstadt allein zurückzulegen.

„Nun, Großväterchen, gut geschlafen? Du auch, Vater?"

Sie schwirrte auf beide zu, und jeder von ihnen preßte sie liebkosend an sich.

Auch Heinz und Fritz brummten frostig ihre Begrüßung. Dann umringten alle drei den glühenden Ofen und rieben sich, noch zitternd vor Kälte, die Hände.

Die Thür zur Küche war offen geblieben, denn Robert, der dritte der Brüder, war noch einmal umgekehrt, da er irgend etwas vergessen hatte. Schon wollte Franz seinem Unmut über die hereinströmende Kälte Luft machen, als er

den erwartenden Blick seines Vaters sah. Er schwieg, denn derjenige, der bis zuletzt blieb, war des Alten Liebling.

Endlich zeigte er sich, schloß die Thür und kam herangehumpelt; das linke Bein war nämlich kürzer als das rechte und hatte einen schiefen Fuß. Er war so geboren, zum großen Kummer seines Vaters, der oft im Stillen Betrachtungen darüber anstellte, wie seltsam die Natur doch ihre Gebilde schaffe; denn gerade dieses unglückliche Kerlchen hatte die schönsten und sanftesten Züge von allen, trotzdem die übrigen sich schon auf ihre regelmäßigen Linien etwas einbilden durften. In dieser Beziehung schienen sie alle dem Vater nachzuschlagen.

Robert sah seinem vierzehnten Geburtstage entgegen, aber seine Größe stand in keinem Verhältnisse zu seinem Alter. Er war in der Entwickelung bedeutend zurückgeblieben, jedenfalls eine Folge seines Geburtsfehlers, sah fast mädchenhaft zierlich aus und besaß eine durchsichtig-blasse Hautfarbe. Für alle Mängel entschädigten aber die großen, wasserklaren Augen, die vom Großvater auf ihn übergegangen zu sein schienen. Der letztere behauptete es sogar ganz bestimmt, und sprach bei dieser Gelegenheit regelmäßig von den Wundern der Vererbung. Ein Grund mehr dafür, daß er die Mißgeburt mehr als die andern in sein Herz geschlossen hatte.

Während Brüder und Schwestern lebhafter Natur waren, stets zum Scherzen aufgelegt, zeigte sich der Kleine still und zurückhaltend, Eigenschaften, die sich während des letzten Vierteljahrs verstärkt hatten, seitdem er Schreiberlehrling bei einem Rechtsanwalt geworden war. Um irgend ein Handwerk zu erlernen, war er zu schwach, als Laufjunge konnte ihn niemand verwenden; so ließ man ihn denn dieser Beschäftigung nachgehen, da er alt genug war, um zu seinem Unterhalte beisteuern zu können. Er war der einzige von seinen Brüdern, der sich wirklich glücklich in seinem Berufe fühlte, weil er das Bewußtsein mit sich herumtrug, zu einem „Federfuchser“, wie Heinz und Fritz ihn spöttisch nannten, geboren zu sein. Im

Innern bildete er sich auf diesen Spottnamen etwas ein, denn, seitdem ihn Heinz einmal in allem Ernste um Rat darüber gefragt hatte, wie es wohl anzustellen wäre, einen Gehilfen in der Werkstatt wegen des Ausdrucks „Esel" zur Sühne zu ziehen, sagte er sich mit Recht, daß man trotz alledem seine bereits erworbenen juristischen Kenntnisse zu schätzen wisse.

„Na, kleiner Herr Rechtsanwalt, ausgeschlafen?" fragte der Alte, faßte ihn unter die Arme und hob ihn in die Höh', was ihm nicht schwer wurde, da der Kleine leicht wie eine Mumie war.

„Er wird nächstens Justizrat werden," fiel Heinz mit verstecktem Gähnen ein. Da er abends sehr lange aufblieb, um allerlei Zeichnungen zu entwerfen, so konnte er nie ganz ausschlafen, riß daher morgens noch eine Stunde lang vor Müdigkeit den Mund auf.

Hannchen und Fritz lachten. Der letztere drängte sich sofort vor, um den Großvater über derartige Kunststücke zu belehren.

„Sieh mal, die richtigen Gymnastiker machen das so," sagte er, stellte das linke Bein vor, so daß die Kraft im Knie lag, duckte den Oberkörper und wollte nun mit einem festen Griff ebenfalls Robert in die Luft schwingen.

„Hopp!" kam es dabei pfeifend durch seine Kehle, wie man es oben vom Trapez, in der Reitbahn zu hören pflegt, wenn in der lautlosen Stille des Publikums ein halsbrecherischer Sprung gewagt wird.

Franz trat aber sofort dazwischen und gab ihm einen leichten Klaps.

„Laß mir den Jungen zufrieden! Er soll wohl noch —" Er wollte hinzufügen: ‚das andere Bein verlieren', besann sich aber, da man es stets vermied, den Kleinen an sein Gebrechen zu erinnern.

„Ach so, richtig — das lohnt sich ja gar nicht," sagte Fritz mit einem Achselzucken, ergriff einen Stuhl an der Lehne und streckte ihn mit steifem Arm mühsam von sich, um zu beweisen, was er könne.

„Rohe Kraft, weiter nichts," bemerkte Robert altklug und wegwerfend, indem er nun ebenfalls die Schultern in die Höhe zog.

Dieses Schlagwort hatte er in einem Prozesse gefunden und wandte es nun regelmäßig an, sobald ihn Fritz durch seine Muskeln einzuschüchtern versuchte.

„Recht so, Kleiner; die Fäuste im Leben allein machen's nicht," fiel der Alte ein, der seinem jüngsten Enkel gern beistand.

„Da hat nun Großvater Recht," mischte sich Heinz dazwischen, der noch immer mit dem Rücken gegen den Ofen stand, um die nach hinten ausgestreckten Hände zu wärmen. „Intellijent sein, wie unser Meester sagt, das ist die Hauptsache! Und dann: sehen können. 'N Stücksken Thon nehmen und jleich 'ne Nase richtig formen, die man vor sich hat: Das is 'n Kunststück!"

Trotzdem er der Aufgeklärteste von allen sein wollte, verfiel er manchmal in den Berliner Dialekt, was Hannchen „gewöhnlich" fand. Er aber behauptete, daß alle ‚genialen' Leute sich manchmal „gehen" ließen.

„Dazu gehört wohl kein Kopf, 'n Pferd zu dressieren, was?" schrie Fritz nun, wütend geworden. „Geht doch 'mal hin nach 'n Zirkus und seht Euch 'mal die Schulreiter an! Da gehört mehr Gripps zu, als Ihr beide zusammen habt! Versteht Ihr? Aber natürlich, woher sollt Ihr auch 'n Pferdeverstand haben?"

An jedem Sonntag besuchte er den Zirkus Renz, wo er sich, schon lange vor Beginn der Vorstellung, von den Trinkgeldern, die er während der vergangenen Woche bekommen hatte, einen Platz auf der Fünf-Groschen-Gallerie eroberte — in der „Hallunkenloge," wie er selbst die oberste Tribüne unter dem Dache zu bezeichnen pflegte.

Oft stand er eine Stunde lang an der Kasse, selbst bei bitterster Kälte, und gebrauchte dann nach Kräften seine Ellbogen, nur um an sein Ziel zu gelangen.

„Immer tüchtig, laß Dir's nicht gefallen," sagte Franz lachend. Für die Urwüchsigkeit Fritzens hatte er immer Anerkennung bereit.

„I, wo werd' ich denn, Vater," erwiderte Fritz und fügte dann gleich hinzu: „Jetzt können sie klug reden, aber wenn sie mich 'mal beide gebrauchen können, wie im vorigen Sommer,

als die große Schülerschlacht hier unten auf der Straße war, dann bin ich gut dazu, um sie aus der Klemme zu boxen; 's nächste Mal können sie aber lange warten!"

„Dafür nennt Dich auch das ganze Haus den ‚Riesen Goliath',"" bemerkte Vater Wilhelm, während die andern lachten.

„Zankt Euch nicht, trinkt lieber Kaffee," fiel Hannchen jetzt ein, die mit der Sorgfalt einer kleinen Hausfrau Frühstück für die Brüder geschnitten und die gefüllten Tassen bereit gestellt hatte.

Als sie nun alle an dem Tische saßen, sagte Franz wieder: „Nun, Vater, wir haben noch Zeit. Wie war's denn mit dem Irrlicht und dem Gespenst — wie?"

„Das hört sich aber grausig an," bemerkte Hannchen mit vollem Munde und schüttelte sich, indem sie „brrrr" machte.

„Ach so, daran dachte ich schon gar nicht mehr! Nun, die Geschichte ist nicht lang. Wenn Ihr durchaus wollt —"

Da alle zustimmten, wollte er beginnen, als es an der Mittelthür leise klopfte und diese sofort geöffnet wurde, ehe jemand „Herein!" gerufen hatte.

Meister Säuberling, der Nachbar Schneider, trat mit einer tiefen Verbeugung und einem unterthänig klingenden „Guten Morgen" in's Zimmer.





Meister Säuberling und sein Satan.

Meister Donatus Säuberling war ein dürrer, wenig über die Mittelgröße hinausgehender Herr, dessen etwas lang geratene, spitze Nase sehr verwegen in die Welt ragte und eigentlich nur dazu geschaffen schien, der Hornbrille mit kugelrunden Gläsern den nötigen Halt zu verleihen. Er selbst freilich pflegte von ihr zu behaupten, der liebe Herrgott habe sie ihm als guten Wegweiser mitgegeben; denn da sie seinem ganzen Körper um ein Bedeutendes voraus sei, errege sie immer zuerst Anstoß, und so wisse er sich vortrefflich nach ihr zu richten.



In der That bewegte sie sich bald hierhin, bald dorthin, was wohl daher kam, daß ihr Besitzer seinen Kopf in steter Bewegung hielt, eine Angewohnheit, die namentlich während seines Sprechens besonders stark auffiel. Und da dieser Kopf überdies auf einem ziemlich dünnen Hals saß, so hatten seine fortwährenden Schwenkungen viel Ähnlichkeit mit denen eines Vogels, der seinen Schnabel bald nach rechts, bald nach links wendet, um seine Umgebung besser betrachten zu können.

Im Allgemeinen machte der Meister einen etwas kümmerlichen Eindruck, wie alle Flickschneider, die in der steten Furcht leben, es könnte eines Tages jemand mit dem Auftrage an sie herantreten, einen fertigen Anzug zu liefern, ohne daß sie wüßten, wo sie den Stoff dazu hernehmen sollten. Schon aus seiner lispelnden Stimme ging das hervor, die immer den Eindruck machte, als wäre er viel zu bescheiden, um sie laut und kräftig gleich anderen Menschen erschallen zu lassen. Auch der spitze, mit semmelblondem, kurz geschorenem Haar bedeckte Schädel und das magere Gesicht, in dessen Furchen die Bartsprossen sich nur vereinzelt hervorgewagt hatten, lieferten den Beweis, daß sie nur geschaffen waren, um der ganzen Gestalt einen würdigen Abschluß zu geben.

Meister Säuberling kam nicht mit leeren Händen. Uber den linken Arm hatte er ein sauber zusammengelegtes Beinkleid geschlagen, das er auch noch an sich behielt, als er nun, im Kreise herumgehend, jedem die Hand drückte, wobei er den Morgengruß der Reihe nach wiederholte und jedes Mal über die Brille schielte.

„Ich dachte schon, man würde stören, aber bei solch' fleißigen Leuten, wie Sie alle sind, kann ja so etwas gar nicht vorkommen," sagte er und machte, zu Vater Wilhelm gewendet, dieselbe tiefe Verbeugung wie beim Eintreten. „Da man es aber fest versprochen hatte, so mußte man doch — — hier, mein junger Herr Heinz....."

Er hatte die Hose vom Arm genommen, breitete sie auseinander und winkte den Ältesten zu sich heran. „Seh'n Sie einmal, lieber Herr Heinz," fuhr er fort mit einer Stimme, die zu einem geheimnisvollen Flüstertone herabgestimmt war, „damit können Sie noch beim türkischen Sultan Staat machen. Man darf wohl dreist behaupten —"

Er brach ab, denn der „Kunstreiter" lachte laut und schallend auf. Meister Säuberling warf ihm einen vorwurfsvollen

Blick zu und sagte mit einer Weichheit, die unter allen Umständen beschämend wirken mußte:

„Jawohl, mein lieber Herr Fritz, wenn man auch schon alte Augen hat, so weiß man immer noch, was sich für solch' einen jungen angehenden Künstler ziemt, wie Ihr Herr Bruder ist. Soll mir Einer kommen und nun sagen, daß hier ein Flicken drin sitzt! Ich fand wahrhaftig noch ein Stück Zeug, das sich vortrefflich eignete, den Schaden auszubessern . . . Seh'n Sie, mein bester Herr Tetzlaff — hier oben habe ich sie ausgelassen, die Linte, und so hat man denn dafür etwas Anderes eingenäht."

Dieses Mal hatte er sich Franzen zugewandt und deutete nun mit dem Zeigefinger auf die Stellen, die seiner Meinung nach dazu beigetragen hatten, seinen Ruf als Nothelfer der armen Leute zu vergrößern. Er war gerade im besten Zuge, die ganze Familie in die Geheimnisse seines Handwerks einzuweihen, als Franz ihn mit einer lauten Anerkennung unterbrach.

„Da haben Sie wieder einmal gezeigt, was Sie leisten können, Meister Nachbar," sagte er und klopfte ihm so derb auf die Schultern, daß dieser zusammenzuckte. „Ja ja, mein lieber Herr Säuberling, wer weiß, was aus Ihnen noch werden wird. Wenn Sie Ihren eigenen Laden hätten, könnten Sie sich Ihre Zuschneider halten und das Tuch im Großen einkaufen."

„Sie meinen wohl, wie die großen Schneidermeister unter den Linden, die sich immer eine französische Benennung geben. Mar— mar— marschang—. Ja, sehen Sie — nun habe ich's wieder vergessen. Aber gelesen hab' ich's."

„Marchand tailleur, heißt es," fiel Heinz ihm schnell in's Wort, der sich etwas darauf einbildete, einige Brocken Französisch zu können.

Meister Säuberling erhob den Kopf mit einem Ruck her=

artig, daß er diesmal seinen erstaunten Blick durch die Brille richten konnte. Dann sagte er:

„Sie verstehen doch alles, Herr Heinz! Nein, was müssen Sie für einen Umgang haben! Wenn ich mir so vorstelle, wie leicht Sie sich verständigen könnten, wenn Sie 'mal nach Paris kommen sollten..."

„Kommt er ja gar nicht, Meister Säuberling," fuhr Fritz plötzlich dazwischen, dem es nicht recht war, daß die Sprachenkenntnisse des Ältesten gelobt wurden, wogegen er sein Zirkuskauderwälsch nicht zum Besten geben durfte.

„Hast Du 'ne Ahnung?" erwiderte Heinz achselzuckend. „Jewiß jeht's 'mal nach Paris. Allemal. Die jroßen Jeister jehen immer in's Ausland. Der Prophet jilt doch bei uns nischt."

„Haben Sie aber Mut, Herr Heinz," sagte der Flickschneider wieder, der jetzt voller Bewunderung auf den Ältesten blickte. „Sie werden es noch einmal weit bringen, sehr weit, sehr, sehr weit! . . . Nach Paris, nach dem großen Paris — nach Frankreich! Du mein Gott, muß das eine Reise sein. Man soll zwar mit dem Schnellzug sehr bald dahin kommen, aber was mich betrifft, so würde ich vor Heimweh sterben."

„Daran stirbt man heute nicht mehr," erwiderte Heinz und gähnte.

„Aber bedenken Sie doch nur, mein guter Herr Heinz! .. Hier habe ich meine Hasenhaide in der Nähe, wo ich jeden Baum kenne, jede Schießbude, jedes Karussell und jedes Wunderkind, das man öffentlich zeigt."

„Und dann die Zirkusse, nicht wahr, Meister Säuberling?" fiel Fritz leuchtenden Auges ein.

„Gewiß, gewiß, auch die, mein lieber Herr Fritz," fuhr der Schneider fort. Und dann wieder, zu dem Ältesten gewendet: „Hier ist man doch bekannt, hier kann man sich

doch nicht verlaufen; sozusagen im Schlafe finde ich mein Haus. Aber in Paris, wo mich keiner versteht, wo ich nicht einmal fragen könnte, wenn ich mich verlaufen hätte — brrrr, das geht nicht! Ich käme mir ja vor wie eine Ente mitten im Ocean. Die kann lange schwimmen, ehe sie an's Land kommt."

Er hatte das sehr eifrig gesagt, den Kopf dabei nach allen Seiten drehend, damit er auch jedem in's Antlitz schauen könne; dabei hatte er ganz vergessen, daß er die Hose noch immer in den Händen hielt und sie hin und her schlenkerte, je nachdem er sich bald nach rechts, bald nach links wendete.

„Aber so 'mal mitten im großen Meer zu schwimmen, muß doch hübsch sein," fiel Heinz wieder ein; „da muß man eben zeigen, wie lange man's aushalten kann."

„Hören Sie doch nicht auf solchen Bruder Naseweis, Meister Nachbar," sagte Vater Wilhelm plötzlich laut. „Bleibe im Lande und nähre dich redlich, heißt's im Sprüchwort, und darnach sollte sich jeder richten."

„Weißt Du, Vater, eigentlich ist's doch hübsch von dem Jungen, daß er immer so'n bischen hoch hinaus will," meinte aber Franz, der sich im Stillen über die Reisefurcht des Schneiders belustigt hatte; „wenn er auch manchmal 'nen kleinen Sparren hat! Wenn er uns später erst 'mal alle ausgehauen haben wird, dann wirst Du ganz anders reden."

Die Kinder lachten; auch der Schneider kicherte und sagte dann: „Sie meinen doch natürlich in Marmor ausgehauen, wie die Königin Luise im Tiergarten und wie die Puppen auf der Schloßbrücke, nicht wahr? Sonst würde man wohl kein Vergnügen daran haben. Man müßte sich dann schon den Rücken gehörig schmieren."

Plötzlich stellte sich Heinz breitbeinig vor ihn hin und

sagte feierlich: „Passen Sie auf, Herr Säuberling, wir sehen uns noch in Paris wieder, wenn Sie erst in jedem Jahre hinüber fahren müssen, um sich die neueste Mode zu holen. Dann sollen Sie auch von mir ein Stück Geld verdienen. An jedem Ersten können Sie die Rechnung präsentieren."

Die Übrigen lachten, Meister Säuberling aber hatte die Empfindung, als müßte er vor Schreck die Hose fallen lassen. Der Sicherheit wegen legte er sie auf das Bett; dann schlug er vor Erstaunen mit den Händen zusammen.

„Ich — ich sollte wirklich — Sie meinen —," brachte er stammelnd hervor. „Nein, mit welcher Bestimmtheit Sie das sagen, Herr Heinz! Man könnte wirklich glauben, ... Ich, der arme Flickschneider Donatus Säuberling, der ein Zimmerchen vier Treppen hoch auf dem Hofe bewohnt, sollte 'mal im Stande sein, in Paris ... die neuen Moden ... Nein, das ist doch zu närrisch ... Da möchte man ja Rad schlagen! Was Sie für Späße mit mir machen! Und man ist wahrhaftig schon fünfzig Jahr alt geworden ... Das ist ja zum trudeln!"

Der Schneider schlug weder Rad, noch trudelte er sich, aber er ließ sich auf den ihm angebotenen Stuhl nieder, streckte die kurzen Beine von sich, schlug mit den flachen Händen wiederholt auf die Kniee, und ließ seine helle Trompetenstimme zu einem andauernden Lachen ausarten, von dem sich die ganze Familie schließlich angesteckt fühlte.

Diese Heiterkeit hielt eine Weile an; dann sagte Franz auf die Thür deutend:

„Sehen Sie einmal, was da geschrieben steht! Sie wissen doch ... Es ist noch nicht aller Tage Abend, und der heutige kommt auch noch erst."

Vater Wilhelm räusperte sich so laut und auffallend, daß sein Sohn ihn verstand und das unterdrückte, was er noch sagen wollte.

Meister Säuberling war plötzlich merkwürdig still geworden. Er blickte vor sich hin, that einen tiefen Seufzer und sagte dann wehmüthig:

„Ich habe schon alle Hoffnung aufgegeben. Sie können wohl daran glauben, aber ich — nein! Ich habe nun einmal kein Glück im Leben. Und dann, bedenken Sie — wenn man nur ein Zweiunddreißigstel spielt! Was soll denn da auch herauskommen? Nein, nein ...“

„Aber wir gewinnen doch heute,“ fiel Heinz mit solcher Bestimmtheit ein, daß sein Vater ihn ganz erstaunt anblickte.

„Woher weißt Du denn das? fragte Franz.

„Mir hat von großen Fischen geträumt, Vater. Ich stand am Ufer eines klaren Wassers, und da kamen die Kerle auf mich zugeschwommen. So groß waren die Biester!“

Genau wie sein Vater es vor einer Stunde gethan hatte, deutete er mit den Händen die Größe der Fische an. Franz aber schlug plötzlich mit der flachen Hand auf den Tisch und schrie:

„Da soll man nun sagen, was 'ne Sache ist! Träumt der Junge genau dasselbe, was ich geträumt habe. Nun möchte ich den sehen, der da behauptete, es gäbe keine Wunder mehr.“

Er hätte noch etwas hinzugefügt, wenn Heinz sich nicht plötzlich abgewandt hätte. Es schien, als wollte er absichtlich seinem Vater nicht in's Auge blicken. Das machte Franz sofort mißtrauisch, denn er wußte, daß der Älteste immer einen bestimmten Zweck damit verband, wenn er das Lotterie-Steckenpferd zäumen half.

„Ist es auch wahr, Heinz?“

„Aber natürlich, Vater .. Große Fische bedeuten Geld.“

„Dir fehlt's wohl heute an Cigarren?“ fiel Vater Wilhelm ein, der die kleinen Schliche des Enkels kannte.

Franz aber, der schon glücklich war, wenn jemand auf seine Ideen einging, glaubte seinem Sohne und achtete auf den Einwurf des Alten nicht.

„Nun haben Sie es ja gehört, Meister Säuberling," sagte er vergnügt schmunzelnd, faßte in die linke Seitentasche seines Rockes, holte eine etwas zerdrückte Cigarre hervor, roch daran und überreichte sie dem Ältesten, der sofort wie ein Balletmeister angetänzelt kam und schon von weitem die Hand ausstreckte.

„Also Kopf in die Höh', Meister Säuberling," fuhr Franz fort, „der Junge wird wohl Recht behalten — von wegen die Mode und die Reise nach Paris. Sie spielen dieselbe Nummer wie wir; weshalb Sie nun gerade sagen, wir hätten mehr Hoffnung, begreife ich nicht."

„Das werden Sie aber gleich, Herr Tetzlaff, wenn Sie erfahren, daß ich mein Los gar nicht mehr besitze," erwiderte der Schneider, diesmal in fast weinerlichem Tone, so daß Hannchen, die sich bisher nur mit Essen und Trinken beschäftigt hatte, ganz gerührt wurde und laut „Du lieber Gott!" sagte.

„Was? Sie haben das Los doch nicht etwa verkauft?" fragte Franz bestürzt. „Das bringt jedesmal Glück dem Käufer, und Sie werden sich nachher zu Tode ärgern, wenn's 'raus kommt."

Meister Säuberling antwortete nicht, sondern schüttelte nur tiefbetrübt den Kopf.

„Der Nachbar wird's verloren haben," bemerkte Vater Wilhelm. „Jeder Mensch kann sich nicht extra einen Blechkasten dazu anfertigen wie Du."

„Nein, so verhält sich's auch nicht," erwiderte der Schneider und faltete die Hände. „Was man verliert, kann man immer noch wiederfinden, oder ein anderer hebt es auf, und dann bringt es dem wenigstens noch Glück und Segen. Aber was

mir begegnet ist, ist ja tausend Mal schlimmer. Es ist kaum zu glauben, und ich wage es gar nicht zu sagen, denn ich fürchte, Sie werden mich auslachen."

Alle blickten gespannt und teilnahmsvoll auf den Schneider, der auf dem Stuhle immer kleiner geworden zu sein schien und dessen Kopf die Beweglichkeit verloren hatte.

„Aber nun sagen Sie doch — was ist denn nur geschehen? Der Teufel kann es doch nicht geholt haben," forschte Franz weiter, der etwas Geheimnisvolles erwartete.

„Beinahe, beinahe," erwiderte Meister Säuberling. „Es giebt auch vierfüßige Teufel, die man Jahre lang am eigenen Busen genährt hat und die nun zum Dank dafür Unheil anstiften... Denken Sie nur, meine lieben Herrschaften, mein Pudel hat das Los aufgefressen — gestern zum Abendbrot."

Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus, worin auch Vater Wilhelm laut und herzlich mit einstimmte.

„Ja, lacht Ihr nur," sagte der Flickschneider wieder mit derselben komisch-traurigen Miene wie zuvor. „Gesehen habe ich es nicht. Aber es kann ja gar nicht anders sein. Man möchte es sogar beschwören!"

„Aber wie ist denn das zugegangen?" fragte Franz wieder. „Ihr Pollo ist doch sonst ein ganz verständiges Tier."

„Das ist er auch, aber er muß neidisch darauf gewesen sein, daß ich das Los so oft betrachtet habe. Und gerade gestern — aber hören Sie nur!..."

Er unterbrach sich und nippte von dem Kaffee, den Hannchen ihm vorgesetzt und den er mit vielen Dankesworten angenommen hatte. Er umspannte die Tasse mit beiden Händen, um sich während des Trinkens zugleich daran zu wärmen.

Während dessen hielt es Fritz für angebracht, seine Kenntnisse von Hunden zum Besten zu geben.

„Pudel sind manchmal sehr gelehrig, Vater," sagte er lebhaft. „Sie machen die größten Kunststücke, können zählen und sogar lesen, natürlich nur mit den Augen.... Aber wo steckt er denn heute, Meister?" fügte er hinzu.

„Ich habe ihn draußen an das Treppengeländer gebunden. Das ist die größte Strafe für ihn, denn Sie wissen ja, Herr Fritz, wie gerne er Sie hat. Nun kann er in sich gehen."

In diesem Augenblick hörte man lautes Bellen, gleich darauf ein Kratzen an der Thür, dem ein Winseln folgte.

„Hurrah, da ist er!" rief Fritz und sprang sofort auf.

„Wahrhaftig, er hat sich losgerissen," sagte der Schneider wieder. „Der reine Satan, der mir durch seine Wildheit manchmal die Hölle heiß macht!"

Der Stubengenosse Meister Säuberlings hatte allerdings etwas Satanmäßiges an sich; denn, als Fritz die Thür geöffnet hatte, erwies sich Pollo als ein großer, rabenschwarzer Pudel, dessen grünlich-gelbe Augen unter den struppigen Haarbüscheln unheimlich hervor leuchteten, und da er nicht geschoren war, vielmehr sehr verwildert aussah, so wurde der erste, unangenehme Eindruck noch verstärkt. Weshalb der frühere Besitzer, von dem der Meister ihn erstanden hatte, dem Pudel gerade den Namen Apollo beigelegt hatte (Pollo war nur die Abkürzung davon), war nicht recht ersichtlich, denn eigentlich war das Tier sehr häßlich und hatte auch sonst nichts eben Begeisterndes an sich.

„Hub! Wie ein Gespenst sieht er heute aus," sagte Hannchen und rückte mit dem Stuhle weg.

Der Pudel sprang sofort an Fritz in die Höhe, so daß dieser sich seiner kaum erwehren konnte; dann erblickte er die Eule im Hintergrunde, knurrte sie laut an, zog den Schwanz ein und wich zurück, worüber große Heiterkeit entstand.

„Er denkt immer noch, sie wird herabfliegen," sagte Franz.

„Übrigens — das gäbe gar kein schlechtes Bild, Vater: eine Eule auf 'nem Pudel reitend, Nachts bei Mondschein über's Feld," warf Heinz ein. „In Thon läßt es sich nicht gut machen, aber ich will es später 'mal versuchen," fügte er etwas nachlässig hinzu, während er mit der rechten Hand durch die Künstlermähne fuhr.

„Nein, was Sie alles können, Herr Heinz . . . dieser grausige Gedanke," sagte Säuberling und fuhr dann gleich fort:

„Also hören Sie nur . . . kusch Dich, Pollo, gleich hierher, unter'n Stuhl, sonst giebt's nachher 'was mit 'm Bügeleisen! . . . Also hören Sie nur! Sitze ich doch gestern Abend wie gewöhnlich bei meinem Topf Kaffee und einer Schmalzstulle und unterhalte mich mit meinem Hund. Mit wem sollte ich mich sonst unterhalten? . . Man hat doch auch manchmal das Bedürfnis zu sprechen, und ich kann Ihnen nur sagen, daß das Tier mich ganz gut versteht. Verstehst Du mich, Pollo?" wandte er sich plötzlich nach unten, dem Hunde zu.

Der Hund schlug mehrmals laut an, ohne sich vom Fleck zu rühren.

„Da hören Sie's also", fuhr der Schneider fort. „Also gut. Über was soll sich so 'n alter Mann, wie ich bin, unterhalten? . . Doch über das, was mir am nächsten liegt. Und das war zufälliger Weise das Lotterielos, denn ich hatte es vor mir auf dem Tisch liegen, wie immer, wenn ich abends in der Zeitung nachsah, ob wir wohl etwas gewonnen hätten.

Neben mir also auf der Diele sitzt Pollo und blickt zu mir auf, weil er erwartet, er würde noch einen fetten Bissen bekommen — denn ich hatte mir noch ein Stückchen Wurst zugelegt, müssen Sie nämlich wissen. Und auf die Pelle spekulierte er schon lange. Ich ließ ihn aber noch ein Weilchen zappeln, denn wie die Schlächter die Wurst machen, daß so viel Fett

an der Pelle sitzt, das wissen Sie ja auch. Man muß also alles gehörig abputzen, wenn man nichts zu verschenken hat.

Gut also. Ich bin ärgerlich darüber, daß wir wieder durchgefallen sind, und sage so recht wehmütig zu Pollo: Ach Pollo, sage ich, es wäre doch so schön, wenn sich der liebe Herrgott einmal unser erbarmte und uns ein paar harte Thaler gewinnen ließe. Wir wollten sie gewiß nicht verprassen, trotzdem ich ja nicht weiß, wie einem zu Mute ist, wenn man plötzlich mit hundert Thalern in der Tasche zum Rothschild wird.



Aber das kann ich Dir sagen, Pollo, ich kaufe mir gleich Stoff zu einem neuen Winterüberzieher, denn der alte sieht schon aus wie eine Sonnenblume, und Du, Pollo, sollst dann auch 'mal wieder anständig geschoren werden, ganz auf englische Art, mit einem Schnurrbart und Manschetten aus Krimmer um die Füße. Und wenn Du dann ganz artig bist, sollst Du auch einen gefütterten Paletot bekommen, wie der kleine Mops drüben bei der dicken Pfandleiherin, die immer unsere Kasse verwaltet, wenn's 'mal schlecht geht. Begreifst Du, Pollo? frage ich zum Schluß.

Natürlich hatte er mich verstanden, denn er bellte so vergnügt, als hätte er schon den Paletot an und wollte zum Hundeball gehen. Einmal im Zuge, fahre ich denn in meiner Unterhaltung fort. Pollo, sage ich auf's Neue, ist es nicht ein öffentliches Ärgernis, daß so viele Menschen etwas gewinnen und wir armen Teufel nicht? Und gerade bei so einer Glücks-

nummer muß uns das passieren! Herr Tetzlaff, unser freundlicher Nachbar, weiß mehr als wir, und der hat mir die bestimmte Versicherung gegeben, daß die beiden Nullen Glückstöpfe bedeuten sollen. Nun sieh Dir auch einmal die Nummer an!

Indem ich das sage, bilde ich mir ein, er könne lesen wie ich, und so reiche ich ihm das Los hin. Da — schwapp! will er danach beißen und hat auch schon wirklich eine Ecke im Maule. Ei, sage ich, Du Racker, Du denkst wohl, das ist schon die Wurstpelle, und reiße ihm das Papier wieder weg. Dabei sehe ich denn, daß die eine Seite ganz fettig ist, und nun war's mir klar. Ich war nämlich mit dem Lose über den Schmalznapf gefahren, und das hatte dem Hunde in die Nase gestochen. So etwas kann ja vorkommen, wenn man kein Speisezimmer hat und seine Mahlzeit auf dem Arbeitstisch einnehmen muß.

Nun, natürlich bin ich vorsichtig und lege das Los bei Seite, da ich auf einige Augenblicke das Zimmer verlassen muß. Als ich aber wieder zurückkehre, sitzt der Pudel auf dem Stuhle und das Los ist weg. Ich suche und suche, und fluche und fluche — es half alles nichts. Dieser Satan glaubte mir wahrscheinlich einen Gefallen zu thun, wenn er das Los verschlänge, weil ich es ihm zuerst hingehalten hatte. Und als ich ihn noch frage, so mit aller väterlichen Güte: Pollochen, sage 'mal, hast Du das Los wirklich gefressen? — da bellt er auch schon mehrmals ein Ja Ja! und springt lustig an meinen Hals und leckt mir das Gesicht.

Sollte ich den Satan schlagen? Das ging doch nicht, denn er hätte sich verteidigen können. Ich habe ihn auch trotz seiner Unarten zu lieb, denn er wird wohl der Einzige sein, der später 'mal hinter meinem Sarge hertrottet. Nun aber, mein werter Herr Tetzlaff, werden Sie mir wohl zugeben, daß ich keine Hoffnung mehr hegen darf. Ich komme mir manchmal vor, wie einer meiner vielen Flicken, die vom Schicksal bald

hierhin, bald dorthin geworfen werden und nur dazu da sind, einen Riß zu verdecken. Ich bin auch so ein alter Flicken, losgetrennt von der ganzen Welt und nur noch gut dazu, einen Riß in der Erde auszufüllen."

Seine Betrübnis hatte sich gesteigert; er zeigte nun eine so starre Miene, als erwartete er noch an diesem Tage sein letztes Stündlein.

„Wer hätte das von diesem schwarzen Kerl da gedacht!" fiel Franz ein. „Sie sind wirklich zu bedauern, Meister Nachbar; denn, stellen Sie sich nun einmal vor, wir würden noch heute das große Los gewinnen — was dann?"

Donatus Säuberling schnellte empor, wie von einer Sprungfeder getrieben, und blickte Tetzlaff ganz verblüfft an.

„Das große Los," sagte er langsam und tonlos. „Mein Gott, Sie geben mir ja einen Stich in's Herz! Das wäre ja fürchterlich, grauenhaft! Für mich armen, alten Kerl wenigstens. Denn, bedenken Sie doch, meine lieben Herrschaften — ich könnte ja mein Los nicht vorzeigen, denn ich habe es ja nicht mehr. Der Hund hat es ja gefressen. Nein, nein — schon der bloße Gedanke daran muß einen Menschen rasend machen. Ich würde mir ja meinen eigenen Kopf abreißen und zum Fenster hinauswerfen. Nein, nein — erinnern Sie mich an so etwas nicht mehr, Herr Tetzlaff!"

Meister Säuberling hatte sich erhoben und trippelte auf seinen kurzen Beinen erregt einige Male zur Thür hin und zurück. Der Kopf bewegte sich hin und her wie der Mohn im Winde, und beide Hände fuhren zu gleicher Zeit an die Brille und schoben sie zwecklos hin und her, was er immer zu thun pflegte, wenn ein außergewöhnliches Ereignis auf ihn einstürmte.

„Dann wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, Meister Säuberling — Sie werden Pollo schlachten müssen," warf Heinz ein.

Die andern lachten wieder; der Schneider aber blieb stehen und durchbohrte den Ältesten fragend über die Brille hinweg mit seinen Blicken, als hätte er ihn nicht richtig verstanden, oder hielte ihn für nicht ganz vernünftig.

„Ich, meinen Hund schlachten? Meinen Pollo, Ihren Pollo, den Pollo des ganzen Hauses?!“

„Jewiß doch, Meester — was kann da weiter sein,“ erwiderte Heinz. „Papier ist schwer zu verdauen, namentlich für Hunde. Und die Nummer werden wir schon finden, die ist doch die Hauptsache... Apollo wird dann ausgestopft und bekommt einen Ehrenplatz in Ihrer juten Stube. Das werden Sie sich doch leisten können.“

Jetzt erst schien Meister Säuberling diese Zumutung in ihrer ganzen Größe erfaßt zu haben. Er lachte plötzlich so grell und schrill auf, daß die Heiterkeit der übrigen durch diesen Mißklang übertönt wurde.

„Ich meinen Hund schlachten, meinen lieben, guten Köter!“ sagte er dann wiederholt und schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Der Pudel hatte seinen Platz unter'm Stuhl verlassen und sich auf die Hinterfüße gesetzt. Und in dieser Stellung blickte er nun starr und unbeweglich zu seinem Herrn empor. Plötzlich beugte sich der Schneider zu ihm nieder, erfaßte ihn mit aller Kraft und zog ihn an die Brust. Pollo winselte vor Freude und rieb seinen Kopf an der Schulter seines Herrn.

„Ja, Du verstehst mich,“ sagte der Meister und streichelte ihm mit der knöchernen Hand das Fell. „Lieber trocken Brot essen, als Dich treue Seele schnöden Gewinnes wegen schlachten — morden! Wir waren immer so glücklich und haben alles mit einander geteilt. Wie sollte mir denn die Arbeit glatt von Händen gehen, wenn Du nicht dabei säßest, und ich könnte mir mit Dir nichts mehr erzählen?“

Er hob den Kopf des Pudels in die Höhe und blickte ihm in die Augen, als hätte er sein eigen Fleisch und Blut im Arm.



I 2 S. 53

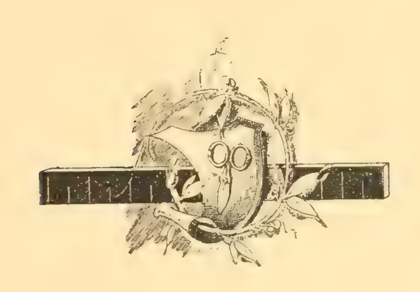
„Nein, nein, Herr Tetzlaff, ich töte keinen Freund,“ kam es wie klagend über des Schneiders Lippen.

Stille trat ein; alle waren tief gerührt, bis Franz dann sagte:

„Hübsch von Ihnen, Meister Nachbar, aber Ansichten bleiben es doch. Sie denken schon einmal anders darüber, wenn's nur erst so weit sein wird.“

„Nein, nein, Herr Tetzlaff, ich töte keinen Freund,“ kam es wie klagend über des Schneiders Lippen.

Vater Wilhelm aber trat auf ihn zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Sie sind ein braver Kerl, Herr Säuberling — heute lernt man Sie erst von der richtigen Seite kennen.“





Irrlicht und Gespenst.

Der Schneider wollte gehen, als ihm plötzlich noch etwas einfiel. Er wandte sich an Robert, der bisher still in einer Ecke gesessen hatte, den Vorgängen aber mit großem Interesse gefolgt war.

„Ach, kleiner Herr Rechtsanwalt, Sie könnten mir wohl einen großen Gefallen thun," sagte er und ließ den Pudel wieder zur Erde nieder, da die Last ihm zu schwer geworden war.



Pollo wurde von Fritz sofort mit Beschlag belegt und mußte nun allerlei Kunststücke verrichten: Schönmachen, die Pfote geben und schließlich über Franzens Spazierstock springen, wobei er fast mit dem heißen Ofen in unangenehme Berührung gekommen wäre.

„Ich habe da so einem Sausewind aus einem Kaffeegeschäft zwei Hosen, eine Weste und einen Rock ausgebessert, und nun will der Mensch nicht bezahlen. Taschen- und Ärmelfutter habe ich noch hinzugegeben. Man muß doch auch leben, und

verschenken kann ich nichts; Geld für einen teuren Rechtsanwalt habe ich auch nicht. Wenn Sie also so gut sein wollten, mir das aufzusetzen, so wär' das wirklich sehr schön. Eine Mark würde ich gern dafür anlegen, das heißt, wenn Sie meinen — und wenn es nicht zu wenig ist . . ."

Er hatte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Westentasche vergraben und suchte nun krampfhaft nach seinem Gelde.

„Nun, ich hatte doch eine" — fuhr er fort, „ich werde sie doch nicht —"

Plötzlich senkte er die Finger durch das zerrissene Futter und sagte kleinlaut: „Wahrhaftig, ich habe sie verloren. Aber ich werde sie gleich . . . Nun sehen Sie einmal, was das für eine lüderliche Wirtschaft ist: bin Schneider und laufe mit solchen Taschen umher!"

Er kicherte halblaut vor sich hin und hatte nun seine gute Laune wiedergefunden.

„Aber lassen Sie doch nur, Meister Säuberling! Sie werden doch nicht denken, daß ich von Ihnen Geld nehme," erwiderte der Kleine mit leiser Stimme, wie beschämt. „Ich lerne ja noch. Aber ich will mich heute 'mal erkundigen bei einem älteren Kollegen, und wenn Sie dann heute Abend noch einmal mit vorsprechen wollten . . ."

„Ich wußte ja gleich, daß ich nicht vergeblich anklopfen würde," sagte der Schneider freudig und drückte dem Kleinen die Hand. „Oh, Sie werden es auch einmal weit bringen, Herr Robert, aber auf andre Art wie ihre Herrn Brüder. Bei Ihnen steckt's hier oben, im Kopf . . . Papier haben Sie doch? Sonst würde ich einen Bogen kaufen."

Der Kleine nickte und vertiefte sich dann in höchst altkluger Weise in ein juristisches Gespräch über den vorliegenden Fall, bei welcher Gelegenheit Meister Säuberling ihm zu verstehen gab, daß er noch verschiedene ähnliche Eingaben machen lassen

würde, wenn er durch diesen Handel zu seinem Gelde gekommen wäre.

Es schien Zeit, daß jeder seiner täglichen Beschäftigung nachging. Vater Wilhelm drängte und alle machten sich zum Gehen bereit. Heinz stülpte bereits seinen mächtigen Schlapphut auf den Kopf, der ihm das Ansehen mehr eines Slovaken als eines Künstlers gab, als Franz noch einmal die Uhr zog und sagte:

„Wir haben ja noch eine ganze Viertelstunde Zeit! Zu was denn zu früh in die Kälte hinaus?“

„Weißt Du, Großvater,“ rief Fritz dazwischen, „dann kannst Du uns ja noch schnell die versprochene Geschichte vom Irrlicht und dem Gespenst erzählen.“

„Ja! Dann verdauen wir besser das Frühstück,“ fiel Heinz ein.

„Dann wird's wohl richtiger sein, Ihr bittet unsern Meister Nachbar darum, denn der hat sie mir erzählt und kennt sie viel besser,“ erwiderte der Alte, der sich aus gewissen Gründen gegen diese Zumutung nicht sträubte.

Der Schneider hatte bereits die Thürklinke in der Hand, als er sich durch das Drängen der Kinder bewegen ließ, noch zu bleiben. Er setzte sich wieder und begann unter allgemeiner Stille:

„Es war einmal ein Gespenst, das ging im Mondenschein auf einer Wiese spazieren.“

Fritz unterbrach ihn sofort mit einem hellen Gelächter, worin auch Hannchen mit einstimmte, wogegen Heinz einfiel:

„Es wird sich doch keine kalten Füße geholt haben?“

Franz gab ein nicht mißzuverstehendes Zeichen, sich fürderhin ruhig zu verhalten, und Meister Säuberling fuhr ernsten Gesichtes fort:

„Das Gespenst hatte ein Antlitz, das ganz merkwürdig anzuschauen war. Die eine Seite lachte, und die andere weinte, die erste war jugendlich und hatte glatte, wunderschöne Züge,

und die zweite war alt, häßlich und mit vielen Runzeln bedeckt. Das linke Auge war hell und klar wie die Sonne; ein loser Schalk, der in ihm saß, kniff es fröhlich zusammen, just, wie bei einem Menschen, der stets lustiger Dinge ist; das rechte Auge aber blickte trübe und sorgenvoll in die Welt, an seinen Wimpern hing immerdar eine große Thräne."

„Schnurrig, wirklich schnurrig!" fühlte Franz trotz seines eigenen Gebotes sich nun doch veranlaßt, einzuwerfen.

„Und so war auch alles Übrige beschaffen," fuhr der Schneider fort. „Stirn, Nase, Mund und Ohren zeigten zwei verschiedene Bilder: durchfurcht und glatt, pergamentne und weiße Haut, kirschrote und verblaßte Lippen, ein Ohr blühend und blutdurchtränkt, eines lappig und greisenhaft; der Schädel aber war zur einen Hälfte völlig kahl und zur andern mit dem schönsten goldblonden Haar bedeckt.

Dem Kopfe paßte sich auch der ganze übrige Körper an. Arm und Bein der einen Seite waren frisch und gesund, der andern wieder welk und gebrechlich, der Fuß an dieser Seite zum Fortbewegen kaum mehr zu benutzen. Das Gespenst nannte sich die Vergangenheit, und es hatte gerade diesen Namen gewählt, um sein Aussehen zu rechtfertigen, denn auch in unser aller Leben spielen Alter und Jugend, ernste und heitere Dinge eine große Rolle.

Seit vielen tausend Jahren schon, so lange es Menschen giebt, durchwanderte das Gespenst die Welt und tauchte immer da auf, wo es an irgend etwas erinnern wollte. Trotzdem es nur ein einzelnes Wesen bildete, war es überall, zeigte es sich Hunderttausenden von Menschen auf einmal, und das Schönste war, es hatte Zwiegespräche mit jedermann unter vier Augen, und immer gerade dann, wenn der Betreffende sich ganz einsam dünkte und tief in Gedanken versunken war.

Dann erschien es plötzlich wie aus der Erde gewachsen und zeigte bald seine häßliche, bald seine schöne Seite, je nach-

dem es den Betreffenden ärgern oder erfreuen wollte. Lachte gerade Einer recht laut, dann sah er plötzlich die häßliche Seite des Gespenstes und konnte kein Wort mehr hervor bringen; und weinte ein Anderer und glaubte sich in seiner Verzweiflung von Allen verlassen, dann erblickte er plötzlich die schöne Seite des Gespenstes, und nun mußte er lächeln oder träumen, denn längst entschwundenes Glück erhob seinen Zauberstab und täuschte ihn weg über das augenblickliche Elend, hinüber zu neuer Hoffnung. So that das Gespenst viel Böses, aber auch viel Gutes.

Nun hatte es einmal Feiertag und ging also im Mondenschein spazieren. Das hinkende Bein wollte immer nachbleiben, und der alte, marklose Arm, der sich auf einen Krückstock stützte, half wacker mit, den Gang so beschwerlich als möglich zu machen. Die häßliche Seite hatte nämlich das Bestreben, die Menschen aus dem Schlafe zu wecken, um düstere Bilder vor ihre Sinne zu zaubern. Deshalb wollte sie immer den Schritt nach rechts lenken, hinüber zu dem bewohnten Teil der Welt.

Die schöne, kraftvolle Seite aber behielt den Sieg und steuerte der Wildnis zu, die nie ein Mensch betreten hatte. Ganz im Hintergrund der Wiese, vor einem Walde, breitet sich ein großer Sumpf aus, den aber ein gewöhnlicher Mensch als solchen gar nicht erkennen konnte, weil die Wiese allmählich zu ihm hinführte und auch ein dicker Nebel über ihm schwebte. Überdies war die ganze Wiese mit bunten Blumen besät, und das täuschte.

Es war eine richtige Zaubernacht. Man hörte weit und breit keinen Laut; alles erschien wie mit einem blauen Dunstschleier bekleidet, in welchem eine Geisterhand silberne Fäden gewoben hatte, die bald verschwanden, bald auftauchten. Damit ist nämlich der Mond gemeint, der bald hier-, bald dahin blinzelte, je nachdem er das Gesicht verschnitt. Wenn er die Augen weit auf hatte, dann schossen helle Blitze aus

ihnen hervor und beleuchteten die ganze Gegend fast mit Tageshelle.



Manchmal aber hatte er Launen; dann zog er sich eine große Wolke über's Gesicht, so daß nur die Nase ein wenig hindurchschimmerte. Dann ärgerte sich die ganze Gegend tief unter ihm und nahm ein düsteres Aussehen an.

Gerade in solchen Augenblicken konnte man am besten durch den Nebel ein Licht schimmern sehen, das dann eine verstärkte, rötliche Färbung angenommen hatte. Es sah aus, als käme es aus einem Hause im Walde. Dann wieder mußte man auf den Gedanken kommen, es sei eine Flamme, die der Wind hin und her trieb. Diese Täuschung konnte aber wohl durch den Nebel entstehen, der hin und wieder gar sonderbare Formen annahm.

Als das Gespenst so lustwandelte, sah es plötzlich einen Wanderburschen auf sich zukommen, der quer über die Wiese wollte. Es war ein gar schmucker Junge, der unter der Last seines Ränzels schwer daher gekeucht kam und ein mürrisches Gesicht zur Schau trug.

Das Gespenst wollte ihn nicht gleich erschrecken und kehrte ihm daher die schöne Seite zu. Bei diesem Anblick veränderte sich sofort die Stimmung des Wanderburschen. Er richtete sich in die Höhe, tänzelte förmlich und pfiff eine fröhliche Melodie, die er aber wieder abbrach, sobald er ganz in der Nähe war. Er blieb stehen, zog tief den Hut und stützte sich dann auf seinen Knotenstock. ‚Guten Abend, junger Herr,‘ sagte er mit einem tiefen Bückling, ‚könnt Ihr mir nicht sagen, wie weit ich noch zu dem Licht da drüben habe?‘

Er wollte noch etwas hinzusetzen; plötzlich aber ging eine große Veränderung mit ihm vor, denn die schöne Seite des Gespenstes begann ihre Wirkung zu üben. Seine Augen hatten sich vergrößert und starrten wie in's Wesenlose hinein. In Wahrheit aber haftete sein Blick erstaunungsvoll nur auf der Erscheinung vor ihm.

‚Säbe ich nicht, junger Herr, daß Ihr ein Mann seid, so möchte ich behaupten, ich hätte Jungfer Nanni, meine Braut vor mir,‘ hub er mit stockender, aber wunderbar klangvoller Stimme an, nachdem er eine große Pause gemacht hatte. ‚Das bin ich auch,‘ erwiderte eine Mädchenstimme, die natürlich vom Gespenst kam. ‚Bist — Du es auch wirklich?‘

Der Wanderbursch ließ den Stock fallen und wollte mit ausgebreiteten Armen auf die Erscheinung zu, aber er kam nicht vom Fleck.

Wie festgewurzelt stand er da und betrachtete in stummer Verzückung die angebliche Nanni. Dann erhob das Gespenst den Arm, und der Spuk war vorbei.

Der Wanderbursche fuhr sich mit der Hand über die Augen, griff nach seinem Stock und lachte laut auf. ‚Entschuldigen Sie nur mein Gebahren, junger Herr,‘ sagte er dann wieder und lüftete auf's Neue höflich den Hut. ‚Sie werden mich wohl für rein toll gehalten haben, aber der Gevatter Mond da oben hat Schuld, nicht ich. Wenn der seine Netze spinnt, dann fängt er sich die vernünftigsten Leute. Und nun sagt mir erst, wie weit ist es noch bis da drüben, wenn ich den kürzesten Weg hier über die Wiese nehme? Ihr müßt nämlich wissen, daß ich seit aller Frühe unterwegs bin und gar bald zu einem Nachtlager kommen möchte. Wenn nicht Euer Anblick mich erquickt hätte, weiß Gott — ich wäre beim Walzen eingeschlafen.‘

Sie gingen nun Beide ein Stück Weges neben einander her und zwar so, daß der Wandersmann vom Gespenst immer

nur die schöne Seite erblicken konnte. ‚Also Ihr wollt zu jenem Licht hinüber?‘ begann das Gespenst wieder nach einer Weile. ‚Ei ja doch, ich sagte es schon mehrmals. Ich will heut' noch Menschen sehen,‘ erwiderte der Wandersbursche. ‚Hier in dieser Gegend findest Du keine Seele,‘ bemerkte das Gespenst.

Der Bursche stutzte einen Augenblick; dann sagte er wohlgemut: ‚Ei, so wird es eine verlassene Hütte sein, in der das Feuer bis zum Morgen glüht, oder eine Kapelle, in der die ewige Lampe brennt. Mir auch schon recht, wenn ich nur eine offene Thür finde.‘

Das Gespenst warf einen raschen Blick auf den Begleiter und sagte dann: ‚Ich würde Dir raten, die schöne Sommernacht zu benutzen und Dich hier auf den bunten Teppich unter'm freien Himmel hinzulegen. Dann bist Du sicherer als dort drüben. Fürchte die Lockungen jenes Lichtes, denn Unheil wird Dir daraus entsprießen.‘

‚Ihr scheint ja nicht sonderlich von der Behaglichkeit einer angenehmen Häuslichkeit erbaut zu sein,‘ meinte der Wandersbursch lachend. ‚Ich fürchte die Menschen,‘ brachte das Gespenst kurz und tonlos hervor.

Der Bursche blickte erst betroffen drein, dann sagte er verständnisvoll: ‚Ah so, deshalb macht Ihr auch Eure nächtlichen Wanderungen, um allein mit Euch zu sein.‘

‚Du hast Recht,‘ erwiderte das Gespenst abermals. ‚Ich kann es keinem recht machen. Die Einen verwünschen mich, und die Andern wollen mich haben. Ich kann mich aber nicht zerteilen, denn eine höhere Macht hat mir geboten, so zu bleiben, wie ich bin. Ich bin das Einzige, was jedem Menschen anhaftet, auch noch bis über den Tod hinaus. Und da mich alle fürchten, weil ich etwas heraufbeschwöre, was für ewig verloren ist, so ziehe ich einsam meine Bahnen, ewig begleitet von Gott, der mir am nächsten ist. Mein Paradies ist die Natur, die vom Aberwitz unbefleckte Natur, in welcher noch keines

Menschen Fuß gewandelt ist. Denn hier kann ich mich erholen; hier begegne ich nicht denen, die Himmelsfreuden und Höllenqualen von mir erwarten. So warne ich auch Dich: Geh nicht über diesen Steg hinaus, damit ich Dir nicht eine andere Seite zeige!'

Sie waren stehen geblieben, denn sie befanden sich am Ende des Weges. Fast unabsehbar dehnte sich das Grün vor ihnen aus, immer noch bedeckt von den Nebelstreifen, aus welchen das Licht in der Ferne nach wie vor winkte. Ein Wolkenmeer schien zu wogen, aus dem ein einsamer Stern seine Strahlen sandte.

Der Bursche hatte seinen Begleiter groß angeblickt; dann sagte er mitleidsvoll: ‚Aus allem, was Ihr mir soeben gesagt habt, entnehme ich nur das Eine, daß Ihr sehr unglücklich seid.'

‚Was nennst Du Glück?' fragte das Gespenst, ohne sein volles Antlitz zu zeigen.

‚Darüber giebt es verschiedene Auslegungen. Wenn Ihr es aber durchaus wissen wollt, so kann ich es Euch ja sagen. Glück ist, an das vorgesteckte Ziel zu kommen. Und deshalb ist für mich heute das höchste Glück, jenes Licht zu erreichen. Laßt mich also . . .'

Das Gespenst hielt ihn aber zurück und sagte: ‚Du bist im Unrecht; Glück ist Einbildung, und nur der erreicht es, der es nicht sucht, denn er bleibt frei von Vorwürfen. Wer aber mit Gewalt darauf ausgeht, es zu suchen, darf sich nicht beklagen, wenn er in Gefahren untergeht. Es giebt nur zwei ewige Wahrheiten, das sind Leid und Unglück; wer sie standhaft überwindet, wird zu innerem Glück gelangen und den Frieden in seiner Seele finden. Denke an Christus am Kreuze, den von Gott Gesandten!'

Der Bursche fuhr unwillkürlich einen Schritt zurück; dann sagte er: ‚Ihr sprecht so sonderbar, daß ich mich fast fürchte. Und doch blickt Euer Auge so vergnügt darein, daß es mich fast lustig stimmt.'

‚Das ist der Ernst, gepaart mit Milde,' erwiderte das Gespenst. ‚Nun will ich Dir auch sagen, was jenes Nebelflämmchen bedeutet. Ich weiß, Du wirst mir Dank dafür wissen. Es ist ein Irrlicht. Wer seinen Spuren folgt, der findet sein Heim nimmermehr.'

Wenn aber das Gespenst geglaubt hatte, Entsetzen bei seinem Begleiter dadurch hervorzurufen, so hatte es sich getäuscht.



Der Bursche rief plötzlich jubelnd ein Hurrah! — daß es laut durch die stille Nacht gellte, warf den Hut hoch in die Luft, fing ihn wieder auf und gebärdete sich wie ein Unsinniger vor Freuden. ‚Ein Irrlicht! Ein wirkliches Irrlicht!' schrie er ein über das andere Mal und drehte sich wie unsinnig im Kreise. ‚Und da wollt Ihr mich abhalten, junger Herr?' fuhr er fort. ‚So wisset denn: wo ein Irrlicht leuchtet, da liegt ein Schatz vergraben, und gerade einen solchen zu heben, war der Wunsch meines ganzen Lebens. Welch' ein Wunder! Wie danke ich dem Zufall, daß er Euch mir in den Weg geführt hat. So hört denn: Gerade um solch' Glück zu machen, bin ich ausgezogen.'

Und abermals drehte er sich vergnügt auf seinem Absatz. ‚Was Du Glück nennst, ist Habgier, und die Habgier ist eine arge Sünde, die sich später rächt,' verwies ihn nun das Gespenst, diesmal mit hohler Stimme.

Der Bursche achtete aber nicht darauf, sondern wollte nur vorwärts. Das Gespenst hielt ihn nochmals zurück und sagte: ‚Nun gut. Ich sehe schon, Du gehörst zu jenen Leuten, die sich nicht belehren lassen. Du sollst also Deinen Willen haben.

Weil wir uns aber kennen gelernt haben und ich gerne einmal einen wahrhaft glücklichen Menschen Deiner Art sehen möchte,' — hier lachte das Gespenst kurz auf — ,so will ich Dich begleiten.'

,Thut das, junger Herr; Ihr sollt auch ein gehörig Teil abhaben,' fiel der Bursche ein, der schon wie auf Kohlen stand.

Das Gespenst machte eine unwillige Bewegung und sagte wiederum mit Spott: ,Den Segen gönne ich Dir allein. Da wir uns in meinem Reich befinden, so wollen wir einen Pakt schließen. Ich will Dich sicher bis zur Stelle führen. Du brauchst mich unterwegs nur anzusehen, dann wird's schon gehen. Bist Du im Stande, Dein Glück zu tragen, so führe ich Dich wohlgemut zurück. Kannst Du es nicht, so bist Du mir mit Leib und Seele verfallen. Ich bin hier Herr und Gebieter und bringe Dir ein Opfer.'

,Abgemacht, ich bin meiner Sache gewiß!' rief in kühnem Übermut der Bursche und warf sein Ränzel von sich, um es sich leichter zu machen.

So gingen sie denn, brachen mit festen Schritten das Gras und griffen mächtig aus. Als Richtpunkt hatten sie immer das Licht im Auge. Der Bursche bewegte sich schwerfällig fort, das Gespenst aber berührte kaum den Boden.

Tausend Schritte hatten sie schon gemacht, aber immer schien es noch, als wären sie kaum vom Fleck gekommen; und nach abermals tausend Schritten sahen sie immer noch das Licht in weiter Ferne.

,Willst Du umkehren?' fragte das Gespenst. Der Bursche schüttelte mit dem Kopf; er fühlte, wie ihm warm wurde, aber er wollte es sich nicht merken lassen. Das Wasser war ihm bereits in die Schuhe gegangen, er biß jedoch die Zähne zusammen. Dann, nach einer Weile, fühlte er es wie Bleiklumpen an seinen Füßen: er war im Morast bereits stecken geblieben und konnte nicht weiter.

Auch das Gespenst blieb stehen und fragte abermals: ‚Willst Du umkehren?‘

Und wiederum schüttelte der Bursche mit dem Kopf und brachte diesmal stöhnend hervor: ‚Ich muß!‘ —

‚Wenn Du mußt, so will ich Dir den Weg leichter machen,‘ sagte das Gespenst und trat an die andere Seite des Burschen. ‚Sieh mich nur beim Gehen immer an; das wird Dir Mut verleihen.‘

Als nun der Bursche seinen Blick auf den Begleiter richtete, prallte er entsetzt zurück und er fühlte, wie ihm das Blut in den Adern stockte.

‚Was ist Dir denn?‘ fragte das Gespenst leichthin. ‚Du bist doch nicht etwa feig geworden?‘

Der Bursche vermochte nicht zu antworten, denn er wußte gar nicht, wie ihm plötzlich geschehen war. Von der Gier nach dem Gewinn war sein Gemüt erhitzt, und so glaubte er, die Mondnacht triebe ihren Spuk und hätte ihn abermals getäuscht. Herr, wie habt Ihr Euch denn plötzlich verändert; Ihr seid ja mit einem Male so alt geworden — wollte er schreien, aber die Kehle war ihm trocken.

Tausendfältiges Weh beschlich ihn plötzlich; in einer Minute wurde alles lebendig in ihm, woran er seit langer Zeit nicht mehr gedacht hatte, was halb ausgelöscht aus seinem Gedächtnis war.

Viele Jahre rollten zurück. Not, Kummer, Elend seiner Jugend traten in mächtigen Eindrücken vor seine Seele; er wollte mit Gewalt die trüben Erinnerungen bannen. Da blickte er wieder auf seinen Begleiter; er sah die ewige Thräne im Auge und fühlte seine Brust von neuem Schmerz durchzogen.

Und mitten im Nebel sah er das Stübchen seiner Eltern, den alten Vater im Lehnstuhl, die Mutter ihm gegenüber mit einem Strickzeug beschäftigt, seine Braut als Dritte, Weißzeug zur Aussteuer nähend. Ihre Gesichter waren friedlich und

glücklich; sie sprachen von ihm und wünschten, daß er bald zurückkehren möchte.

‚Siehst Du das Glück schon?‘ fragte das Gespenst mit höhnischer, schriller Stimme. ‚Welches Glück denn? Ach so — nein, noch nicht,‘ erwiderte der Bursche ganz verwirrt, wie von einem Alp befreit. ‚Ich frage zum dritten Male: Willst Du umkehren?‘ sprach aber das Gespenst auf's Neue und zeigte rückwärts. ‚Jetzt niemals!‘ stöhnte der Bursche und hob die Beine mit Gewalt.

Nach einer Weile sagte das Gespenst wieder: ‚Ich weiß, was in Dir vorgeht. Du siehst das Gespenst der Vergangenheit, und das giebt Dir die Kraft, ihm zu entfliehen zu schöneren Tagen. Sieh mich nur immer fest an, dann kommst Du an Dein Ziel.‘

Der Bursche hatte nur genickt, befolgte den Rat abermals und gab sich Mühe, gleichen Schritt zu halten.

Schon watete er bis über die Knöchel im Sumpfe, schon rann ihm der Schweiß den Nacken herunter, schon fühlte er sich wie in siedende Hitze getaucht.

‚Immer weiter!‘ rief das Gespenst, ‚wir sind auf dem Weg der modernen Menschheit.‘

Schriller und hohler wurde seine Stimme, deutlicher seine Absicht, zu höhnen und zu spotten.

Eine ganze Stunde lang waren sie schon unterwegs; der Boden wich immer mehr unter ihren Füßen, und der Nebel zerriß sich an ihren Körpern und umhüllte sie wie ein lang wallender, grauer Schleier.

Das Irrlicht aber tanzte lustig vor ihnen her, als wollte es ihre wilde Jagd verspotten. Es war größer geworden; deutlich konnte man die Flamme sehen, die, vom Winde leis bewegt, mit rötlichem Schein den Nebel durchglühte. Geisterhaft schwebte es in der Luft ohne Halt, getrieben von unsichtbarer Hand. Unangenehme, gasartige Gerüche stiegen aus der Erde und erschwerten das Atmen.



I 3 S. 67

‚Nanni!' rief er mit stürmischem Verlangen.

Plötzlich fühlten sie festen Grund unter sich. Das Gespenst hatte eine Wurzel hingezaubert, und so vermochte der Bursche zum ersten Male tief und lang Atem zu holen.

Das Gespenst begann leise eine seltsam lockende Melodie zu pfeifen, und sofort hielt das Irrlicht im Vorwärtstanzen inne, begann vielmehr sich rückwärts zu bewegen. Es wuchs und wuchs; hunderte kleiner Flämmchen züngelten gleich Schlangen nach allen Seiten, und allmählich wurde aus ihnen eine weiße, faltenreiche Gewandung.

Und dem erstaunten Blicke des Jünglings bot sich nun plötzlich eine wunderschöne, liebliche Mädchengestalt, die, in einen durchsichtigen, weißen Schleier gehüllt, verführerisch zu ihm hinblickte und ihm zuwinkte.

Ihr Antlitz war wie Milch und Blut, die Lippen kirschrot, die Augen groß und sehnsuchtsvoll, und ihrem schwarzen, aufgelösten Haare entflammte nun das Licht, das er vorher über dem Sumpfe schwebend gesehen hatte.

Eine wunderliebliche, berauschende Musik ertönte; die Luft schien zu singen und zu klingen. Eine Wolke verdeckte den Mond. Rings herum wurde es finster; nur das berückende Weib erstrahlte wie im Sonnenglanze, und das Flämmchen auf ihrem Haupte warf einen matten Schein auf das Gespenst und seinen Begleiter.

Das erstere hatte dem Burschen nun die schöne Seite wieder zugekehrt, und als der das sah, verschwand seine trübe Stimmung. Eine tolle Lebenslust packte ihn, und ein fröhliches Lächeln umspielte seine Lippen. Jetzt glaubte er in dem wunderschönen Weibe seine Braut wiederzuerkennen, und „Nanni!“ rief er mit stürmischem Verlangen.

Seiner selbst nicht mehr Herr, that er einen mächtigen Sprung — und saß bis über die Kniee im Morast.

Das Irrlicht aber entwich ihm lautlos und umkreiste ihn immer winkend und ein verlockendes Lächeln auf den Lippen

Da sagte das Gespenst: ‚Blick vor Dich hin!‘

Als das der Bursche that, sah er vor sich eine große Truhe, gefüllt bis zum Rande mit Gold.

Die Mondscheibe lag wieder klar am Himmel, und ihr Schein koste mit den blinkenden Goldstücken, so daß unzählige Strahlen von ihnen aufstiegen.

‚Nun greife zu und hebe den Schatz!‘ rief ihm das Gespenst zu.

Der Bursche ließ sich das nicht zweimal sagen. Mächtig griff er zu; aber je mehr er die Truhe in die Höhe brachte, je tiefer versank er selbst im Schlamme. Da faßte ihn Riesenkraft; der Gedanke an Reichtum ließ seine Glieder zu Stahl werden, und mit einem Ruck hatte er den Schatz auf seine Schulter gebracht. Schon frohlockte er; schon glaubte er auf der Wurzel festen Halt zu haben, als diese plötzlich verschwunden war und auch das Gespenst immer mehr zurückwich.

‚So helft mir doch, junger Herr, wir teilen uns den Schatz!‘ rief der Bursche. Das Gespenst aber lachte und erwiderte höhnisch: ‚Ich kann nicht. Die Habgier sitzt auf dem Kasten und drückt Dich herunter.‘

Immer tiefer versank der Bursche, immer auf's Neue bat und flehte er.

‚Nun, kannst Du Dein Glück tragen?‘ fragte das Gespenst auf's Neue. ‚Nein? — Dann sieh mich an und versinke!‘

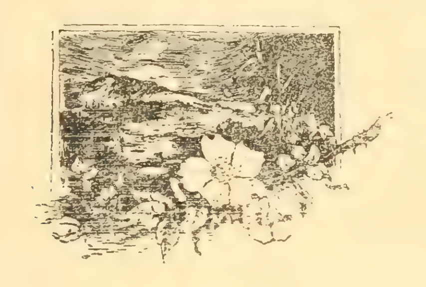
Der Bursche erhob seinen sterbensmatten Blick und sah nun wieder die häßliche Seite des Gespenstes. ‚Wer bist Du, Fürchterlicher?‘ rief er mit der letzten Kraft des Atemholens.

‚Ich bin Dein selbstgewolltes Schicksal, das aus Deiner Vergangenheit entstanden ist!‘ rief das Gespenst mit dumpfer, hohler Stimme zurück und breitete wie segnend die Hände aus.

Die Erde grollte, ein furchtbarer Donner ertönte; die Goldstücke der Truhe begannen, von der Habgier aufgerüttelt,

zu klingen, und mit den Bildern des Reichtums vor Augen versank der arme Bursche in die Tiefe.

Die Musik verstummte; das Gespenst war verschwunden. Das Irrlicht leuchtete nach wie vor als kleines Flämmchen, just auf der Stelle, wo die Tiefe ihr Opfer gefordert hatte. Ein einsames Goldstück blinkte im Sumpfe; der Mond aber stand vergnügt am Himmel, und in gar wunderlichen Gestalten zog der Nebel über die Wiese. Grabesstille herrschte rings umher.“ — — —





Ahnung und Versuchung.

Der Schneider, nachdem er seine Erzählung beendet hatte, erhob sich und sagte: „Nun komm, Pollo! Wir müssen gehen."

Die Andern hatten mit Spannung zugehört und kamen sich nun wie aus einem Bann erlöst vor.

„Ich hätte niemals geglaubt, daß Sie so schön erzählen können, Meister," bemerkte Franz, dessen Augen förmlich an den Lippen des Schneiders gehangen hatten und der nun die Arme weit ausstreckte und sich reckte: „Mir ist ordentlich gruselig geworden."

„Wenn man eine Geschichte öfter erzählt, dann lernt man's," erwiderte der Meister etwas geschmeichelt. „Ich kenne das Märchen noch von meiner Großmutter her, und wenn's nach mir ginge, möchte ich es drucken lassen, damit es alle Welt lesen könnte. Die Menschen sind manchmal gar zu dumm; sie begreifen nicht, daß jeder sein Irrlicht im Kopfe hat und das Gespenst dazu im eigenen Hause . . . Wünsche vielmals guten Morgen."

Er verbeugte sich nach allen Seiten und ging, begleitet von seinem Hunde, zur Thür hinaus.

„Du hast die Geschichte doch verstanden?" fragte Vater Wilhelm seinen Sohn. „Ich meine —"

„Ich weiß schon, was du sagen willst," erwiderte Franz abwehrend, und langte dann nach dem ausgedienten Überzieher, den er wochentags bei der Arbeit trug.

„Is ja alles Quatsch!" fiel nun aber Heinz ein, um seiner Welterfahrung Ausdruck zu geben. „Du möchtest Vatern nur wieder um seine Hoffnungen bringen . . . Wenn der kleine Meck=meck uns nichts anderes erzählen kann, dann werde ich bei ihm überhaupt nicht mehr arbeiten lassen," fügte er von oben herab hinzu.

„Du hast Dir wohl ein neues Knopfloch bestellt," bemerkte Hannchen lustig; Vater Wilhelm aber sagte ernst:

„Du willst Dich wohl wieder beliebt machen? Wirst ja mal 'n netter Künstler werden, wenn Du jetzt schon solche Anschauung hast!"

„Ich werde mir schon die Kiste holen, Großvater, verlaß Dich darauf," erwiderte der Bildhauerlehrling. „Natürlich, ohne stecken zu bleiben. Ich werde mir aber vorher den Weg mit Gips pflastern. Blödsinn — heute noch an Gespenster zu glauben!"

„Dann denke nur an mich, wenn's so weit sein sollte," sagte der Alte und richtete seinen durchdringenden Blick auf ihn.

„Hoffentlich wirst Du mir dann nicht erscheinen, Großvater," brachte der Älteste gähnend hervor.

„Wer weiß auch? . . . Nun vorwärts! Macht, daß Ihr wegkommt! Es ist die höchste Zeit."

Als sie alle gehen wollten, zog Franz den Jüngsten bei Seite. „Sage 'mal, Robert," begann er leise, „habt Ihr vorhin da drin etwas gehört, als ich hier von meinem Traum erzählte . . . von den großen Fischen?"

Robert verstand ihn sofort, denn er richtete seinen Bick auf den Ältesten. „Gewiß, Vater! Wir waren ja alle munter, und Heinz kicherte immer leise."

„Dieser Bengel! Redet mir vor, er hätte ganz dasselbe geträumt,“ preßte Franz ärgerlich hervor. „Verrate nur nichts; wenn wir unten sind, werde ich ihm 'mal eine Hand voll Schnee unter die Nase reiben!“

Er benutzte dann einen Augenblick, wo sich Vater Wilhelm ihm abgewendet hatte, schloß schnell die oberste Schublade der Kommode auf, nahm das Lotterielos aus einem Blechkasten und steckte es zu sich.

Die Kinder hatten sich schon hinaus begeben. Er wollte ihnen folgen und war bis an der Thür, als er noch einmal umkehrte und auf den Alten zutrat. Er sah so völlig verändert aus, daß der Greis ihn erstaunt anblickte.

„Nun, hast Du etwas vergessen?“

„Nein, das nicht, Vater, aber mir ist's so, als ob mir heute noch irgend etwas passierte — etwas Schlimmes meine ich.“

„Junge, sprich doch nicht solchen Unsinn! Was sollte Dir denn passieren? Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Ganz wohl, Vater. Ich habe nun einmal eine dunkle Ahnung. Dein Reden vorhin, und die Erzählung des Schneiders — alles das hat mich so sehr aufgeregt, daß mir ganz sonderlich zu Mute ist. Wie gesagt — ganz sonderlich. Kurz und gut, Vater — ich habe nicht mehr viel Zeit — wenn mir wirklich etwas Böses zustoßen sollte . . . Rede nicht, wir sind ja alle Menschen! Also, ich meine —“

Er stockte, denn erst jetzt sah er, wie blaß der Alte geworden war. Endlich brachte er mühsam hervor:

„Wenn ich wirklich 'mal nicht mehr sein sollte — so ganz plötzlich — willst Du mir versprechen, den Kindern ein zweiter Vater zu sein? Das heißt — ich weiß ja . . . Wir wissen's ja alle, daß Du sie fast mehr liebst als ich selber, aber ich möchte es doch gern noch einmal aus Deinem Munde hören, ehe ich gehe.“

„Schlag Dir doch solche Gedanken aus dem Kopf!“ polterte der Alte, der seine Bewegung nicht verbergen konnte.

„Willst Du, Vater?"

„Aber Junge, wie kannst Du nur daran zweifeln? So lange Gott mir das Leben schenkt, gehört es Deinen Kindern."

Er konnte nicht mehr an sich halten; die Augen wurden ihm feucht, als er seinem Sohne die Hand entgegenstreckte. Von der Rührung des Augenblicks überwältigt, wollte er ihn noch an sich ziehen; aber Franz wendete sich ab, da er sich jetzt seiner Weichheit schämte.

„Ich danke Dir, Vater," sagte er kurz. Plötzlich nahm er einen Lappen vom Ofen, trat an die mittlere Thür und wischte mit einem kräftigen Strich die Lotterienummer aus.

„Aber, was thust Du denn, Junge?" fragte der Alte mit gesteigertem Erstaunen.

„Ich wollte Dir nur noch einen Gefallen thun, Vater, ehe ich losziehe. Schwamm drüber! So löscht man die Erinnerung aus ... Gieb der Kleinen einen Kuß von mir. Ich arbeite heute später. Adje."

Er war zur Thür hinaus. Der Alte hörte ihn die Treppe hinuntergehen und dann seine Schritte verhallen. Unbeweglich stand er noch immer auf demselben Fleck, den Blick auf die Thür gerichtet. Noch niemals hatte er des Davongehenden so andächtig gelauscht. Fast war es ihm, als träte sein Sohn eine weite Reise über's Meer an und hätte nun soeben herzlich Abschied genommen. Ein beklemmendes Gefühl durchzog seine Brust, für welches er vergeblich nach einer Erklärung suchte. Endlich sagte er sich, daß das nur die Folge sei von dem Schrecken, in den sein Sohn ihn so unerwartet versetzt hatte.

„Einbildung, weiter nichts als Einbildung," murmelte er vor sich hin, um sich zu beruhigen.

Das laute Rufen der Jüngsten nebenan brachte ihn in Bewegung. Er ging in die Kammer und kehrte dann mit Trudchen zurück, die er auf dem linken Arme trug.

„Wenn Du nicht mehr schlafen willst, mein Mäuschen, dann ist es etwas anderes," sagte er beim Hereintreten und ging dann nach einer Ecke des Zimmers, wo ihre Kleider lagen.

Er sah sich nach einem Sitz um, auf welchem er sie anziehen könnte. Am bequemsten war ihm immer das Sopha, aber heute sträubte Trudchen sich dagegen.



„Nicht die Puppen wegnehmen, alles liegen lassen, Großväterchen," sagte sie, fuhr ihm mit der linken Hand über die Wange und dann in seinen Bart hinein. Den rechten Arm hatte sie um seinen Hals gelegt. Da sie noch im Hemdchen war, konnte man ihre spitzen Schultern sehen. Sie war fünf Jahre alt, mager und dünn wie eine geschälte Bohnenstange. Aber über dem Nacken ringelte sich das aufgelöste, kastanienbraune Haar gleich einem Bündel mutwilliger Schlangen; und Augen von derselben Färbung, beschattet von langen, seidenartigen Wimpern, leuchteten in dem schmalen, blassen Gesicht.

„Nun sind wir wieder allein, mein Mäuschen," sagte er, während er ihr die Strümpfe anzog. „Hier ist auch ein Kuß vom lieben Väterchen. Aber recht schön die Lippen spitzen!"

Sie lachte und that, wie geheißen.

„Du mußt aber erst Deinen Bart wegnehmen, den garstigen Bart, der sticht immer so,“ sagte sie und wühlte mit den Händchen in dem üppigen Wuchs über des Alten Lippen, um seines Mundes ansichtig zu werden. Ein lautes Schmatzen durchtönte das Zimmer.

„Schmeckst Du aber prächtig,“ sagte der Alte und verdrehte dabei die Augen vor Wonne, weil er wußte, daß das ihr Spaß machte.

„Vaters Küsse schmecken doch viel besser, als Deine Küsse,“ plauderte sie weiter und strich nun den Schnurrbart wieder herunter, indem sie die Finger gleich einem Kamme gebrauchte.

„Das will ich auch meinen,“ fiel er heiter ein. „Vater hat auch einen viel süßeren Mund wie ich. . . . Hier ist das Leibchen. Nun bring 'mal erst die Händchen durch!“

Sie steckte die Ärmchen verkehrt durch die Öffnung der Achselstücke, was sie an jedem Morgen that, um mit dem Großvater zu schäkern. Er that immer, als sehe er es nicht, und darüber freute sie sich unbändig, in dem Glauben, ihn angeführt zu haben.

„Vater hat wohl immer Zucker im Munde?“ erwiderte sie, nachdem sie laut aufgelacht hatte.

„Natürlich, lauter Zucker. Und Marzipan und Chokolade auch.“

„Aber Syrup bekomm' ich nur ganz allein, nicht wahr, Großväterchen? Ei, der schmeckt aber schön zum Kaffee.“

„Gewiß, Du nur allein . . . Nun noch die Schuhe, und Du bist fertig.“

Plötzlich richtete sie die Augen auf die Thür, die nach dem Flur führte und sagte: „Wo sind denn die weißen Striche da oben geblieben, Großvater?“

„Denk Dir nur — die hat der böse Pollo aufgefressen. Er ist seinem Herrn auf den Kopf gesprungen, und dann hat er's gethan.“

Er ließ sie vom Schoß herab und betrachtete sie heimlich von der Seite, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

„Dann habe ich doch richtig gehört. Ihr denkt wohl, ich habe geschlafen? Ganz gewiß nicht. Ich hab' nur so gethan. Ätsch — siehst Du! Aber es war noch so hübsch warm im Bett. Angeführt mit Löschpapier!“

Sie faßte ihn am Rock und versuchte ihn zu schütteln, was er sich auch ruhig gefallen ließ, um ihr die Einbildung nicht zu nehmen, sie sei stärker wie er. Als sie nun in ein lautes, helles Lachen ausbrach, lachte er schallend wie ein Kind mit, um ihr die Freude nicht zu verderben.

Und als sie dann von neuem begann, dröhnte sein Baß abermals durch's Zimmer. Zuletzt ging ihr der Atem aus; sie holte mehrmals tief Luft und stieß hervor: „Nein, der Großvater aber auch! Muß ich immer lachen! — Aber nun wollen wir auch hübsch ruhig sein, sonst wachen die Puppen auf. Und die müssen doch noch schlafen.“

„Namentlich die große,“ fiel der Alte im Flüsterton ein und zeigte nun eine sehr bedeutsame Miene. „Sie schnarcht noch so sehr, daß sie gar nicht weiß, wie ihr der Kopf steht.“

„Pst! ruhig, sie schnarcht wirklich noch,“ sagte sie ebenso leise und trat behutsam auf den Zehen an das Sopha. „Den Kopf muß ihr Hannchen heute wieder annähen, sonst muß sie sterben, wenn sie aufwacht. Nicht wahr, Großväterchen?“

„Gewiß, mein Mäuschen, das wäre doch sehr schade. Sie ist doch noch so jung; letzten Weihnachten erst hat sie der Klapperstorch gebracht.“

„Von dem hat sie wohl erst der Weihnachtsmann bekommen, Großväterchen?“

„Natürlich, im Winter sind die Störche ganz unten, wo's warm ist; sie können noch nicht herfliegen, und da hatte der Storch ein großes Packet gemacht und es Onkel Ruprecht geschickt. Da stand darauf: An das kleine artige Fräulein Trudchen Tetzlaff.“

„Damit die Puppe nicht verhungert, hat der Storch gleich eine Menge Pfefferkuchen, Äpfel und Nüsse mitgeschickt, nicht wahr, Großväterchen?"

„Wie Du das aber alles erraten kannst? Gerade so ist es!"

„Na, weißt Du, Großväterchen — ich bin gar nicht so dumm. Was Ihr nur immer denkt!" . .

Sie schwenkte die Kleider, hob die Schultern in die Höhe und verzog den Mund. Beide hatten fortwährend geflüstert. Dem Alten wurde das auf die Dauer etwas langweilig und so sagte er:

„Nun könnte aber die Puppe auch aufstehen, damit sie noch etwas vom Kaffee kriegt."

„Das ist wahr, Großväterchen."

Sie faßte nun die Puppe an beiden Armen, schüttelte sie derb und rief laut: „Aufstehen, Du Langschläferin! Willst Du wohl 'raus aus den Federn? Der Syrup wird alle! . . . . So, nun sitzt sie. Ich habe ihr ordentlich den Kopf zurecht gesetzt."

Das hatte sie denn auch gethan, in einem ganz anderen Sinne freilich. Sie beschäftigte sich nun mit den Spielsachen auf dem Sopha, wobei sie nach Kinderart vor sich hinsprach.

„Jetzt können wir doch wieder laut reden," sagte der Großvater, der in die Küche gegangen war und nun, mit der Waschschüssel in der Hand, zurückkehrte.

„Schreien wollen wir, Großvater, damit die dumme Puppe es auch hört. Sie ist immer ganz taub, und ich muß alles zweimal sagen."

Und um dem Wunsche gleich die That folgen zu lassen, schrie sie laut auf und stimmte einen Gesang an, in dem die Indianerlaute hi — ho — ha — hu — eine hervorragende Rolle spielten.

„Aber Trudchen —"

„Es ist wahr, Großväterchen. Kaum ist man auf, muß man sich schon ärgern. Nun hat das Kind von der Puppe die Nachtmütze verloren!"

Nach einer Weile begann sie auf's Neue: „Weißt Du, Großväterchen, den Pollo habe ich gar nicht mehr gern, weil er die Kreidestriche aufgefressen hat. Nun werde ich auch das neue Kleidchen nicht kriegen, das mir Hannchen versprochen hat. Ihr habt mich alle nicht mehr lieb."

„Ich auch nicht?"

„Nein, Du auch nicht, Großväterchen. Sonst hättest Du doch dem Pollo einen tüchtigen Klaps gegeben."

„Wenn ich nun aber die Striche wieder hinmale, was dann? Wird mich dann mein Mäuschen wieder lieb haben?"

„So sehr — sieh mal, so . . ."

Sie sprang auf ihn zu, umklammerte ihn mit ihren dünnen Ärmchen, verzog den Mund, um ihre Kraft anzudeuten, und preßte ihr Köpfchen an seinen breiten Leib.

Er hob sie auf seinen linken Arm, nahm ein Stück Kreide von der Kommode und trat an die Thür. So oft er seinen Blick auf das Holz gerichtet hatte, seitdem sein Sohn gegangen war, hatte ihm etwas gefehlt. Es war gerade, als hätte er etwas vermißt, woran sich sein Auge seit langer Zeit gewöhnt hatte. Nun wollte er nicht nur dem Kinde eine Freude bereiten, sondern auch seinem Auge eine Beruhigung.

Er streckte den Arm in die Höhe, so weit er es vermochte, und schrieb mühsam, aber mit kräftigen Strichen die ausgelöschte Zahl hin:

130,904.

Die Kleine klatschte jubelnd in die Hände. „Jetzt soll der böse Pollo nur kommen; dann mache ich ihm die Nase weiß! Nun bekomme ich doch auch das neue Kleidchen, nicht wahr, Großväterchen?"

„Gewiß, mein Mäuschen. Auch dann, wenn die beiden großen Fässer hier oben leer bleiben."

Er deutete auf die Nullen, strich der Kleinen das Haar aus dem Gesicht und küßte sie.

„Du drückst mich ja so, Großväterchen."

Sie entwand sich ihm und eilte wieder zu ihren Spielsachen. Der Alte aber trat an den Tisch und löschte die Lampe aus.

Es war Tag geworden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Franz war unterdessen mit Hannchen und seinen Söhnen stumm durch die Straßen geschritten. Er war nicht aufgelegt zum Sprechen; überdies gebot die schneidende Kälte, den Mund hübsch zuzuhalten. Des Kleinen wegen, der tapfer mithumpelte, blieb man in ruhiger Gangart. An einer der nächsten Ecken trennte Fritz sich von ihnen, da er nach der Gegend des Halleschen Thores mußte.

Es war ein trockener Februarmorgen, einer jener Tage, wo der Winter über Nacht noch einmal mit aller Härte hereinbricht, um sich Wochen lang siegreich zu behaupten, zum Schrecken aller derjenigen Leute, welche aus irgend welchen Gründen mit stiller Inbrunst den Lenz herbeisehnen.

Der Schnee war gefroren und knisterte unter den Tritten. Ein scharfer Wind fegte über die Straßen, rötete die Gesichter der Menschen und trieb den soeben warm ausgestoßenen Atem als Reif zurück auf die Bärte der Männer.

Von den Pferden stiegen Dampfwolken auf, die von der Kälte verschlungen wurden.

Trotzdem es bereits hell geworden war, reichte der Blick nur einige hundert Schritte weit. Der Schnee blendete das Auge; in der Entfernung erschien alles wie in Dunst getaucht.

Der Himmel sah bleiern und trübe aus, mächtige Schneewolken hingen in der Luft und machten den Eindruck, als wollten sie sich auf die Dächer niederwälzen, um die Riesenstadt zu erdrücken.

An solchen eiskalten Wintermorgen, wo der dichtgeballte Nebel sich in jede Falte der Kleider setzt und dem Rauch der Schornsteine eine schmutzig-dunkle Färbung verleiht, macht das erwachte Berlin einen unangenehmen Eindruck, zumal in den dichtbevölkerten Vorstädten, wo die Steinkolosse ihre Be-

wohner beim beginnenden Grauen der Dämmerung auszuspeien pflegen.

Das Zuschlagen der Hausthüren ist der erste mürrische Morgengruß, der der Welt geboten wird. Gleich einer langen, schwarzen, lebenden Kette bewegen die Menschen sich durch die Straße, lautlos und stumm, den Blick nur so weit erhoben, als es notwendig ist, um den Begegnenden auszuweichen.

Die Stimmung jedes Einzelnen scheint angepaßt der bösen Witterung. Selten eine Begrüßung, ein lautes Wort. Noch ganz verwirrt von dem jähen Übergang der süßen Ruhe in warmer Häuslichkeit zu den Kämpfen des Tages, schreitet jeder, beschäftigt mit seinen Gedanken, einsam unter Tausenden durch die Menge.



Alles fröstelt, vermummt sich, so gut es geht, verwünscht die Kälte zum hundertsten Male, weicht behutsam den glatten Stellen aus und sehnt sich nur nach seinem Ziele.

Wesenlosen Schatten ähnlich tauchen die Glieder weit vor ihm unter in den Nebel. Wie abgebrochen erscheint an der nächsten Straßenecke die Stadt — aufgelöst in eine undurchdringliche, nasse Wolke, in welcher, irrenden Flammen ähnlich, rote, grüne und gelbe Lichter sich spukhaft fortbewegen. Jetzt nähern sie sich; lautes Gebimmel ertönt, und langsam lösen sich die Pferdebahnwagen aus dem wogenden Luftmeer.

Und rings herum das sonstige Straßenleben: das Fluchen der Kutscher von den Lastgefährten, das Klingeln der Milchwagen, das Quietschen der schlecht geschmierten Droschkenräder, übertönt von dem ermunternden Zuruf des Lenkers, wenn der ausgediente Gaul nur mühsam von der Stelle kommt. Dazwischen das weithin schallende Aufschlagen von Spitzhacke und Spaten auf den Steinfliesen, kräftig angesetzt von den Hausarbeitern, die den Bürgersteig von dem hartgefrorenen Schnee befreien.

Hin und wieder ertönt das Glockenspiel eines Schlittens, vermischt mit dem „Halloh" und Gelächter der lieben Jugend, die, trotz der Kälte munteren Sinnes, den losen Schnee zu Kugeln ballt, um den Gang zur Schule durch Kraftproben zu unterbrechen.

In den geöffneten Läden und Kellern brennt noch Licht, dessen Schein mit dem fahlen Tage kämpft; geisterhaft weiß leuchten die Vorhänge an den Fenstern der Häuser, in denen der Morgen erst mit dem Vormittag beginnt.

„Nun, wo bleibt denn der Wagen heute?" sagte Franz, als sie am Moritzplatz angelangt waren.

An jedem Morgen bestieg er hier mit Robert die Pferdebahn, um mit ihm die Weiterfahrt nach dem Norden Berlins zu machen, wo beide beschäftigt waren. Heinz und Hannchen, die es nicht weit bis zu ihren Arbeitsstätten hatten, begleiteten den Vater und den Jüngsten regelmäßig, trotzdem sie sich einen kleinen Umweg machten; aber sie scheuten ihn nicht und warteten jedesmal so lange, bis sie den Jüngsten, dessen Unbeholfenheit sie kannten, im Wagen geborgen wußten, denn oftmals kam es vor, daß nur noch für eine Person Platz war, und dann pflegte Robert zurückzubleiben als derjenige, der es nicht gar zu eilig hatte.

„Geht nur, sonst erfriert Ihr noch," sagte Franz auf's Neue. — „Kladderadatsch, da liegt er!" fügte er nach einer Weile hinzu, als ein junger Mann wenige Schritte vor ihnen einige

unbeabsichtigte Beinverrenkungen auf den glatten Steinen vornahm und dann auf den Rücken fiel, so daß sein Hut davonrollte.

„Kommen Sie her, Männeken, ick wer' Ihn' uffheben," rief ein kleiner Junge, der eine großväterliche Schirmmütze über den Kopf gezogen hatte, so daß fast nur die Nase zu sehen war, auf der anderen Seite der Straße.

Ein bärtiger Arbeiter aber sagte beim Vorübergehen, ohne sich umzusehen: „Da könn' noch mehr liegen."

Viele Leute lachten und belustigten sich ebenfalls darüber. Robert jedoch versuchte, so klein und schwach wie er war, dem Gefallenen auf die Beine zu helfen, was so überaus komisch wirkte, daß Heinz laut auflachte.

„Da sieht man 'n starken Mann sein' Hosenknopp," witzelte er.

Franzen gefiel die Hilfsbereitschaft seines Jüngsten, aber er raunte ihm doch zu, daß er seines Fußes wegen derartige Liebesthaten künftighin einem andern überlassen solle.

Der Gefallene hatte sich erhoben, und klopfte nun den Schnee von Überrock und Hose; dabei glitt sein Blick auf die Erde. Er schien etwas zu suchen, aber Robert überreichte ihm bereits den Kneifer, den er bei der Rutschpartie verloren hatte.

Es war ein junger, fein gekleideter Herr von etwa zweiundzwanzig Jahren, dessen hübsche, einnehmende Züge viel Mädchenhaftes hatten; selbst der Anflug von Schnurrbart vermochte diesen ersten Eindruck nicht zu verwischen.

„Danke, danke sehr," sagte er mit wohltönender Stimme und lüftete als Mensch von guter Erziehung den Hut. Als er aber bemerkte, wer ihm den Dienst geleistet hatte, faßte er in die kleine Hüftentasche seines Überziehers, um ein Geldstück hervorzuholen. Schon wollte er es mit einem „Hier, mein Sohn" dem Knaben überreichen, als er die Hand wieder zurückzog.

Er gewahrte jetzt erst, daß der Kleine zu den Übrigen gehörte, und daß er allem Anscheine nach keinen jener Berliner Jungen vor sich hatte, denen man mit einem Zehnpfennigstück eine Wohlthat erweist.



I 4 S. 82

Robert jedoch versuchte, so klein und schwach wie er war, dem Gefallenen auf die Beine zu helfen.

Die vier Menschen schienen ihm äußerst anständig zu sein, und somit war es ihm peinlich, sein Vorhaben auszuführen. Vor allem aber fühlte er sich plötzlich durch den Anblick Hannchens etwas bedrückt. Er wußte nicht recht, ob ihr Lächeln seinem Mißgeschick, das unter allen Umständen etwas Lächerliches hatte, galt, oder der That des kleinen Krüppels.

Und da er überdies sofort sah, daß er ein auffallend schönes Mädchen vor sich hatte, in dessen Gesicht zwei muntere Augen blitzten, mit denen sie keck in die Welt schaute, so geriet er einigermaßen in Verwirrung, aus der er sich dadurch rasch befreite, daß er mit einem abermaligen „Danke, danke nochmals," den Hut auf's Neue lüftete, diesmal außerordentlich höflich und mit der unverkennbaren Absicht, sich hauptsächlich Hannchen zu verstehen zu geben.

Hätte er es nicht für unpassend gefunden, so würde er jedenfalls hinzugesetzt haben, daß sie ihm bekannt vorkomme und daß er sie ergebenst um Auskunft bitte, wo er sie schon gesehen habe. Hinzu kam, daß ihm im Augenblick nicht klar wurde, in was für einem Verhältnisse sie zu Franz stand, dem er den Arbeiter sofort angesehen hatte.

„Hat gar nichts zu sagen. Ich habe nur Menschenpflicht geübt," fiel ihm Robert so würdevoll in die Rede, daß er in seinen Augen sofort um einen Fuß wuchs, und er ihn nun mit ganz besonderem Interesse musterte. Es waren nur wenige Augenblicke, aber sie genügten ihm doch, um die auffallende Erscheinung des Kleinen in sich aufzunehmen.

Zum dritten Male zog er den Hut, nun zu allen Vieren gewendet; dann entfernte er sich, indem er nach rechts in die Prinzenstraße bog.

„Er macht ja riesige Anstrengungen, um sich beliebt zu machen," sagte Heinz, der über alles seine Bemerkung machen mußte.

„Ein solch' feiner Herr!" fiel Hannchen ein, die sich durch seine Verbeugung sehr geschmeichelt fühlte und ihm unwillkürlich nachblickte.

„Jedenfalls sehr hübsch von ihm, daß er sich wenigstens bedankt hat," bemerkte Franz; „andere thun's nicht 'mal."

„Ich dachte schon, er würde uns zum Frühstück einladen," sagte Heinz wieder. „Wär' mir eingefallen, mich zu bücken! Wer weiß, was das für'n Ladenschwengel ist. Fein wär's gewesen, wenn er sich gerade auf seinen Rettungseimer — er meinte damit den Cylinderhut — gesetzt hätte."

Hannchen mußte über den Ausdruck lachen, während Franz einfiel:

„Du natürlich, mit Deinem albernen Künstlerstolz!"

„Habe ich auch, Vater! Immer auf die Menschen herabsehen, sich den Staub von den Stiebeln blasen lassen — das macht groß, damit macht man Eindruck. Den möchte ich übrigens 'mal aus Schnee formen, wie er so dagelegen hat! Heute sitzt das Zeug so fein. Und dann 'ne Jießkanne Wasser drüber, dann hat er jleich 'ne Jlasur. Saubere Nummer für die Ausstellung — was?"

„Schafskopf — geh an Deine Arbeit und werde vorläufig ein brauchbarer Gehilfe," brummte Franz ärgerlich, weil ihm die Zeit nun lang wurde und während des Stehens die Kälte sich außerordentlich fühlbar machte.

„Will ich ja auch, Vater; jieb mir man erst noch 'ne Zijarre," erwiderte Heinz unverwüstlich, da er niemals aus der Rolle fiel.

„Hier, Quälgeist — nun mach, daß Du fortkommst!"

„Du verwöhnst ihn nur, Vater," sagte Robert, wofür er sich von dem Ältesten eine spitze Zurechtweisung gefallen lassen mußte, die darin gipfelte, daß man, um rauchen zu können, auch ein Mann sein müsse.

„Endlich kommt der Bummelzug an," sagte Heinz auf's Neue und deutete auf die Pferdebahn, die in einiger Entfernung auftauchte.

Alle Vier drückten sich die Hände und trennten sich dann.

„Vielleicht sind wir heute Abend schon reich, Vater,“ rief Heinz den beiden noch nach; dann ging er die Prinzenstraße links hinunter, während Hannchen den Weg einschlug, den der junge Mann genommen hatte.

Die Pferdebahn mußte an ihr vorüber, und so winkte sie noch mehrmals mit dem Muff Vater und Bruder zu, die auf der hinteren Plattform des Wagens standen.

Dann strengte sie ihre Augen an, um des jungen Mannes ansichtig zu werden; aber sie konnte ihn nicht mehr erblicken. Ihr Interesse für ihn drehte sich im Augenblick nur um die Frage, was er wohl sein könne — denn gesehen hatte sie ihn heute nicht zum ersten Male.

Er war ihr seit einem halben Jahre bereits eine jener Straßenbekanntschaften, die man nur von Angesicht kennt und welcher man zu einer bestimmten Stunde des Tages zu begegnen gewohnt ist.

In einer Stadt wie Berlin, wo die Pünktlichkeit von der Entfernung abhängt und unzählige fleißige Menschen des Morgens zur bestimmten Minute ihr Heim verlassen müssen, bilden diese oberflächlichen Bekanntschaften für viele Tausende die Uhr, nach der sie sich richten.

Einer wartet auf die Begegnung des andern, kennt bereits das Gesicht, das zur bestimmten Zeit an dieser oder jener Straßenecke aufzutauchen pflegt, und bemißt danach seine Schritte.

Schließlich wundert man sich sogar, wenn man dem oder der Betreffenden an einer ungewohnten Stelle begegnet, oder gar das Zusammentreffen ganz ausbleibt. Man macht sich Vorwürfe, zu lange geschlafen zu haben, beeilt sich doppelt, gewahrt dann endlich, daß man sich zu eigenen Gunsten in der Zeit geirrt habe, lacht vergnügt in sich hinein und kommt zu dem Ergebnis, daß man die erwartete Person im Gewühl der Straße wohl ganz übersehen habe.

Ebenso erging es Hannchen. Sie kannte die hochgewachsene Dame mit dem pelzverbrämten Radmantel, die ihr Punkt dreiviertel Sieben an der Köpnicker Straße begegnete, seit jenem Tage, wo sie zum ersten Male diesen Weg gemacht hatte.

Sie hielt sie für die Leiterin irgend eines Fabrikgeschäftes, die früh auf dem Posten sein mußte. Steif und gemessen, wie auf Draht gezogen, schritt sie dahin, immer an der äußersten Seite des Bürgersteiges, als wollte sie die Berührung mit der großen Menge meiden.

Fünf Minuten später kam ihr immer ein kleiner, vertrockneter Herr mit einer feuerroten Nase entgegen, der regelmäßig in einer Eckdestillation Halt machte, um einen Magenwärmer zu sich zu nehmen.

Auf diese Weise hatte sie sich auch das Gesicht des jungen Mannes eingeprägt. Heute mußte er bereits frühzeitig seinen Weg gemacht haben, denn in der Regel begegnete sie ihm, kurz bevor sie ihr Ziel erreichte.

Man sah sich gewöhnlich groß an, grüßte niemals, sondern verstieg sich höchstens zu einem Lächeln, das durchaus nichts Herausforderndes enthielt, vielmehr eine Eingebung des Augenblicks war und durch die Gewohnheit des Begegnens entschuldigt werden konnte.

In der Nähe der Köpnicker Straße wurde Hannchen plötzlich von einem Herrn angeredet, der eine Weile gleichen Schritt mit ihr gehalten hatte und zwar, wie es ihr schien, mit Absicht. Sie hatte zuerst darauf nicht geachtet in der Meinung, es mache sich jemand den Spaß, in einer Linie mit ihr zu bleiben.

„Schauderhafte Kälte heute, mein gnäd'ges Fräulein! Bedaure lebhaft, daß schon so früh auf den Beinen sein müssen, statt noch im Nestchen zu bleiben. Jedenfalls sehr molliges Nestchen . . . Wie — ich habe Recht? Hum — dja."

Sie hatte gar nichts gesagt, sondern nur ihre Schritte beschleunigt. Trotzdem sie sich über diese Zudringlichkeit

ärgerte, hätte sie lachen mögen über die Anrede „gnäd'ges Fräulein".

Bei den ersten Worten hatte sie ein freudiger Schreck durchzuckt, denn es war ihr plötzlich, als spräche der höfliche junge Mann vom Moritzplatze zu ihr.

Ihre Gedanken waren gerade bei ihm, und wer anders hätte sie wohl ansprechen können — sie, die noch niemals Herrenbekanntschaften gemacht, die sich des Abends, wenn die Feierstunde geschlagen hatte, beeilte, so schnell als möglich nach Hause zu kommen.

Die schnarrende, blecherne Stimme, die an ihr Ohr drang, riß sie freilich sofort aus diesem Träumen. Als sie ihren Blick zaghaft zur Seite richtete, sah sie einen bereits älteren Herrn, der ihr an anderen Tagen um diese Zeit dadurch aufgefallen war, daß er sie beim Vorbeigehen zudringlich scharf angeguckt und sich nach ihr wiederholt umgesehen hatte.



Er trug einen spiegelblanken, neumodischen Cylinderhut, war in einen sehr teuren Pelz vermummt und hatte in die rechte Augenhöhle ein Monocle geklemmt, von dem ein auffallend breites Band herabhing. Die Hände hatte er in den Seitentaschen des Überrockes vergraben; aus der rechten Tasche ragte ein ungemein dicker Spazierstock, mit der Spitze nach oben gekehrt, gleich einer Lanze hervor. Lange Schnabelschuhe und die trotz der Kälte aufgekrempelten weiten Beinkleider verrieten, daß er zu jener Sorte der ‚Gigerl' gehörte, deren Thorheiten mit dem Alter eher zu- als abnehmen. In seinem Gesichte, das von einer unschön geformten Nase beherrscht wurde, hatte selbst die Kälte nicht

vermocht, den blutleeren Ausdruck zu verwischen. Lang und schmal, wie es war, in der oberen Hälfte verzerrt durch das Monocle, das augenscheinlich nur mit der größten Anstrengung festgehalten wurde, ward es nur belebt durch einen winzigen, schwarz gefärbten Schnurrbart und durch einen Ansatz von grauem Backenbart, der nach englischem Muster von den Ohren aus nur die Hälfte der Wange bedeckte.

„Schauderhafte Kälte, scheint wirklich noch zu frieren," brachte er auf's Neue in seinem näselnden Tone hervor, ermutigt durch das Schweigen des jungen Mädchens.

Er zog die Schultern noch mehr in die Höhe, schüttelte sich und duckte sich weiter nach vorn, jedenfalls, um damit zu beweisen, daß herausgestreckte Kniee und eine gekrümmte Haltung beim Gehen allgemein anerkannte Vorzüge des Gigerltums seien.

„Hatte bereits öfter großes Vergnügen, entzückend schönes Fräulein — meine natürlich Sie — auf der Straße zu begegnen. Wirklich entzückend, ganz entzückend! Hum dja . . ."

Da er während des Sprechens stark Atem holen mußte, um mit Hannchen gleichen Schritt halten zu können, verschluckte er mehrere Silben, obschon es zweifellos war, daß er sich die möglichste Mühe gab, den kaufmännischen Briefstil auch beim Sprechen anzuwenden.

In Gigerlkreisen nannte man das: „Sich auf den Leutnant werfen," womit der „Ton" gemeint war, natürlich unter Verkennung der Thatsachen, daß sich eines solchen alle diejenigen Leute schuldig machen, die ihre Bekanntschaft mit Offizierskreisen lediglich aus den „Fliegenden Blättern" herleiten.

Hannchen hatte noch immer nichts erwidert, aber die Art und Weise, wie sie ihr Gesicht von dem Sprechenden abwandte der anderen Seite zu, verriet deutlich ihre Stimmung.

„Kleines, liebenswürdiges Fräulein erlauben doch, an Ihrer Seite bleiben zu dürfen, hä?"

„Bitte — die Straße ist breit genug,“ brachte sie endlich trocken hervor, bog dann aber plötzlich in die Köpnicker Straße ein und schritt quer über den Fahrdamm, in der Hoffnung, dadurch von der unliebsamen Begleitung befreit zu werden. Aber sie hatte sich geirrt.

„Danke sehr für Entgegenkommen. Habe ganz zufällig denselben Weg — auf Ehre, ganz zufällig,“ näselte der Unverwüstliche als Antwort und machte ganz die gleiche Schwenkung, wobei er sich bemühte, recht große Schritte zu nehmen, was seinen Beinkleidern eine gewisse Ähnlichkeit mit fliegenden Fahnen gab.

„Schönes Fräulein besuchen doch gern Theater — hä?“ fuhr er dann fort, als sie auf der andern Seite der Straße angelangt waren und wieder neben einander gingen.

„Müssen sich allerdings reizend ausnehmen, ganz vorzüglich, so — so — so — ich meine . . . so in der Loge, zurückgelehnt, mit Fächer hin und her, Blumen im Haar, Perlen um den schönen Hals, wenn . . . ich meine, wenn Operngläser des ganzen Hauses plötzlich Loge bombardieren. Hum dja . . . Habe natürlich Richtiges getroffen, hä?“

Er reckte plötzlich den Hals wie ein Raubvogel, der seine Beute wittert, und beobachtete durch sein Glas lauernd Hannchen von der Seite, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten, wobei er den Mund zu einem überlegenen Lächeln verzog und das linke Auge zusammenkniff.

„Möchten vielleicht kleines, liebenswürdiges Fräulein Einladung zu heute Abend annehmen . . . Americain Theater, hä? Würde dann bitten, mich allen Bedingungen unterwerfen zu dürfen.“

Er reckte den Hals noch mehr und bemühte sich, eine festere Haltung anzunehmen, wie jemand, der seines Sieges bereits gewiß ist. Sein stechender Blick war derselbe geblieben.

Bei dieser Gelegenheit stieß er mit einem halbwüchsigen Burschen zusammen, der in Begleitung eines anderen laut pfeifend ihm entgegen kam.

„Na, Se haben woll de Oogen in de Tasche — olles Gespenst!“ rief der Junge entrüstet und blieb stehen, nachdem er sich in sicherer Entfernung fühlte. „Seh 'mal bloß die Beenekens von den an . . . Sie, Männeken, Se wollen sich woll de Stiebel erkälten?“

Der andere Bursche brach in ein helles Gelächter aus, in welches mehrere Vorübergehende mit einstimmten. Auch Hannchen konnte sich das Lachen nicht verbeißen.

„Gesindel will Witze machen, gelingt ihm aber nicht! Hähähä . . . Schönes Fräulein fühlen sich hoffentlich nicht beleidigt,“ sagte der alte Geck mit erzwungener Lustigkeit und von oben herab, als fühlte er selbst sich gar nicht getroffen.

„Durchaus nicht. Mich hat man auch damit nicht gemeint,“ erwiderte Hannchen, die ihre gute Laune wiedergefunden hatte. „Die Berliner Jungens haben Haare auf den Zähnen.“

„Kleines Fräulein machen auch Witze? Sehr gut, wirklich sehr gut! Hähähä . . . Nun, wie ist mit Theater? Darf doch hoffen, süßes Geschöpf? Bitte ganz über Ort und Zeit zu verfügen.“

„Ich danke . . . und muß doch sehr bitten! Stürzen Sie sich anderweitig in Unkosten . . . Adieu.“

Sie lachte leicht auf, neigte den Kopf und nahm nun derartige Schritte, daß er große Anstrengung machen mußte, um an ihrer Seite zu bleiben.

„Aber Fräulein werden doch nicht . . . Reizende Damen sind zuerst immer spröde. Kenne das. Werde mich dafür heute Abend durch wertvolles Geschenk revanchieren.“

Diesmal versuchte er seinen Arm unter den ihrigen zu schieben, als verstünde dieser aufgezwungene Ritterdienst sich ganz von selbst.

„Bitte, belästigen Sie mich nicht mehr!“ sagte Hannchen aber so energisch, daß er verblüfft zurückwich und ein Gesicht zeigte, aus dem jede Spur von Zuversicht verschwunden war.

„Weiß in der That nicht . . . Hähähä . . . Also nicht? Wollen meinen väterlichen Rat nicht annehmen, Leben zu genießen? Vielleicht nur Ziererei, hä? Überlegen nochmal! Reue ist gewöhnlich länger als die Friedrichstraße. Guter Witz — was?"

Er lachte gezwungen.

„Bitte nochmals — nein, so 'was!"

In diesem Augenblick kam ein Herr aus dem Hause, an dem sie gerade vorbei mußten, und zwar so unerwartet, daß er beinahe mit ihnen zusammengeprallt wäre. Es war der junge Mann, der auf dem Moritzplatz den kleinen Unfall gehabt hatte.

Er überblickte sofort die Sachlage, lüftete vor Hannchen ebenso höflich den Hut, wie er es bereits einmal gethan hatte, und zeigte zugleich ein überraschtes Gesicht.

„Ah, sieh da, Herr Freudenfeld! Guten Morgen. Sie also müssen es sich gefallen lassen, ganz frühzeitig schon auf offener Straße darüber belehrt zu werden, was man anständigen jungen Mädchen schuldig ist? . . . Und ich hielt Sie immer für einen Vater der Witwen und Waisen! Na, irren ist ja menschlich."

Alles das brachte er in durchaus verbindlicher Form hervor, mit jenem wohlgemeinten Spott, den man einem alten Bekannten gegenüber anwenden darf.

„Einen Augenblick, mein Fräulein," wandte er sich dann zu Hannchen. „Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie ein Stückchen, da ich zufälliger Weise denselben Weg habe. Es könnte doch sein, daß dieser reizende Unmensch seine Eroberungsgelüste fortzusetzen die Absicht hätte."

Hannchen war so betroffen, daß sie nicht zu erwidern vermochte. Mit dem Gefühl einer jäh heraufsteigenden Röte verneigte sie sich etwas ungeschickt und kam nicht vom Fleck. Sie war derartig im Banne des Vorganges, daß sie den Gruß zweier vorübergehenden Mädchen überhörte und sich erst umblickte, als ihrer eines laut lachte.

Freudenfeld hatte den jungen Mann bei Seite gezogen.

„Schauderhafter Abfall, lieber Treuling," raunte er ihm zu. „Junger Kerl wie Sie hat natürlich mehr Glück. Müssen jedesmal dazwischen platzen, wenn Eroberungen machen will. Kennen wohl Kleine näher, hä? Reizende Krabbe! Gratuliere."

„Ich kenne die Eltern — schon seit mehreren Jahren," log Treuling wacker, indem er den Blick seitwärts auf Hannchen richtete. „Einfache, aber brave Leute . . . Wie kommen Sie übrigens schon so früh auf die Beine? Das ist man ja an Ihnen gar nicht gewöhnt."

„Geschäft, Geschäft, lieber Freund. Heute ist letzter Ziehungstag. Auch Marienburger und Rotes Kreuz. Na, und so weiter. Junger Mann überbürdet, und da muß Chef natürlich mit Hausknecht spielen. Hum dja . . . Seh'n Sie 'mal, da drüben — Leute warten gewiß schon, um Geld los zu werden! Zu dumm, die Menschen! Können gar nicht früh genug 'reinfallen. Hähähä."

Er deutete nach der anderen Seite der Straße, wo vor einem kleinen Geschäft, dessen Rollladen gerade in die Höhe gezogen wurde, einige Leute fröstelnd hin und her gingen.



stand mit leuchtenden Goldbuchstaben auf einem großen, blaufarbenen Schilde, das sich über die Hälfte der Hausbreite erstreckte.

„Sie versteben's, das muß man sagen," fiel Treuling unangenehm berührt ein. „Aber das Volk wird auch 'mal klug werden."

„Wird nicht, wird nicht," erwiderte Freudenfeld leicht lachend. „Alles will schnell reich werden. Dummen werden nie alle. Müssen 'mal sehen, was alles zu mir kommt, um in Spekulationen zu machen. Ganzes Köpnickerviertel."

„Bei Ihnen sind doch die Depôts sicher?" fragte Treuling in einem Tone, aus dem ersichtlich ein starker Zweifel klang.

„Wollen wohl schlechten Witz machen, Sie, hä? Freudenfeld ist gut für Hunderttausend. Giro-Conto bei der Reichsbank. Bessern Sie sich! Grüßen S' Papa! Servus."

Er bequemte sich, die linke Hand aus der Rocktasche zu ziehen, streckte dem jungen Mann zwei Finger entgegen, faßte, zu Hannchen gewendet, an die Krempe seines Hutes, was einem herablassenden Gruße gleichkommen sollte, schritt dann wie auf zwei Stelzen über die Straße seinem Geschäfte zu und verschwand, ohne sich umzublicken, im Hausflur, um durch den hinteren Eingang in's Comptoir zu gelangen.

Hannchen und Treuling waren eine Weile neben einander hergeschritten und hatten nur gleichgiltige Worte gewechselt. Plötzlich blieb sie stehen und sagte:

„Ich danke Ihnen sehr. Ich habe nur noch wenige Häuser und möchte nicht gern, daß man darüber spreche. Die Mädchen im Geschäft sind so furchtbar neugierig."

„Ganz wie Sie befehlen, Fräulein. Aber ich darf Sie doch wiedersehen, nicht wahr?"

„Ich weiß wirklich nicht . . ." Sie dachte plötzlich an ihren Vater und daran, was er wohl sagen würde, wenn er von dieser doppelten Begegnung erführe.

„Aber wenn ich nun recht sehr bitte? Sie müssen mich nicht zu der Sorte des Herrn da drüben zählen. Nun — schlagen Sie ein! Heute Abend, wenn Sie aus dem Geschäft kommen?"

Er streckte ihr die Hand entgegen; sie aber blickte ihn an, und als sie den bittenden Ausdruck seiner Augen sah, mußte sie erröten, fühlte sich jedoch innerlich beglückt.

„Nun gut, wenn es der Zufall will," erwiderte sie einfach, schlug ein, zog dann aber die Hand schnell zurück, sagte, plötzlich ernst geworden, „adieu" und ging schnell davon.

Als sie den Thorweg des Geschäftshauses betrat, stieß sie auf die beiden Berufsgenossinnen, die an ihr vorübergegangen waren.

„Na, Hannchen, Sie haben wohl gleich zwei Verehrer, 'n alten und 'n jungen?" fragte die eine, eine lang aufgeschossene, bereits verblühte Blondine.

„Doppelt hält besser," fiel die zweite ein, eine Kleine mit pockennarbigem Gesicht.

Hannchen erwiderte nichts, zuckte nur die Achseln und schritt die Treppe hinauf zu dem ‚Atelier' der Frau Eugenie Engel.





Blumen ohne Duft.

Frau Eugenie Engel war eine stattliche Dame Mitte der Vierzig, deren Gesicht noch Spuren großer Schönheit zeigte und die sich rühmen durfte, üppige Haarflechten von einer selten-kastanienbraunen Farbe zu besitzen, in denen noch kein einziges graues Härchen zu finden war.

Auf die letztere Thatsache war Frau Engel ganz besonders stolz, was man von einer Witwe, die sich trotz ihres vorgerückten Alters auf's Neue mit Heiratsplänen trug, nicht ganz unverständlich finden dürfte. Sie hatte an der Seite ihres Seligen, eines Versicherungsagenten, nicht ganz glücklich gelebt, und zwar aus zweierlei Gründen. Erstens hatte sie viel unter seiner Eifersucht — einer völlig grundlosen, wie sie allen Hausfreunden gegenüber zu behaupten pflegte — zu leiden gehabt, und zweitens hatte er im Laufe der Zeit bedenklich zu jenen geistigen Genüssen geneigt, deren schrecklichstes aller schrecklichen Ende im delirium tremens bestehen soll, wie sachverständige Leute behaupten.

Die erstere böse Eigenschaft hätte sie im Gefühle ihrer Unschuld immerhin gern ertragen; um der zweiten willen aber mußte sie sich mit dem Gedanken trösten, daß ein Schlaganfall mit tödlichem Ausgange immer noch willkommener war, als der unausbleibliche Tod in der Gosse.

August Engel, oder der „Dicke August,“ wie er schlechthin von seinen Freunden genannt wurde, die sich so ziemlich über ganz Berlin verteilten, war durch übermäßigen Genuß von Cognac zu Grunde gegangen: nicht ganz, aber doch teilweise.



Cognac trank er für sein Leben gern, „unmenschlich gern,“ wie Eugenie mit einem tiefen Seufzer behauptete, und zwar von jener besonderen Sorte, die stark nach Pflaumen riecht und auch schon dann einen Riß in die Kasse macht, wenn sie nicht bloß aus Wassergläsern zu sich genommen wird, wie August es that.

Eugenie war eigentlich die unmittelbare Urheberin dieser Ausartung ihres Mannes; mehr als einmal gestand sie sich das selbst und klagte es auch anderen Leuten gegenüber, denen sie ihr Vertrauen schenken durfte.

Ihrer Überzeugung nach hatte sie ihn verwöhnt gehabt, und zwar hauptsächlich durch ihr tapferes Beitragen zur Erhöhung der Haushaltungsgelder. Eines Tages war sie nämlich auf die Idee gekommen, die Kunstfertigkeit ihrer jüngeren Jahre, die im Anfertigen künstlicher Blumen bestanden hatte, auf's Neue zu probieren.

Eigentlich hatte die Langeweile sie wieder darauf gebracht. Sie hatte keine Kinder, besaß geringe Neigung zu sonstigen Zerstreuungen, und so wollte sie ursprünglich nur über den Tag hinkommen.

Aber überraschend schnell kamen die Erfolge, die sie zuerst ganz außer Rand und Band brachten und aus der trägen, etwas behäbigen Hausfrau eine kluge Geschäftsdame machten, die förmlich erpicht darauf war, jeden Vorteil auszunutzen, und schließlich nur das Bestreben kannte, recht viel Geld zu verdienen.

Mit einem Lehrmädchen hatte sie angefangen. Nach einem halben Jahre besaß sie bereits ein halbes Dutzend Gehilfinnen, und jetzt, nach fünfjähriger Thätigkeit, füllten zweiundzwanzig Damen das Atelier, wie das große Balkonzimmer genannt wurde.

„Werkstatt" und „Fabrik" waren in den Augen Eugeniens nämlich unpassende Bezeichnungen, die sie nicht gern hörte.

Wenn Frau Eugeniens Fabrikate sich in den beteiligten Kreisen eines gewissen Rufes erfreuten, so war das vor allem den mannigfachen Talenten der Witwe zu verdanken.

Niemand verstand sich schneller und besser in die Wünsche ihrer Abnehmer hinein zu denken, als sie; und niemand auch entwickelte größere Fixigkeit, wenn es sich darum handelte, den Modethorheiten der großen Menge entgegen zu kommen.

Sie besaß Sinn für Farbe und Zusammenstellung, und ihr einziges Bestreben war darauf gerichtet, jenen Geschmack zu entfalten, für welchen das Wort „gefällig" die höchste Anerkennung bedeutet.

Man brauchte sich also nicht zu wundern, wenn Frau Eugenie allmählich zu einem kleinen Wohlstand gelangte, der seit dem Tode ihres Gatten, und das war während der letzten 18 Monate, besonders zugenommen hatte. Das bedeutende Cognacgeld des dicken August war eben weggefallen.

Diese geschäftliche Thätigkeit ohne Rast und Ruh war wohl am meisten daran Schuld, daß Frau Engel stark zur Nervosität neigte, unter welcher ihre Angestellten schwer zu leiden hatten, und wofür sich diese dadurch rächten, daß sie im geheimen den zweifelsohne schönen Namen ihrer Gebieterin durch die Bezeichnung „Drachen" zu ersetzen pflegten.

An diesem Morgen schien der „Drache“ ganz besonders übel gelaunt zu sein; er durchfegte unruhig ein Zimmer nach dem andern, wobei die lange Schleppe des türkisch gemusterten Morgenrockes den Schweif bildete, der den Staub aufwirbelte.

An allen Tischen regten sich bereits fleißige Hände, um aus Sammt- und Seidenstückchen, aus künstlich nachgeahmten Blättern und Gräsern, denen die Pressung Form und Gestalt gegeben hatte, und aus allerlei anderem nützlichen Material jene künstlichen Kinder Floras hervor zu zaubern, denen nur der Duft fehlt, um die Sinne vollends zu täuschen.

Blatt für Blatt reihte sich an den Stengel; Kelch, Blütenblättchen, Stempel und Staubfäden wurden sorgsam gewählt, um leuchtende Gebilde zu schaffen. Die Blume wuchs, aber die treibende Kraft waren die geschmeidigen, schlanken Finger, die den feinen englischen Draht als letztes Bindemittel brauchten.

Wie emsig das ging, wie ohne Aufenthalt die Hand sich bewegte, bald hier- bald dorthin griff, verfolgt von den nie ruhenden Augen! Wie das prüfte, gegen das Licht hielt, kurbelte, durchzog, bog und Linien gab!

An den Fingern blitzten die Ringe, die Goldreifen leuchteten inmitten der Dolden und Blüten, als wollten sie die Tautropfen auf Augenblicke durch trügerischen Glanz ersetzen.

Und während dieses fleißigen Arbeitens ein leichtes Lachen, ein flüchtiger Blick auf die Straße, oder ein unterdrücktes Gähnen derjenigen, denen der Schlaf noch halb im Gemüte saß.

„Das ist doch aber stark, Adele! Wie oft habe ich es Ihnen schon gesagt! ... Sie fuschen wieder 'mal. Es ist doch heute nicht Montag, daß Ihnen der Sonntag im Kopfe stecken könnte,“ schrie Frau Eugenie einer Brünetten mit nicht üblen Gesichtszügen zu, deren Ausgelassenheit zeitweilig alle Mädchen belustigte.

„Aber Frau Engel —“

„Ach was, da giebt's gar kein ‚aber‘! Sie müssen 'mal

wieder ganz gehörig angehaucht werden! Wie sieht denn diese Kamelie aus? Ein richtiger Elephantentrichter."

Elephantentrichter war eine Bezeichnung, die sie besonders liebte und selbst auf Dinge anwandte, die nicht im Entferntesten einen derartigen Vergleich aushielten.

Einige der jungen Mädchen lachten, am lautesten Adele, bei welcher derartige Vorwürfe zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus gingen.

„Ja, lachen Sie nur, das kann jeder!" eiferte die Gefürchtete weiter. „Was sagen Sie? Sie haben noch keinen Elephantentrichter gesehen? Ich auch nicht; aber so'n Ding sich vorzustellen, dazu gehört nicht viel. Das ist 'ne Kamelie, mit der 'n Elephant zu Hofe gehen kann. Und das meine ich eben.... Fräulein von Fersen, Sie sind wohl so freundlich, und bringen den weißen Flieder nach hinten. Ich gebrauche ihn noch zu einer Kommission," sprach sie dann nach links hinüber.

Fanny von Fersen saß neben Hannchen, für die sie große Zuneigung hatte. Sie war bereits Ende der Zwanziger, hatte fuchsrotes Haar und besaß feine, regelmäßige Züge, die aber jene durchsichtige Blässe zeigten, wie man sie an brustkranken Personen findet.

Was sofort an ihr auffiel, waren die großen, ausdrucksvollen Augen, die eine bezaubernde Wirkung ausübten.

So klein und nichtssagend das Gesicht erschien, wenn es über die Arbeit gebeugt war, so bedeutend war es, wenn die langen, seidenartigen Wimpern sich hoben. Ein trüber Glanz, wie der Schein verlöschender Flammen, schlug seine matten Wellen unter ihnen hervor. Etwas Überirdisches sprach aus ihrem Blick. Es war, als wollte sie bei jedem Augenaufschlag der Welt einen letzten Gruß senden; so langsam und traurig erschien das Heben und Senken der Lider.

Fanny war die geborene Schwermütigkeit mit allem Verzichte auf künftiges Lebensglück. Selbst das Lächeln des weiten

Mundes hatte, trotz der selten-schönen Zähne, die sich zeigten, etwas Starres, ewig Müdes.

Um so auffallender war die Beweglichkeit ihrer Hände, der langen, dünnen Finger, die ohne jeden Blutstropfen wie aus Wachs geformt schienen. Es war, als wollten sie durch ihre stete Emsigkeit mit aller Kraft sich an das Leben klammern, das dem Körper nach und nach entwich.

Seit zehn Jahren arbeitete sie Blumen, um ihrer alten, kränklichen Mutter nicht zur Last zu fallen.

Ihr Vater war Kaufmann gewesen, der Sprößling einer verarmten Adelsfamilie. Grausamkeit des Lebens und mangelhafte Erziehung hatten Fanny zur Arbeiterin gemacht, der das Wörtchen „von“ das schlimme Anhängsel war, das ihr in diesen Kreisen anhaftete, so wenig eitel sie selbst auch war.

Das aber gerade war es, was Frau Eugenie Hochachtung für sie einflößte und sie dazu trieb, Fanny niemals ohne die Bezeichnung „Fräulein“ und ohne jenes „von“ anzureden.

Es war dies eine Bevorzugung, die weniger aus Mitleid hervorgegangen war als aus einem gewissen geschäftlichen Dünkel, der ihr schmeichelte, eine ‚Adlige‘ in ihrem ‚Atelier‘ zu haben. Das hob die eigene Würde und legte zugleich Zeugnis ab für die Umgangsformen der guten Gesellschaft.

„Schön, Frau Engel,“ erwiderte Fanny mit gedehnter, aber wohllautender Stimme.

„Fräulein hat noch einige Gänge für mich zu besorgen; sie wird erst später kommen. Ich will nicht hoffen, daß Sie sich die Abwesenheit zu Nutze machen,“ begann Frau Engel wieder, zum ganzen Personal gewendet, und ließ ihren Blick im Kreise gleiten.

„Ich habe augenblicklich hinten viel zu thun. Namentlich Sie, Adele ... Sie versteh'n mich doch? — Ich will weiter nichts gesagt haben.“

„Fräulein“ — im Gegensatz zu Fanny ohne jede weitere Bezeichnung genannt — war die Geschäftsführerin, eine

unverheiratete Dame hoch in den Dreißig, die sich des besonderen Vertrauens der Frau Chef erfreute und ihren Mangel an Schönheit und Jugend durch Strenge den jüngeren Mädchen gegenüber zu ersetzen wußte.

Im stillen segnete man jede Stunde, die sie abwesend sein ließ, und so ging auch jetzt eine erlösende Bewegung durch die Reihen.

„Gewiß verstehe ich," erwiderte Adele vorlaut. „Ich sehe doch gewiß nicht auf bei der Arbeit, Frau Engel."

„Gott bewahre! Sie sehen blos immer nach, ob der Student drüben schon am Fenster steht . . . Herrjeh, jetzt klingelt's schon. Der will gewiß die Veilchengarnitur haben — und ich bin noch im Morgenrock! Aber das kommt daher, wenn man bei Euch die Zeit so lange vertrödeln muß."

Sie rauschte in das andere Zimmer hinein, und noch eine Weile vernahm man ihre schweren Tritte.

„Den Drachen 'mal auf dem Tempelhofer Felde steigen lassen . . . Und dann 'n Bindfaden durchschneiden – die Freude!" sagte Adele halblaut, nachdem sie sich vorsichtig umgeblickt hatte.

Einige lachten. Eine andere aber fiel ein:

„Haben Sie 'ne Ahnung, Adele! Der schlägt 'n Wirbel und kommt wieder 'runter. Solche Drachen sind an Brod jewöhnt."

„Da könnten Sie 'mal wieder Recht haben, Lina. Ich glaube, der geht gar nicht in die Luft . . . bei seiner Schwere."

Die mit Lina Angeredete war die Blondine, welche zu Hannchen im Thorweg die spitze Bemerkung gemacht hatte.

Schon mehrmals hatte sie mit einigen anderen Mädchen die Köpfe zusammen gesteckt, wobei alle zu Hannchen hinüber blickten, teils lange Gesichter zeigten, teils leise kicherten. Und wiederholt sah es so aus, als brüstete Lina sich damit, ein Geheimnis zu wissen, auf das sie sich etwas einbilde.

„Aber so erzähl doch man, Lina," sagte die Kleine laut, in deren Begleitung sie sich heute früh befunden hatte.

„Genötigt wird doch bei uns nich," fiel eine andere ein.

„Ach so ... von dem Banki—eh," sagte Lina gähnend, aber absichtlich so laut, daß es alle hören konnten.

„Bankier? Was is' mit 'n Bankier?" fiel Adele scherzhaft ein. „Von Bankiers höre ich nun zu gerne reden."

„Pst, die Olle kommt," ertönte es plötzlich leise von der Thür her. Alle duckten sich und rührten die Hände.

Frau Eugenie kam wieder hereingerauscht mit einem Gesicht, das eine schlimme Laune zeigte.

„Jetzt reißen die Bettler schon früh morgens die Klingel ab. Eine Frechheit!" begann sie entrüstet. „Ich dachte Wunder, wer es sei. Ein ganz anständiger Mensch obendrein .... Lina, Sie haben wieder einen großen Mund gehabt. Reden Sie nicht lange, ich habe es gehört! Bei Euch darf man bloß den Rücken wenden, dann schwirren die Maikäfer in der Luft. Ich hab' Ihnen doch ein für alle Mal gesagt, Sie soll'n Ihre Geschichten draußen erzählen ... und die andern nicht von der Arbeit abhalten ... Nehmen Sie sich 'mal Hannchen zum Muster, wie nett und ruhig das dasitzt, wie gesittet sich das benimmt!"

Lina räusperte sich verstohlen und verzog dann den Mund.

„Das macht aber die gute Erziehung. Wo der Kern nicht gut ist, da taugt auch die Nuß nichts. Und bei Ihnen, da ist es doch wahrhaftig mit dem Kern — — Das macht aber der Tanzplatz und alles, was drum und dran hängt. Sie können's nun einmal nicht lassen. Keine Moralität, kein Gewissen, keine Achtung vor der Kunst. So is es."

„Was es nu mit de Moraljität auf sich hat, Frau Engel, so sind die stillen Wasser immer am tiefsten."

„Lina, Sie sollen den Mund halten!"

„Ich halt'n ja auch schon, Frau Engel."

„Sie sollen den Mund halten, Lina, sag ich!"

„Ich kann doch nicht dafür, daß er mir nicht zugewachsen ist."

„Das letzte Wort wird Ihnen auch noch 'mal vergehen ... Lassen Sie sich aber dadurch nicht beirren, liebes Hannchen. Es ist d o c h so, wie ich gesagt habe. Der Neid hat gelbe Zähne. Halten Sie sich nur an Fräulein von Fersen. Da liegt Plie und Bildung drin."

Sie war auf Hannchen zu getreten, klopfte ihr leicht den Nacken, fuhr dann über ihr Haar und streichelte ihr die Wangen.



Diesmal räusperte sich Lina so laut und auffallend, kicherten einige andere so fröhlich, daß Frau Eugenie eine schnelle Wendung machte, die Arme gegen die Hüften stemmte und stirnrunzelnd ihren Blick über die Störenfriede gleiten ließ.

„Na, nu wird's ja immer schöner! Ihr wollt mich wohl auslachen — was? Sagen Sie 'mal, Lina — was haben Sie immer zu ulpsen? Sie wollen wohl mit Gewalt Revolution machen? Antworten Sie 'mal!"

„Ich wollte bloß sagen, Frau Engel, daß es manche Menschen giebt, die sich ganz gehörig verstellen, so jung wie sie sind."

„Wen meinen Sie damit?"

„Da müssen Sie schon Fräulein Hannchen fragen, Frau Engel. Die wird's wohl am besten wissen."

„Das ist ja ganz 'was Neues! . . . . Was sagen Sie denn dazu, Hannchen?"

Hannchen hatte zuerst von der Bemerkung ihrer Mitarbeiterin keine Notiz genommen, trotzdem sie ahnte, daß sie damit getroffen werden sollte. Jetzt aber fühlte sie, wie das Blut ihr nach dem Kopfe stieg und die Wangen ihr zu brennen begannen.

„Lassen Sie sich nur nicht einschüchtern — Sie kennen ja die Lina," flüsterte Fanny ihr zu.

Hannchen aber drehte sich um und sagte treuherzig:

„Ich habe Ihnen noch nie etwas zu Leide gethan, Lina; es ist nicht schön, daß Sie mich hier verleumden wollen. Mir kann niemand etwas Schlechtes nachsagen."

Sie zuckte die Achseln und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu.

„Da haben Sie Ihr Fett, Lina," sagte Frau Eugenie frohlockend, faltete die Hände über den Leib und ließ die Finger knacken, was immer ein Zeichen ihrer Beruhigung war. „'s nächste Mal bringen Sie Ihre Verleumdungen wo anders an! Wir wissen ja schon lange, daß Sie Hannchen nicht grün sind, weil sie mit Ihnen nicht gerne auf der Straße geht. Sie benehmen sich auch immer zu auffallend."

„Wenn man Herrenbegleitungen genug hat, dann braucht man auch mit mir nicht auf der Straße gehen," erwiderte Lina trocken, da sie jetzt gewonnenes Spiel zu haben glaubte.

„Herrenbegleitungen . . . und gleich 'ne ganze Menge." rief Frau Eugenie aus und schlug mit den Händen zusammen. „Sie werden doch wohl nicht so nichtswürdig sein und behaupten wollen, daß unser Hannchen — —? Sie sollten sich doch wirklich an Ihre eigene Nase fassen! Nee, Lina, wie kann man ehrbare Mädchen so verdächtigen!"

Frau Eugenie kehrte mit der Schleppe wieder die Diele rein und that so, als wäre sie auf das Äußerste empört. Eigentlich aber war sie ungemein gespannt darauf, was sie noch weiter zu hören bekommen würde.

O, es war nicht das erste Mal, daß sie bitter getäuscht worden war! Sie kannte ja das verführerische Leben Berlins. Wie vielen ihrer Arbeiterinnen hatte sie gute Ratschläge gegeben, um nachher zu erleben, daß alles fruchtlos geblieben war! Aber auf Hannchen hätte sie schwören mögen . . .

Mißtrauisch geworden, blieb sie stehen und forschte abwechselnd in Linas und Hannchens Mienen.

Die Blondine lachte plötzlich unschön auf, über welche Keckheit die Nebensitzenden so verblüfft waren, daß sie ängstliche Mienen zeigten.

„Was ich mit meinen leibhaftigen Augen gesehen habe, Frau Engel — darüber wird man mich doch nicht dumm machen. Ich meine ja man auch bloß so, weil gewisse Leute immer auf andere herab sehen, wenn die 'mal 'n bischen lustig sind. Was Hannchen betrifft, so kann sie ja meinetwegen alle Tage mit dem Banki—eh drüben spazieren gehen, wo wir unsere Lose gekauft haben, und sich 'was in's Ohr blasen lassen. Meinetwegen! Meinen Segen hat sie. Gott sei Dank — andere haben doch noch 'n andern Geschmack, wenn man auch 'ne Lippe zieht, wenn sie sich 'mal gründlich amüsieren wollen. Eenmal lebt man ja doch bloß. Aber da is mir mein Fritze, der einfacher Zwanzigdhalercommis is, doch lieber. Aber derbe! Er hat nischt und ich habe nischt. Also brauchen wir uns wenigstens nischt vorzuwerfen.“

Frau Eugenie schien starr vor Entsetzen zu sein; man wußte nicht recht, ob über die Enthüllung, oder über die Art und Weise, wie sie gemacht wurde. Vorerst brachte sie kein Wort hervor, holte noch einigemal tief Atem, ließ die Augen rollen und schlug dann mit der rechten Faust in die linke hohle Hand.

Im Atelier war große Bewegung entstanden. Alle Mädchen reckten die Hälse und blickten nun auf Hannchen. Diese saß nach wie vor über ihre Arbeit gebeugt, nur hatte sie den Kopf mehr als sonst geneigt. Von hinten gesehen machte sie den Eindruck, als wollte sie ihre Gesichtszüge verbergen, oder als führte sie einen stillen Kampf mit sich.

Frau Eugenie stellte sich aber plötzlich vor sie hin und fragte eindringlich:

„Nun sagen Sie einmal, Hannchen ... Mit diesem Stelzbein, das hinter jedem Mädchen her ist! Nein, das hätte ich doch nicht gedacht! Grade von Ihnen nicht! Wie mein eigenes Kind habe ich Sie bemuttert. Nein — das kann ich ja gar nicht aus dem Kopf kriegen. Von so einem alten Gräßel lassen Sie sich beschwatzen? Er verwaltet zwar mein kleines Vermögen, aber ein Gräßel ist und bleibt er! ... Nun reden Sie doch 'n Ton! Ist das der Dank dafür, daß Sie gleich als Lehrmädchen ein anständiges Geld bekommen haben und immer von mir proteschiert wurden?"

Frau Eugenie war außer sich. Das bewies ihr gerötetes Gesicht und ihr erneutes Rauschen durch das Zimmer. Diesmal machte sie solchen Wind, daß die Ranken und Blätter, die am Boden lagen, in Bewegung gerieten.

Einige Augenblicke wartete sie auf eine Antwort Hannchens; als diese aber ausblieb, begann sie auf's Neue:

„Nun, wer schweigt, der redet auch. Keine Antwort ist auch 'ne Antwort, und wer sich verstockt zeigt, der giebt die Wahrheit zu... Nein, das hätte ich von Ihnen nicht gedacht! Und kaum siebzehn Jahre ..."

Sie machte eine Pause und wandte sich dann wieder dem andern Tische zu:

„Sagen Sie 'mal, Lina — Sie sind doch sonst ein verständiges Mädchen."

Lina war plötzlich ein „verständiges Mädchen" geworden — aus Gründen, die Frau Eugenie allein kannte. Es war ein

fest eingewurzelter Grundsatz bei ihr, von der einen Partei zur andern überzugehen, falls sie sich Vorteil davon versprechen konnte.

Sämtliche Mädchen blickten auf; selbst Fanny machte eine halbe Wendung nach rückwärts. Lina aber, welche die Schachzüge der Gebieterin seit langem bereits kannte, blieb völlig gleichgiltig. Sie lächelte nur verschmitzt und warf den Kopf in den Nacken, als wollte sie sagen: Hört Ihr's nun? Ja, ja — das bin ich.

„Sagen Sie 'mal, Lina — Sie wissen, ich habe immer etwas für Sie übrig gehabt . . . Sie werden doch nicht etwas behaupten, was Sie nicht vertreten können. Das ist doch ganz selbstverständlich. Offen waren Sie stets. Es ist ja nur, um unseren guten Ruf hier im Atelier aufrecht zu erhalten. Ich dulde nun einmal grundsätzlich nicht, daß die Nachbarschaft über meine Damen spricht. Um alles nicht!"

Wenn Frau Eugenie die Bezeichnung „Damen" in Bezug auf ihre Arbeiterinnen gebrauchte, so war das immer ein Zeichen, daß sie die Majorität für sich haben wollte.

„Also sagen Sie 'mal, Lina — Sie haben sich doch nicht getäuscht? . . Vielleicht haben Sie 'mal geträumt davon. Ein Bankier bleibt doch immer 'n Bankier, und 'ne Blumenmacherin doch immer 'ne Blumenmacherin."

„Es giebt auch Sechsdreierbankiehs, ich kenne einen," fiel plötzlich ein Mädchen ein, das an einem Tische mitten im Zimmer saß und bisher wenig Anteil an dem Vorgange genommen hatte.

„Reden Sie auch 'mal 'n Ton, Wally? Das ist nett von Ihnen," erwiderte Eugenie mit komischer Gebärde, so daß die meisten lachten.

„Aus Ihnen spricht immer Standesbewußtsein, Schöneken," fuhr sie ebenso fort. „Sie lassen auf die Tugend der Blumenmacherinnen überhaupt nichts kommen. Sie brauchen auch gar keine Angst zu haben. Bei Ihnen beißt doch keiner an.

Da müßten Sie sich erst 'ne andere Nase anschaffen. Ihre jetzige ist so kurz, daß Sie sie nicht 'mal rümpfen können."

Abermaliges Lachen folgte, in welches selbst Wally mit einstimmte. Sie war von auffallender Häßlichkeit, war aber an die Spöttereien darüber schon so gewöhnt, daß sie nichts mehr übel nahm, sondern alles mit Humor auffaßte, von dem sie ein gutes Maß besaß.

„Lina, Sie wollten doch etwas sagen?" sagte Eugenie wieder.

In diesem Augenblicke wurde stark an der Korridorklingel gezogen.

„Adele, sehen Sie 'mal nach! Wird wohl der Briefträger sein."

Adele sprang auf und ging in's Nebenzimmer.

„Nun, Lina —?"

„Anna hat's ja auch gesehn, Frau Engel," erwiderte Lina. „Nachher kam gleich die Ablösung, nachdem der Alte gegangen war. Dann kam 'n recht netter Junger; der brachte Hannchen bis vor die Hausthür. Das war gewiß der, der Sonntags frei hält. In der Woche wird's schon teurer, denn die Woche hat sechs Tage. Da muß schon 'n Banki—eh bluten."

Zum zweiten Male schlug Frau Eugenie die Hände zusammen; abermals ging sie wie außer sich durch das Zimmer, um die Tische herum.

„Bis vor die Hausthüre . . . vor meine Hausthüre! Und gleich noch 'n Zweiter! Hannchen, was für 'ne schwarze Seele muß in Ihnen schlummern! . . . Sehn Sie mich 'mal an! — Was war denn das für 'n Heringsbändiger?"

Einige der Mädchen lachten auf, am lautesten Lina.

„Heringsbändiger, wo denken Sie denn hin, Frau Engel," fiel sie dann ein. „Mit so 'was hält sich doch Fräulein Hannchen nicht auf."

Das Wort „Fräulein" wurde spöttisch betont.

„Wo wird sie denn! Das war mindestens 'n Offizier in Zivil. Wahrscheinlich einer von 'n grünen Jägern unter der



I 5 S. 109

„Pfui, das ist schändlich!“ sagte sie mit flammenden Augen.

Brücke. Irien sah er überhaupt noch aus, und verjnügt wie 'n Frosch hopste er . . . Jeschniegelt und jebügelt von oben bis unten. Janz frisch lackiert für die Würfelbude . . . Nee, Frau Engel, das war janz 'was Feines! Mindestens einer aus 'm Engrosjeschäfte."

„Hat einer Worte!" rief Eugenie ebenso erstaunt wie entrüstet.

Hannchen hatte bisher still weiter gearbeitet, mit zitternden Fingern zwar, aber doch mit dem Bewußtsein, nichts Böses gethan zu haben. Es geschah zum ersten Male, daß sie zur Zielscheibe verletzender Bemerkungen gemacht wurde. Nach ihrer ersten Erregung hatte sie den Entschluß gefaßt, Lina ruhig ausreden zu lassen und die Sache dann von der lächerlichen Seite aufzufassen.

Sie hatte Frau Engel zur Genüge kennen gelernt, um zu wissen, daß diese alles zu übertreiben pflegte und sehr leicht umzustimmen war. Wenige Worte hätten also genügt, um sie zu beruhigen und Linas böse Zunge wieder einmal in das richtige Licht zu bringen.

Nun aber hatte man sie plötzlich in unschöner Weise mit demjenigen in Zusammenhang gebracht, der sich so artig gegen sie benommen hatte und dem sie Dank dafür schuldete, daß er sie von der Zudringlichkeit eines Lästigen befreit hatte.

Das empörte sie nicht nur, sondern brachte auch ihr Blut in ungewohnte Wallung. Vor allem aber fühlte sie plötzlich ihr Herz stark klopfen, das ihr den richtigen Weg nun wies. Der heilige Zorn riß sie fort. Sie erhob sich so jäh, daß Fanny eine Bewegung des Schreckens machte.

„Pfui, das ist schändlich!" sagte sie mit flammenden Augen und einem Ausdruck ihrer Stimme, der für ihre ungeheuchelte Entrüstung sprach. „Ich trete niemand zu nahe, verlange aber auch, daß man mich in Ruhe läßt!"

Ihre Lippen bebten, die Thränen drangen ihr in die Augen.

„Sie beurteilen die Menschen immer danach, wie Sie selbst denken und handeln," fuhr sie zu Lina gewendet fort. „Es fällt mir gar nicht ein, Ihnen Rede zu stehen. Ich werde meinen Vater herschicken, und dann können Sie einmal beweisen, ob Sie Mut besitzen."

„Sie will ihren Vater herschicken," äffte Lina ihr nach, aber das Lachen, mit dem diese Worte begleitet wurden, klang zaghaft und frostig. Außerdem war nicht zu verkennen, daß die Sprecherin um einige Töne bleicher geworden war.

„Gewiß werde ich meinen Vater herschicken, und der versteht keinen Spaß. Hoffentlich vergeht Ihnen dann Ihr Lachen," bestätigte Hannchen nochmals; dann klopfte sie ihre Schürze ab und löste deren Bänder.

„Wa—as — was wollen Sie denn — thun?" fragte Eugenie bestürzt, die diesen Ausgang nicht erwartet hatte.

„Nach Hause will ich, Frau Engel."

Sie machte einen Knoten in die Bänder der Schürze und hängte diese auf einen Wandhaken hinter ihrer Arbeitsstelle.

„Nach Hause wollen Sie?" fragte Frau Eugenie gedehnt und verblüfft. „Aber Sie wissen doch, wie nötig ich Ihre Blumen gebrauche," fuhr sie gleich fort.

„Das thut mir sehr leid, Frau Engel. Aber zum Arbeiten muß man auch Ruhe haben; die ist mir heute hier geraubt."

„Aber Sie haben doch einen Mund zum Reden? Geben Sie uns doch Aufklärung; dann ist ja alles gut. Verteidigen Sie sich doch!"

„Ich halte es unter meiner Würde, das zu thun, Frau Engel. Sie sollten das thun, denn Sie kennen mich lange genug!"

„Aber über solche Kleinigkeiten regt man sich doch nicht gleich so auf, liebes Kind!"

„Das nennen Sie eine Kleinigkeit, wenn meine Ehre beschimpft wird, Frau Engel?"

Sie wollte noch etwas hinzufügen, vermochte es aber nicht. Überwältigt von ihren Gefühlen schlug sie die Hände

vor das Gesicht und begann leise zu schluchzen. Und der Schmerz wühlte jetzt derartig in ihrem Innern, daß ihre Gestalt erbebte.

Selbst die stille, stets ruhige Fanny geriet darüber so sehr in Erregung, daß sie sich erhob, den Kopf der Weinenden an sich zog und sie zu trösten versuchte.

„Aber Hannchen, liebes Hannchen, so beruhigen Sie sich doch! Es wird sich ja alles herausstellen,“ sagte sie sanft und ließ die Hand liebkosend über der Freundin Haar gleiten.

„Nun ja, da haben wir's,“ sagte Frau Eugenie. „Da haben Sie etwas Schönes angerichtet, Lina.“

„Ich, Frau Engel?“ erwiderte Lina mit gut geheuchelter Entrüstung. „Ich? Sie wollten doch alles wissen, und ich glaubte Ihnen einen Gefallen zu thun. Was ich mich wohl um die Verhältnisse anderer Damen kümmere!“ fügte sie achselzuckend hinzu.

In diesem Augenblicke entstand im Nebenzimmer ein Geräusch; gleich darauf erschien im Rahmen der Thür ein junger, fein gekleideter Mann, dessen Kommen man in der allgemeinen Aufregung überhört hatte.

„Guten Morgen,“ sagte er laut mit einer leichten Verbeugung und blickte sich prüfend im Kreise um.

„Da ist er ja selbst! Nun wird sie wohl das Flennen sein lassen,“ raunte Lina ihrer Nachbarin zu. „Aber doch 'ne Frechheit — ihr bis hierher nachzulaufen!“

Einige der Mädchen steckten die Köpfe zusammen und flüsterten sich etwas zu. Es kam sehr selten vor, daß man eine derartige, vornehme Erscheinung in diesem Raume zu sehen bekam, obendrein eine solch' hübsche, jugendliche, der die Lebenslust förmlich aus den Augen leuchtete.

„Ei, Herr Treuling, schönen guten Morgen. Wie komme ich denn zu dieser ganz besonderen Ehre?“ rief Eugenie ebenso unterthänig als überrascht, eilte sofort auf ihn zu und wollte ihm die Hand entgegenstrecken, besann sich aber und verstieg

sich nur zu einer weiten Neigung des Oberkörpers, was sich sehr ungeschickt ausnahm.



„Nein, kommt mir das aber unerwartet, daß Sie selbst mich besuchen! Sie waren ja noch nie hier. Solche Ehre, solche große Ehre," fuhr sie fort, wobei ein Wort fast das andere überstürzte. „Wollen Sie nicht, bitte, in's andere Zimmer? . . . Aber Adele, wie können Sie nur den Herrn hier herein führen?" wandte sie sich dann der Angeredeten zu, als diese ebenfalls sichtbar wurde. „Das schickt sich doch nicht. Sie werden auch nie Manieren lernen! Einen derartigen Besuch meldet man vorher an, verstehn Sie?"

Ein seitwärts gerichteter, zornfunkelnder Blick auf Adele ergänzte das weitere, das sie unterdrückte.

„Aber Frau Engel, der Herr wollte doch nicht —" wagte Adele einzuwenden.

„Verteidigen Sie sich nicht lange! Sie werden nie Bildung lernen," gab Eugenie mit einer Handbewegung zurück.

„Der Herr hat alles mit angehört, Frau Engel, und deshalb durfte ich nicht 'rein," erwiderte Adele schnippisch und setzte sich auf ihren Platz.

„Natürlich, ohne es zu wollen,“ fühlte Treuling sich verpflichtet, zu bemerken.

Eugenie war einige Augenblicke ganz verblüfft, dann faßte sie sich aber schnell.

„Bitte vielmals um Entschuldigung, daß Sie gerade solchem Jammer beiwohnen mußten. Aber das junge Mädchen hat soeben eine unangenehme Nachricht bekommen — von Hause. Und da will sie eben gehen ... Hannchen, beeilen Sie sich nur ein bischen! Und dann lassen Sie uns bald Nachricht zukommen, wie es geht. ... Was haben Sie denn zu kichern, meine Damen? Die Sache ist wirklich nicht zum Lachen, eher zum Weinen. ... Nein, Herr Treuling, was für'n Ärger eine Geschäftsfrau hat, ist nicht zu sagen. Aber wollen Sie denn nicht so gut sein —“

Sie machte eine einladende Bewegung nach dem Nebenzimmer, der „guten Stube“, wie die Mädchen es nannten, trotzdem Eugenie stets die Bezeichnung „Salon“ dafür anzuwenden liebte.

„Wie geht's Ihrem Herrn Papa? Er befindet sich doch hoffentlich wohl und munter. Und das Geschäft? ... Das geht natürlich ausgezeichnet — bei Ihnen doch immer. Bei solchen reichen Leuten obendrein! Sie arbeiten doch schon lange für das Frühjahr, nicht wahr? Aber wie kann ich dumme Pute nur fragen!“

Sie schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

„Ja ja, wenn man's so weit gebracht hat wie Ihre Herren Eltern, dann kann man schon lachen,“ fuhr sie redselig fort. „Sie wollen mir gewiß eine Kommission machen, nicht wahr, Herr Treuling? Den Tag heute werde ich aber rot anstreichen im Kalender. Nein, daß gerade Sie persönlich —. Dann woll'n wir nur —“

Sie schickte sich an, ihn vor sich her in's Nebenzimmer zu treiben und rief dabei noch einmal zurück: „Beeilen Sie sich nur, Hannchen, damit man nicht so lange auf Sie wartet!“

Als Treuling eingetreten war, hatte Hannchen ihm den Rücken zugekehrt. Er hatte keine Ahnung, daß sie hier beschäftigt war. Um so überraschter war er gewesen, als er nach dem Betreten des Nebenzimmers ihre Stimme zu vernehmen glaubte. Da er seiner Sache nicht ganz sicher war, so hatte er in fast auffallender Weise Hannchen gemustert, in der Erwartung, sie werde endlich ihr Gesicht zeigen. „Der jungen Dame ist wohl etwas sehr Unangenehmes begegnet?“ fragte er höflich, wie absichtslos. „Vielleicht ein Trauerfall in der Familie?“

Dieses plötzlich hervorgekehrte Mitgefühl berührte Frau Eugenie äußerst unangenehm, umsomehr, da sich auf's Neue ein unterdrücktes Kichern an den Tischen vernehmen ließ.

„Oh, eigentlich nichts von Bedeutung ... das heißt — wohl ... doch, aber ...“ stammelte sie hervor. „Wenn Sie wünschen, erzähle ich's Ihnen da drin,“ setzte sie rasch hinzu.

Hannchen hatte zuerst auf Treuling gar nicht geachtet, denn alle ihre Gedanken drehten sich um die ihr zugefügte Kränkung. Erst nach seiner letzten Äußerung kehrte sie sich um, und erkannte ihn nun. Sie besann sich nicht lange, sondern sagte laut und eindringlich:

„Das ist der Herr, Frau Engel, der heute früh so freundlich war, mich ein Stück Weges zu begleiten, weil der andere Herr immer zudringlicher wurde.“ Und zu Treuling gewendet: „Ich bin hier schrecklich von meinen Kolleginnen verleumdet worden. Ich bitte Sie herzlich, Frau Engel darüber aufzuklären, daß wir uns gar nicht näher kennen, sondern daß uns der Zufall nur zusammen geführt hat.“

Treuling blickte verwundert auf. „So sind Sie's also doch! Mir war's doch gleich so,“ sagte er freudig überrascht. Einige Augenblicke sah er Hannchen gerade in das vom Weinen gerötete Gesicht. In ihrer Hilflosigkeit erschien sie ihm doppelt schön und rührend, so daß er das Verlangen hatte, auf sie zuzueilen und ihr die Hand zu drücken. Da er aber so viel

Augen auf sich gerichtet wußte, beherrschte er sich und sagte ernst:

„Aber wie kann man nur, Frau Engel —“

Er wollte noch etwas hinzufügen, fand aber im Augenblick die Worte nicht, da die ganze Lage eine ihm unerwartete war.

Eine Bewegung war an den Arbeitstischen entstanden. Alle Mädchen blickten jetzt abwechselnd auf Hannchen und Treuling, als erwarteten sie endlich die Befriedigung ihrer Neugierde. Nur Lina gab Adelen einen heimlichen Wink, der die Bedeutung enthielt: Jetzt paß 'mal auf, jetzt kommt's!

Frau Eugenie aber zeigte die bedeutsame Miene eines Menschen, der plötzlich auf einen großen Gedanken gekommen ist. Sie erhob den Kopf, nickte mehrmals vor sich hin und sagte gedehnt, mehr zu sich selbst als zu Treuling: „So, so —“

Dabei musterte sie Hannchen von der Seite, wie man es jemand gegenüber zu thun pflegt, an dem man plötzlich etwas Sonderbares entdeckt hat.

„Ach so, Sie sind es, Herr Treuling, der sich für Hannchen interessiert,“ begann sie dann, indem sie fast jedes Wort betonte. „Das ist ja ganz etwas Anderes.“

Und sogleich auf den Vorteil bedacht, der ihr möglicher Weise aus einer Liebschaft zwischen den beiden entspringen könnte, zwang sie sich zu einem vergnügten Lächeln, zog Hannchen mit der Zärtlichkeit einer Mutter an sich und sagte:

„Nun, trösten Sie sich nur, Kindchen! Es ist ja alles nur ein Mißverständnis gewesen. Sie hätten mir doch auch den Namen sagen können. So ein guter, feiner Herr, wie der Herr Treuling! Darauf können Sie sich schon etwas einbilden . . .“

Sie neigte den Kopf und flüsterte ihr schnell zu: „Daß Sie kein Wort von dem ‚Heringsbändiger‘ sagen, oder Sie kriegen es mit mir zu thun! Sie werden Ihr Glück machen.“

Dann wandte sie sich an Treuling: „Ja, unser Hannchen sollten Sie erst näher kennen lernen! Ein solch' liebes, fleißiges Geschöpf — und noch so ganz unverdorben! Hübsch ist sie, nicht wahr?"

Lina verzog den Mund und stieß Adele an, was so auffallend geschah, daß Treuling es bemerkte. Der Unmut stieg in ihm auf bei dem Gedanken, daß man ihm zutrauen könne, hier eine unwürdige Rolle zu spielen.

„Aber, ist das nicht ein kleiner Duckmäuser?" fuhr Eugenie unbeirrt in anscheinend wohlmeinendem Tone fort; „weiß, daß sie bildhübsch ist und verschweigt uns, daß so'n netter, liebenswürdiger junger Mann wie Sie . . . Ich meine, daß gerade Sie sich für sie interessieren. Nein, so 'n Racker!"

Sie zog sie leicht am Ohr, um ihrer allumfassenden Güte noch mehr Ausdruck zu verleihen.

„Ja, was meinen Sie nur immer mit Ihrem ‚interessieren', Frau Engel?" fiel Treuling fast unhöflich ein. „Ich verstehe Sie gar nicht!"

„Nun, wie sich die jungen Herren eben für die jungen Mädchen aus den Ateliers in-te-res-sie-ren. Mein Gott — heute will sich doch alle Welt amüsieren! Weshalb denn auch nicht? Man ist doch nur einmal jung, und lebt nur einmal auf dieser Welt . . . Nicht wahr, Hannchen?"

„Ich weiß nicht, was Sie damit meinen, Frau Engel," erwiderte Hannchen einfach. „Ich kann Herrn Treuling nur noch einmal bitten, für mich zu sprechen. Ich kann Gott sei Dank noch jedem Menschen frei ins Angesicht blicken."

„Das soll auch geschehen, mein Fräulein," sagte jetzt Treuling mit Bestimmtheit, so daß Eugenie ihn groß anblickte. „Seien Sie nur ganz unbesorgt und bleiben Sie hübsch bei Ihrer Beschäftigung. Ihr kleiner Bruder hat sich mir heute früh so hilfsbereit gezeigt, daß es nur recht und billig ist, wenn ich nach Möglichkeit Vergeltung übe. Lassen Sie sich durch böse Zungen nicht beirren, sondern tragen Sie den Kopf

nach wie vor hoch! Denken Sie immer, daß dem Reinen alles rein sein muß! ... Und nun bitte ich Sie, Frau Engel, mir im Nebenzimmer auf einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Ganz, wie Sie wünschen, Herr Treuling," erwiderte Eugenie ziemlich verblüfft.

Er ging voran; sie folgte ihm und schloß die Thür.

Hannchen hatte nur vermocht, ihm einen dankbaren Blick zuzuwerfen. Innerlich beglückt, wie nie in ihrem Leben, nahm sie die Schürze wieder vom Nagel, band sie sich um und setzte sich auf ihren Stuhl.

Während die Hände auf's Neue fleißig ein Blatt an das andere reihten, vernahm sie das dumpfe Klopfen ihres Herzens, durchzog ihr Gemüt jenes selige Empfinden, das junge Mädchen stets zu beherrschen pflegt, wenn plötzlich ein großes Ereignis in ihrem Leben eingetreten ist — jenes Ereignis, in dem der Lenz der ersten Liebe langsam zu dämmern beginnt.

„Das heißt einmal, wie ein Mann gesprochen," flüsterte Fanny ihr zu mit Bezug auf Treuling, und hatte damit Hannchens eigene Gedanken ausgesprochen.

Einige Minuten lang hörte man nur das Geräusch der Arbeit; dann sagte Lina laut:

„Nanu — mir juckt das linke Auge; ich werde wohl heute noch etwas Liebes zu sehen bekommen. Am Ende kommt mein Schatz heute auch noch hierher und spielt sich als Ritter auf."

Da die übrigen wußten, worauf das gemünzt war, so lachten sie; Adele aber fiel gleich ein:

„Mit dem wird wohl die Olle kurzen Prozeß machen. Hier werden nur Söhne von Fabrikbesitzers reschpektiert. Dafür sind's auch Kavaliere."

„Lassen Sie man, Adele; dafür meint's meiner doch wenigstens ehrlich, wogegen die Tugendritter, wenn sie sich auch hoch auf's Karussellpferd setzen — hm — ich will's schon lieber

'runter schlucken; aber so 'was nimmt natürlich alles auf die Kavaliersehre."

Hannchen preßte die Lippen auf einander. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich umdrehen und antworten; aber Fanny legte sofort die Hand auf ihren Arm und sah sie bittend an. — —

„Womit kann ich dienen?" fragte Frau Eugenie, als sie mit Treuling in einem kleinen Zimmer neben dem „Salon", das sie mit Vorliebe als ihr „Kontor" bezeichnete, Platz genommen hatte.

Sie hatte ihn hierher gebeten, weil sie befürchtete, man hätte im Atelier ihre Unterhaltung hören können.

„Kann ich Ihnen auch mit etwas aufwarten? Verfügen Sie nur ganz über mich," fügte sie hinzu und erhob sich.

Sie gab sich jetzt Mühe, die gebildete Dame hervorzukehren, da es ihr schmeichelte, von einem derartigen jungen Herrn des Vertrauens gewürdigt zu werden. Überdies hatte sie gefallsüchtige Anwandlungen, da sie sich für unwiderstehlich hielt.

„Ich danke sehr. Bemühen Sie sich nur nicht!"

„Vielleicht einen Cognac? Die jungen Herren trinken ja immer gern Cognac. Ich habe eine sehr gute Sorte."

Treuling drohte mit dem Finger und lächelte. „Ei, was muß ich hören, Frau Engel! Papa sagte mir doch, daß Ihr seliger Mann — er kannte ihn ja persönlich . . . Man müßte doch annehmen, Sie hätten einen Abscheu davor. Wenn Sie aber gerade einen da haben — ich bin kein Unmensch. Obendrein bei einer derartigen Kälte; da kann man schon einen auf den Weg mitnehmen."

Sie war bereits in die Berliner Stube geeilt, die als Eß- und Schlafzimmer diente und wo ein kleines Buffet sich befand. Nach einer Weile kehrte sie mit einem kleinen Auftragebrett zurück, auf dem eine Flasche und zwei Gläser standen.

„Wenn Sie erlauben, so trinke ich einen kleinen mit," sagte sie und schenkte ein. Treuling lachte leicht auf.

„Es scheint doch von dem Geiste Ihres Mannes etwas auf Sie übergegangen zu sein," erwiderte er und stieß mit ihr an. „Übrigens — der kann sich sehen lassen," fügte er hinzu, nachdem er das Glas geleert hatte.



Frau Eugenie, den Mund noch halb voll, nickte nur. Dann verdrehte sie die Augen und schnalzte mit der Zunge.

„Was meinen Sie wohl — die Flasche kostet auch zehn Mark. Ihnen kann ich's ja sagen ..." Sie warf einen Blick in den Salon und fuhr dann fort: „Die Mädels brauchen das nicht zu wissen; sie könnten sich vielleicht darüber lustig machen, namentlich die alten, die meinen August noch gekannt haben. Aber, wie gesagt — bei Ihnen ist das ganz etwas Anderes. Als mein Mann gestorben war, fand ich noch eine angebrochene Flasche vor, die er sich versteckt gehalten hatte. Sie müssen nämlich wissen, daß ich zuletzt sehr böse auf ihn war und ihm im Hause das Glas vor der Nase wegnahm. Und als ich nun eines Tages die Flasche sah, wurde ich unmenschlich tief gerührt. Das ist doch auch erklärlich, wenn man so plötzlich etwas sieht, was ein Toter gerne gehabt hat bei Lebzeiten, nicht wahr? Ach, dachte ich, hättest du ihm doch zuletzt jeden Gefallen gethan! Dann lebte er vielleicht noch. Man macht sich doch immer solch' allerhand Gedanken, nicht wahr? Wenn's auch Dummheit ist! ... Das ist noch derselbe

Cognac, von dem er getrunken hat, denke ich weiter, wie wäre es, wenn du ihn einmal kostetest, da bist du vielleicht deinem August näher als sonst. Ich gieß' mir ein Glas voll, und was soll ich Ihnen sagen — das Zeug schmeckte ganz gut, trotzdem ich früher einen Abscheu davor hatte ..."

„Und Sie haben sich dann nach und nach ebenfalls daran gewöhnt?" fiel Treuling in guter Laune ein.

„Ich will's nicht streiten," erwiderte Eugenie lachend. „Aber alles mit Maß .... Wünschen Sie noch einen?"

„Nein, ich danke ergebenst. Ich bin nicht Herr August Engel."

„Aber ich bin seine Witwe, und daher erlauben Sie wohl, daß ich das Andenken wach halte," sagte sie kurz und schenkte ihr Glas wieder voll. „Aber Sie brauchen nicht zu erschrecken, ich kann schon ein gutes Stück vertragen ... Außerdem müssen Sie wissen, daß ich es eigentlich nur meines Magens wegen thue."

„Natürlich nur," fiel Treuling lachend ein. Dann sagte er nach einer Pause:

„Nun möchte ich Sie bitten, Frau Engel, mir mit einer Nähnadel und einem Zwirnsfaden aus der Verlegenheit zu helfen. Ich bin nämlich heute früh auf dem Glatteis ausgerutscht, und dabei hat mein Beinkleid einen Riß bekommen, gerade auf dem Knie. Ich habe noch einen weiten Weg zu unserm Rechtsanwalt; da ich gerade hier vorüber mußte, so fiel mir Ihr Schild ins Auge. Und nun wissen Sie auch, aus welchem Grunde ich hier so plötzlich hereingeschneit bin. Aber um so dankbarer bin ich dem Zufall, der mich Zeuge eines bitteren Unrechts sein ließ, das man dem jungen Mädchen da vorn zu teil werden lassen wollte. Wenn Sie nun so gut sein wollen — dann werde ich Ihnen auch das übrige erzählen."

Selten hatte sich Frau Eugenie so sehr beeilt als diesmal mit der Rückkehr von ihrem Nähtisch. Sie ließ es sich nicht nehmen, den Schaden eigenhändig auszubessern. Während



I 16 S. 120

Sie ließ es sich nicht nehmen, den Schaden eigenhändig auszubessern.

dessen gab ihr Treuling die nötige Aufklärung über die Begegnung mit Hannchen und Freudenfeld.

„Dieser schlechte Mensch!“ rief sie ordentlich entrüstet. „Wie kann man nur als alter, häßlicher Mann so vernagelt sein, die Absichten eines so hübschen, jungen Mannes, wie Sie sind, durchkreuzen zu wollen!“

„Keine Schmeicheleien, wenn ich bitten darf,“ fiel Treuling ihr ins Wort und erhob sich. „Ich danke Ihnen für ihre Liebenswürdigkeit.“

„O, das hat nichts zu sagen, es war gern geschehen ... Wenn ich Ihnen sonst noch bei Ihren Absichten behilflich sein kann —“

„Wie meinen Sie denn das, Frau Engel?“ fragte diesmal Treuling mit so völlig veränderter Stimme, daß sie betroffen einen Schritt zurücktrat. Und indem er sie groß und forschend anblickte, fuhr er fort:

„Ich will Ihnen etwas sagen, Frau Engel. Ich habe bereits vorhin bemerkt, daß Sie mir irgend eine ungemein schlechte Handlung zutrauen. Ich verbitte mir das, selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß ich mich in Ihrer Wohnung befinde. Ich gebe niemand die Berechtigung, weniger gut von mir zu denken, als von jedem anderen ehrenwerten Menschen — Ihnen auch nicht!“

Er ging erregt im Zimmer umher, blieb dann wieder vor ihr stehen und fragte entschieden: „Haben Sie mich verstanden?“

„Aber, mein werter Herr Treuling, ich weiß nicht ...“ brachte sie bleich und stammelnd hervor, „ich weiß nicht, was Sie von mir denken. Wenn so ein reicher, junger Herr wie Sie sich für ein armes Mädchen interessiert, dann — nun, mein Gott, Sie wissen ja, was ich sagen will! Das ist nun 'mal so der Welt Lauf. Daß sie Ihnen nicht so ganz gleichgiltig ist, das habe ich ja sofort gemerkt. Wir Frauen sehen scharf, und von etwas anderem kann ja wohl nicht die Rede

sein. Das würden doch Ihre Eltern niemals zugeben. Nehmen Sie's nur nicht übel!"

„Ich habe Ihnen gar nichts übel zu nehmen, beste Frau Engel," erwiderte Treuling, ruhiger geworden. „Entschuldigen Sie nur, wenn ich etwas aufbrausend gewesen bin. Selbstverständlich bin ich nicht verpflichtet, Ihnen meine Gefühle zu schildern. Wenn ein Teil der Welt so erbärmlich ist, uns Söhnen wohlhabender Eltern unedle Handlungen zuzutrauen, nur deswegen, weil wir reich sind, wofür wir vielleicht gar nicht einmal können, so möchte ich doch nicht unterlassen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß es noch Ausnahmen giebt. Rechnen Sie mich gefälligst zu ihnen! Und nun bitte ich Sie noch um eines: denken Sie immer daran, Sie hätten eine Tochter, der es ähnlich ergehen könnte, wie dem armen Mädchen da vorne; dann werden Sie auch ähnliche Verdächtigungen in Ihrem Atelier niemals mehr dulden, bevor Sie nicht geprüft haben. Bestellen Sie einen Gruß an Hannchen! Natürlich bleibt das alles unter uns, selbst dann, wenn Sie der Weg wieder nach unserer Fabrik führen sollte. Adieu! Und nochmals besten Dank! Wir können trotzdem die Alten bleiben."

Er nahm Hut und Handschuhe, winkte ihr zum Abschied zu und verließ schnell das Zimmer, etwas erregt, wie es ihr schien.

„Aber mein bester Herr Treuling, noch ein Wort!"

Er hörte nicht mehr. Die Außenthür wurde heftig gegeschlossen, dann verhallten seine Tritte.

Frau Eugenie blieb eine Weile auf demselben Fleck stehen und fuhr mit der Hand über die Augen, um eine heimliche Thräne zu zerdrücken. Man wußte nicht, war diese Weichheit eine Folge von Treulings Gesinnung, oder von dem Cognacgenuß, der seine Wirkung bereits ausübte.

„Wie schön der sprechen kann!" murmelte sie vor sich hin. „Fast möchte man glauben, es gäbe noch Prinzen wie im Märchen, die sich in Gänsemädchen verlieben können."

Plötzlich geriet sie in Bewegung. „Aber er ist verrückt, heillos verrückt,“ sagte sie in veränderter Stimmung; „oder ganz vernünftig — eines von beiden. Solche Menschen in ihrer Unerfahrenheit sind ja manchmal unberechenbar. Die kriechen auf 'n Kirchturm, bloß um 'n Kuß von 'ner hübschen Fratze zu bekommen.“

Sie überlegte eine Weile und kam dann zu dem Entschluß, während der nächsten Tage Hannchen aufmerksam zu beobachten, um dahinter zu kommen, wie die Dinge sich weiter entwickeln würden. Dann ging sie wieder ins Atelier zurück.

„Nehmen Sie's nur nicht übel, Hannchen, daß man Ihnen so arg mitgespielt hat,“ sagte sie, beugte sich über die Schulter des jungen Mädchens und blickte ihr ins Gesicht. „Ich werde dafür sorgen, daß so etwas nicht mehr vorkommt. Sie gutes, braves Kind! Herr Treuling läßt auch noch schön grüßen.“

„Ich danke schön,“ erwiderte Hannchen glücklich lächelnd.

„Was haben Sie denn wieder zu lachen, Lina?“ brauste Frau Eugenie dann auf, indem sie sich dem anderen Tische zukehrte.

„Ich habe doch nicht gelacht, Frau Engel. So was thu' ich doch nicht.“

„Reden Sie nicht lange! Ihnen kann man niemals trauen,“ schrie Eugenie sie an, ingrimmig erfreut darüber, endlich ihrem Ärger Luft machen zu können.

„Sie sind immer der Zankapfel. Kein Wort ist wahr von dem, was Sie vorhin gesagt haben. Alles ist Erfindung von Ihnen.“

„Aber Frau Engel —!“

„Schweigen Sie! Sie ärgern sich bloß, daß Sie 'ne Blume sind, die gar keinen Duft mehr hat. An Ihnen haben die Bienen schon allen Honig weggeknabbert. Das beste dabei ist, daß sie trotzdem die schönsten Rosen machen können. Und das nennt man Widerspruch in der Natur. Deshalb wird man auch aus Ihnen niemals klug. Weil Sie die Marschall

Niel-Rosen so schön nachmachen können, will ich ein Auge zudrücken. Dafür können Sie aber nicht, sondern Ihre Finger. Ich glaube, Sie sind als Stechapfel auf die Welt gekommen, oder als Elephantentrichter."

„Kann schon sein, Frau Engel," erwiderte Lina, beruhigt durch die ihr widerfahrene Anerkennung.

„Adele, Sie haben wieder das gelbe Heft auf dem Schoß!" wandte sich dann Eugenie ebenso aufgebracht dem Nebentische zu. „Das verbitte ich mir ein für allemal während der Arbeit! Es ist ein Ärgernis, daß Sie für solchen Schund voll Mord und Totschlag Geld ausgeben. Das ist gerade so, als wenn Sie Gift nehmen. Halten Sie die Groschen lieber zusammen; gehen Sie ins Schauspielhaus und sehen Sie sich ‚Kabale und Liebe' an! Das bildet und stärkt den Charakter. ‚Kabale und Liebe' wird's hier auch bald geben.... Da klingelt's schon wieder. Das wird wohl endlich Fräulein sein. Nun könnt Ihr Euch zusammen nehmen!"

Sie rauschte hinaus.

„Die Olle hat doch heute wirklich 'n Käfer," sagte Lina hinter ihr her.

„Aber einen mit Hörnern," fiel Adele ein. „Nun muß ich erst 'mal sehen, ob der Prinz die Straßensängerin wirklich heiratet."

Sie klappte das gelbe Heft auf und überflog die letzten Seiten. Die nebensitzenden Mädchen lachten und beugten sich zu ihr hinüber. —

Als Eugenie mit den Worten: „Da sind Sie ja, Fräulein, die Korridorthür öffnete, sah sie sich einem bärtigen Manne gegenüber, der sie sofort anlachte, so daß unter dem kräftigen Schnurrbart zwei Reihen gesunder Zähne sichtbar wurden.

„Herrjeh, Sie sind's, Herr Hipfel," sagte sie mit einem Gesicht, auf dem sich angenehme Überraschung ausdrückte.

„Natürlich bin ich's; was dachten Sie denn?" erwiderte dieser und streckte ihr die Hand entgegen.

Dann lud sie ihn ein, näher zu treten.

Konstantin Hipfel war erster Blättermaler der Firma Friedrich und Co., von welcher Frau Eugenie ihren Bedarf bezog. Er trug eine Pelzmütze, steckte in einem grauen Havelock und hatte ein dickes Tuch um den Hals gewürgt, dessen schreiend rote Farbe selbst den zahmsten Stier zum Kampfe gereizt hätte. Sonst machte er einen sehr harmlosen Eindruck, der noch verstärkt wurde durch auffallend kleine, runde Augen, deren Pupillen selten zur Ruhe kamen.

„Was führt Sie denn schon so früh hierher?“ fragte Eugenie, als sie sich im „Kontor“ befanden und sie ihm einen Stuhl zum Sitzen hinrückte. „Nehmen Sie sich nur erst das schreckliche Tuch ab, man verdirbt sich ja die Augen daran!“

„Wenn schöne Frau befehlen, dann muß man gehorchen,“ sagte er im Vortragston. „Gestatten Sie nur erst, daß ich einen hinter die Binde gieße. Kurz ist der Schmerz, doch ewig währt die Freude,“ fuhr er fort und schenkte unbedenklich eines von den beiden Gläsern voll.

„Sie sind einmal keck, Herr Hipfel,“ fiel sie ihm ins Wort, aber mit einer Miene, die deutlich bewies, wie wenig feindlich sie ihm deswegen gesinnt sei.

„Kommt den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt sie, auf mein Wort!
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt — fürwahr — noch besser fort ...“

trug er auf's Neue vor und leerte das Glas.

Frau Eugenie wiegte das Haupt hin und her und zeigte das reizendste Lächeln, das ihr zu Gebote stand.

„Das läßt tief blicken, Herr Hipfel! Ei, ei — wer hätte Ihnen so viel Poesie zugetraut?“

Der Blättermaler stellte sich breit vor sie hin, richtete seine kleinen Augen auf sie und sagte mit einem Ernste, der äußerst lustig wirkte: „Ich bin hierher gekommen, Frau Engel, um

um Ihre Hand anzuhalten. Sagen Sie Ja! und schlagen Sie ein!“



Er streckte ihr die Hand entgegen. Frau Eugenie aber ergriff sie nicht. Sie war so verblüfft, daß sie auf den grünen Plüschsessel am Ofen sank und ihr Gegenüber eine Weile groß und sprachlos anblickte.





Ein Volksbankier.

Als Treuling sich wieder auf der Straße befand, blickte er nach der Ringbahn aus, mit welcher er zum Rechtsanwalt seines Vaters zu fahren gedachte, um einige dringende Geschäfte zu erledigen. Da er des Wagens nicht ansichtig wurde, zog er seine Uhr und sah, daß ihn die Zeit dazu noch nicht drängte. Gegen Zwölf hatte er sich dort angemeldet, und jetzt war es erst wenige Minuten über Zehn.

Unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der entgegengesetzten Richtung und überlegte, ob er nicht irgendwo frühstücken solle, um dabei in aller Ruhe Gedanken über die Erlebnisse dieses Morgens spinnen zu können.

Als er nach etwa fünfzig Schritten abermals unbewußt stehen blieb und in halber Zerstreuung seinen Blick auf die andere Seite der Straße richtete, merkte er, daß er sich gerade gegenüber dem Freudenfeld'schen Bank- und Wechsel-Geschäft befand. Zu gleicher Zeit fiel ihm ein, daß seine Mutter ihn beauftragt hatte, bei Gelegenheit die Ziehungsliste einer pommerschen Pferdelotterie zu kaufen.

So besann er sich nicht lange und schritt über den Damm dem Laden zu, trotzdem er sich nicht verhehlen konnte, daß er seit dem heutigen Morgen einen Widerwillen gegen den

Bankier hegte, den er gerade in seiner jetzigen Stimmung schwer überwinden würde.

Da er Freudenfeld aber seit jeher als lächerliche Figur aufgefaßt hatte und er sich sagte, es wäre vielleicht gut, etwas Näheres über die Art und Weise der versuchten Annäherung dieses Winkel-Bankiers an Hannchen zu erfahren, so nahm er sich vor, den Gleichgiltigen zu spielen und ein möglichst freundliches Gesicht zu zeigen.

Als er den Eingang von der Straße aus gewählt hatte, fand er vor dem langen Ladentisch eine Anzahl Personen versammelt, deren Äußeres auf die nicht sehr begüterten Stände hinwies.

Es waren sogenannte kleine Leute, die hier tagtäglich aus und ein gingen, um die jahrelangen Ersparnisse, die sie sich oftmals vom Munde abgeknapst hatten, „sicher anzulegen" — wie der gewöhnliche Ausdruck lautete, teils auch, um ihre Lotterielose zu erneuern. Wenigstens wurde die Gelegenheit dazu gleich benutzt.

Seit ungefähr fünf Jahren galt Hugo Freudenfeld bei diesen Leuten, die das Bestreben zeigten, binnen kurzer Zeit ihr Vermögen zu verdoppeln und zu verdreifachen, überhaupt schnell reich zu werden, als eine viel begehrte Persönlichkeit, deren Ratschläge sich stets zu bewähren pflegten und der man unbedingtes Vertrauen schenken dürfe.

Man erzählte sich Wunderdinge von seinem Scharfblick, von der Art und Weise, wie er im Interesse seiner Kunden die Aufträge rasch und fördernd auszuführen pflege; man lobte seine Bravheit und Rechtlichkeit, pries ihn mit hundert Zungen als einen wahren Freund, der niemand übervorteile und bei dem das Geld sicher sei wie die Bibel auf dem Altar.

Das war noch ein Mann, der in die Welt paßte, der einen Überblick über die Börse hatte! Dem durfte man nicht kommen und behaupten, er wüßte nicht schon vier Wochen vorher, ob die Papiere fallen oder steigen würden! Da schimpfte

man immer auf die Bankiers und behauptete, sie seien nur darauf bedacht, die Leute hoch zu nehmen, möglichst viel Geld in die Hände zu bekommen, um damit auf eigene Kosten zu spekulieren!

Gewiß gab es solche gewissenlose Menschen, und man hatte ja auch mehr als ein Mal in den Zeitungen über sie gelesen. Das Ende vom Liede war dann immer der Staatsanwalt, Gefängnis oder Zuchthaus. Das waren aber Gauner, denen jeder vernünftige Mensch die Spitzbübigkeit von der Nase hätte ablesen müssen. Uns hätte keiner mit ihnen kommen sollen!

Aber Hugo Freudenfeld — ja der! Das war ein ganz anderes Licht! Und der Charakter erst: einfach und solide, offen und ehrlich, immer freundlich, stets bieder und geradeaus, ohne Falsch und Hintergedanken!

Wie liebenswürdig er sich mit jedem unterhielt, wie eingehend er sich nach eines jeden Verhältnissen erkundigte! Man brauchte ihm nur etwas anzudeuten, und sofort hatte er den ganzen Plan entworfen. Und was für einen! Sicherlich führte er zum Ziele.

Die allerbeste Gewähr für seine Ehrlichkeit aber war und blieb sein bescheidenes Leben, das er führte. Behauptete er nicht ganz frei und offen, so daß es jedermann hören konnte, er könnte einen großen Aufwand machen, wenn er nur wollte? Es wäre eine Kleinigkeit für ihn, den großen Bankhäusern in der Behrenstraße Konkurrenz zu machen, aber seiner ganzen Natur liege das fern! Er sei überall gut angeschrieben und habe nach allen Richtungen hin ausreichenden Kredit; trotzdem ziehe er es vor, bis an sein Lebensende diesen bescheidenen Laden inne zu behalten, um nur dem „Volke“ zu dienen und dem „kleinen Manne“ auf die Beine zu helfen!

So ungefähr lauteten die Urteile über Hugo Freudenfeld, die man im ganzen Stadtteile hören konnte. Sie wurden nicht an die große Glocke gehängt; aber in den beteiligten Kreisen flüsterte der eine sie dem andern zu. Und wer glaubte

nicht den Lobpreisungen, wo es sich um eine Persönlichkeit handelte, mit der demnächst in Verbindung zu treten man sich im stillen schon längst gesehnt hatte!

Allmählich erst war dieser gute Ruf Freudenfelds entstanden. Er selbst hatte wohl kaum die Absicht, über den Handel mit Lotterielosen und die Wechselbank hinaus zu gehen, bis eines Tages das erste Anliegen an ihn gestellt wurde, für fremdes Risiko zu spekulieren. Er hatte auffallend Glück damit und konnte beinahe das Doppelte des ihm anvertrauten Betrages dem Glück strahlenden Gewinner zurückzahlen.

Zu seinem Erstaunen traten bereits nach acht Tagen einige andere unternehmungslustige Leute mit dem gleichen Ansinnen an ihn heran. Nach einem Jahre wurde ihm fast das Haus gestürmt. Es war wie eine geheime Losung, die alle diejenigen ausgegeben hatten, die ihr Glück nicht verschweigen konnten.

Schließlich kam auch bei ihm — was man so sagt — der Appetit mit 'm Essen. Wer ihn seines Vertrauens noch nicht gewürdigt hatte, den ermunterte er, es zu thun; so von ungefähr, ganz nebenbei, in der Weise eines Menschen, dem selbst eigentlich nichts daran liegt, die Interessen anderer wahrzunehmen, der es aber für sein gutes Recht hält, auf die voraussichtlichen Vorteile und Erfolge hinzuweisen.

Ein Anknüpfungspunkt dazu fand sich fast immer. Gewöhnlich mußte der Verkauf von Losen dazu herhalten. Man pries sie an, kam dann auf den Gewinn zu sprechen und leitete das Gespräch langsam auf die Börse über.

Die Börse — was für ein klangvolles Wort für gläubige und unwissende Gemüter! Das war der Brief mit sieben Siegeln, der den Erlaubnisschein zum Verweilen im Paradiese enthielt; das glänzende Irrlicht, das den nach Gold Dürstenden winkte, sich mit um das goldene Kalb zu drehen.

Man brauchte nicht einmal die Beine zum Tanzen anzustrengen. Das besorgte ein anderer. Man stand mit verschränkten Armen ruhig dabei, sah dem Taumel zu, summte

im Geiste die verlockende Melodie mit und strich ruhig das Geld ein wie ein Tanzmeister, nur mit dem Unterschiede, daß man dem Anordner dieses herrlichen Vergnügens auch etwas zukommen ließ.

Das war eben Hugo Freudenfeld, der sich nur seine Bemühungen bezahlen ließ, oder Provision nahm, wie er es zu nennen beliebte. Alles ging sehr glatt von statten, ohne Widerrede, ohne Vorwurf. In dieser Beziehung zeigte der Bankier sich von der gewissenhaftesten Seite. Er entwickelte sogar eine peinliche Pünktlichkeit, die sprichwörtlich geworden war.

Auf die Minute zahlte er den Gewinn aus; wenn man es verlangte, lieferte er die Papiere aus, welche zu kaufen oder einzutauschen man ihn beauftragt hatte. Ja, er ließ sich selbst herbei, ohne daß man ihn dazu drängte, in aller Form dem Betreffenden einen Einblick in das Geschäftsbuch zu gestatten — namentlich Leuten gegenüber, die nichts davon verstanden.

„Bitte, prüfen Sie nur ganz genau," war dann seine ständige Redensart, deren Bedeutung aber durch den Wortschwall, der ihr folgte, regelmäßig abgeschwächt wurde.

Überdies stellte er es jedermann frei, die ihm anvertrauten Ersparnisse sofort und ohne jeden Abzug zurück erstattet zu erhalten und zwar mit der Miene eines Menschen, der von einer Last befreit sein möchte, weil er alle Hände voll zu thun habe.

Die stete Folge davon war, daß man ihn bat, sich auch fernerhin der Interessen so anzunehmen, wie er es bisher gethan hatte. Er möge ganz nach Belieben über das Kapital verfügen, man wisse ja, daß es nirgends besser verwaltet werden könne. Ja, mehr als einmal kam es vor, daß man ihn fragte, wodurch man bei ihm in Mißkredit gekommen sei, daß er ein derartiges Ansinnen stellen könne.

„Ganz, wie Sie wünschen; aber es ist alles da, auf Heller und Pfennig," war seine zweite ständige Redensart, die diesmal mit einem Fingerzeig auf einen großen, doppelthürigen Geldschrank begleitet wurde.

Man schüttelte noch einmal fast demütig den Kopf, bedankte

sich vielmals und ging von dannen mit dem erhabenen Gefühle, sich auf's Neue ruhig schlafen legen zu können. Auf der Straße aber hatte man nur den einen Gedanken: Gott lasse den Freudenfeld noch lange leben!

Da Eberhard Treuling den Bankier nicht gleich erblickte, so hielt er ihn für abwesend und pries im stillen diesen Zufall; denn er war zu vielem Reden nicht aufgelegt.

„Womit kann ich dienen, mein Herr?“ fragte ihn ein junger Mann, der hinter dem Ladentische stand, soeben laut mit einer Frau verhandelt hatte und sich ihm nun eilfertig bemerkbar machte.



Er ragte nicht viel über die Mittelgröße hinaus, hatte schiefe Schultern und einen auffallend großen Kopf mit scharf ausgeprägten, klobigen Zügen, wodurch er auf den ersten Blick älter erschien, als er in Wirklichkeit war. Das krause Haar war in der Mitte gescheitelt und vorn in zwei Löckchen auf die Stirn geklebt, so daß es aussah, als hätte ihm jemand zwei schwarze Schnörkel auf die Haut gemalt.

Weit auf die Spitze der Nase gerückt trug er einen goldenen Kneifer, über welchen er in diesem Augenblicke, wo er sich über die Platte des Tisches legte, hinweg sah und mit dem linken Auge in schräger Richtung zu Treuling aufblickte, während das andere nach rechts gewendet war. Dieses Schielen gab ihm etwas Starres, Häßliches. Beides aber wurde gemildert, als er sich wieder aufrichtete, den Kopf in den Nacken warf und sich nun bemühte, durch die Gläser zu sehen, um seinen Fehler zu verdecken.

Einnehmend war nur seine gesunde, frische Gesichtsfarbe,

deren Wirkung aber wieder beeinträchtigt wurde durch eine himmelblaue Halsbinde, in welcher eine Nadel in Form einer Greifenklaue steckte, deren großem, wasserhellen Steine man auf den ersten Blick ansah, daß er nicht echt sein konnte.

„Die Ziehungsliste? Schön, bitte — hier ist sie,“ sagte er und legte den gedruckten Bogen auf den Tisch, nachdem er die andern Anwesenden um Entschuldigung für den kleinen Aufschub gebeten hatte.

„Fünfundzwanzig Pfennige, wenn ich bitten darf ...... Danke ergebenst,“ fügte er hinzu, als Treuling ihm das Geld auf den Tisch gelegt hatte.

„Wünschen Sie vielleicht einmal eine andere Lotterie zu spielen, werter Herr?“ fuhr er dienstbeflissen fort, drehte sich um und griff nach einem Haufen Lose. „Kann ich Ihnen etwas ganz Besonderes empfehlen ... Koburger Geldlotterie? Jedes siebente Los gewinnt ... übermorgen ist die Ziehung ... sämtliche Hauptgewinne sind noch drin ... nur drei Mark das Stück! 'Ne sehr feine Lotterie. Versuchen Sie einmal Ihr Glück. 'N junger Herr hat immer Glück; Sie werden bestimmt gewinnen ... wird ohne jeden Abzug ausbezahlt. Sicher, sehr sicher! Die Lose werden viel begehrt. Vielleicht wählen Sie sich eins? Oder wünschen Sie vielleicht mehrere?“



Während dessen hatte er die Lose fächerartig ausgebreitet und hielt sie mit der rechten Hand hin.

„Ich danke,“ fertigte Treuling ihn kurz ab und wollte sich empfehlen.

„Vielleicht nehmen Sie Kölner-Dom, Marienburger, Hamburger oder Sächsische?“ begann der Commis hastig und

rutschte mit den aufgestützten Ellenbogen einige Schritte nach links, um Treuling nahe zu bleiben. „Bei uns können Sie alles bekommen. Wir haben mit 's größte Debit in Berlin. Bitte, versuchen Sie 'mal! Einmal ist ja keinmal."

Plötzlich richtete er sich auf, beugte sich weit zu Treuling hinüber und fragte halblaut: „Wünschen Sie vielleicht den Herrn Chef zu sprechen in Börsenangelegenheiten? Unter vier Augen?"

Es machte auf ihn den Eindruck, als könnte Treuling irgend etwas anderes wollen und bedächte sich nur vor dem anwesenden Publikum.

Der versteht's aber, dachte Treuling bei sich und wollte gerade eine entschieden abweisende Antwort geben, als vom hinteren Raume her Freudenfelds Stimme ertönte:

„Diener, lieber Herr Treuling! Immer näher — bitte! .... Aber natürlich doch!"

Treuling konnte den Sprecher nicht gleich erblicken. Am Ende des Ladentisches führten einige Stufen zum Comptoir hinauf. Es war ein mäßig großer Raum, der eine Nische mit einem Fenster enthielt, das nach einem dunklen Hofe hinaus ging und nicht sehr groß war.

In dieser Nische stand ein großer, feingearbeiteter Schreibtisch und vor diesem ein geschnitzter, bequemer Sessel. Ein schwerer Vorhang, der zur Hälfte auseinandergezogen war, schien dazu bestimmt, das Zimmer, das außerdem noch Tisch und Sopha enthielt, vom Laden abzuschließen. Unweit der Fensternische befand sich die Thür, die nach der Flur führte. Sie war vollständig mit Eisen beschlagen und hatte zwei große Kastenschlösser, so daß sie sich wie der Eingang zu einem Gefängnis ausnahm.

Als Treuling oben war, mußte sich sein Auge erst an die herrschende Dämmerung gewöhnen; und als er unwillkürlich einen Blick nach rückwärts warf, blendete ihn förmlich die Helle, die von der Straße hereindrang. Er stieß gegen das

Sopha und bemerkte dann erst Freudenfeld, der gegen das Fenster gelehnt stand, einen Fuß auf den Sessel gestützt hatte und sich die Fingernägel beschnitt. Er rauchte eine eben angebrannte Virginia, die er schräg in den Mundwinkel gedrückt hatte, um von dem Rauch nicht belästigt zu werden.

„Servus," sagte er und streckte Treuling die Hand entgegen. „Ahnte gleich, daß uns nochmal sehen würden, hähä! Ich hörte doch gleich Ihre Stimme, aber der Zacharias ist ein Esel. Er muß Sie doch schon kennen, he?"

„Da thun Sie nun Ihrem jungen Manne unrecht; ich war noch niemals hier," erwiderte Treuling. „Aber ein heller und gewiegter Kerl scheint er mir zu sein."

„Lassen Sie ihn das nicht hören, sonst verlangt er gleich Gehaltszulage," witzelte Freudenfeld. „Guter Einfall von mir, hä?"

Er lachte, verzog aber gleich darauf das Gesicht, weil ihm der Rauch der Cigarre in die Augen gedrungen war. Da er sich hier in seinen vier Pfählen befand und nun nicht mehr sein konnte, als er war, so hielt er es für besser, wie gewöhnliche Menschen zu sprechen; höchstens, daß er hin und wieder aus Angewohnheit ein Wort verschluckte und aus Versehen durch die Nase sprach. Er gehörte eben zu den Menschen, die nur aufzufallen suchten, wenn sie es für angebracht hielten.

„Setzen Sie sich, Herr Treuling, und thun Sie, als ob Sie zu Hause wären.... Rauchen Sie 'ne Virginia?"

Er schob ihm einen Stuhl zu, ließ sich selbst auf den Sessel nieder, machte mit diesem eine Wendung, schlug ein Bein über das andere und klemmte sein Monocle ins Auge.

Er sieht doch furchtbar dämlich aus, dachte Treuling und setzte sich ebenfalls; dann sagte er:

„Ich danke, die ist mir zu schwer. Wenn Sie aber erlauben, so stecke ich mir eine von meiner Sorte an.... Sie hausen ja hier wie der Dachs in seinem Bau. Sie werden sich die Augen verderben."

„Habe eben erst 's Gas ausgedreht. Schauderhafte Bude hier," erwiderte Freudenfeld, zog eine Taschenbürste hervor, griff nach einem kleinen Spiegel auf dem Schreibtisch und glättete die letzten Spuren des in der Mitte gescheitelten Kopfhaares mit einer Wichtigkeit, als hätte er einen Urwald zu ebnen.

„Aber sie bringt 'was ein, diese Bude, wie?" fragte Treuling.

„Sie sehen ja, wie die Leute sich drängen. Gott, was bekomme ich für Aufträge! Und jeder will der Erste sein. Jeder möchte am besten bedient sein. Bis in die Nacht arbeite ich. Vier Hände müßte ich haben.... Was sage ich: vier Hände! Acht müßt' ich haben.... nochmal so viel. Weshalb lachen Sie denn?"

„Weil Sie von Ihrer Nachtarbeit sprechen. Sie meinen wohl bei Dressel, oder bei Uhl, wo man die großen Sorgen mit Sekt begießt, he?"

„Was reden Sie von Dressel und von Uhl! Das können wohl die Söhne von reichen Fabrikbesitzern, aber nicht wir armen Bankiers, die wir froh sind, wenn wir mit Mühe und Not durchkommen.... bei dem allgemeinen Dalles. Und gerade ich, der ich mit den Pfennigen der armen Leute zu thun habe. Hat sich was mit Dressel und Uhl! Wie kommen Sie überhaupt darauf? Wenn das jemand hört, komme ich um meinen guten Ruf."

Es sollte lustig klingen, aber die Unruhe, die er zeigte, verriet das Gegenteil. Jedenfalls war er unangenehm berührt von diesem Kapitel, das merkte ihm Treuling sofort an.

„Indessen die Pfennige summieren sich mit der Zeit. Sie werden doch nichts umsonst thun?...."

„Ich weiß wirklich nicht, wie Sie das meinen," fiel Freudenfeld mit gesteigerter Unruhe ein, versuchte aber durch ein Achselzucken dem Gespräche darüber keine weitere Bedeutung beizulegen.

„Erzählen Sie mir lieber etwas Schönes," fuhr er fort mit der unverkennbaren Absicht, zu etwas anderem überzuspringen. „Wie geht's Ihrer schönen Dulcinea, hat sie sich

schon wieder beruhigt? Sie sollen mir noch 'mal dazwischen kommen!"



„Ich muß doch sehr bitten, Herr Freudenfeld, darüber nicht in einen leichtfertigen Ton zu verfallen. Ich stehe Ihnen aber gerne Rede, wenn Sie von jenem jungen Mädchen mit der Achtung sprechen, die man auch den Damen unserer Kreise entgegen zu bringen pflegt."

Freudenfeld lächelte spöttisch. „Sie thun mir leid, wissen Sie .... Sind wohl schon bis über die Ohren verliebt, hä? Wohl gar Neigung zu einer Mißheirat, wie? Hoffentlich werde ich zur Hochzeit geladen. Dann sollen Sie 'was erleben. Den Toast, den ich ausbringe! Darauf können Sie sich 'was einbilden."

Er hatte die Absicht, Treuling herauszufordern und zu ärgern; dieser aber blieb ruhig und ging absichtlich auf den Scherz ein:

„Soll mich freuen, Herr Freudenfeld. Jedenfalls danke ich Ihnen schon jetzt für Ihr Entgegenkommen und bitte Sie, eine recht aufgeräumte Stimmung mitzubringen ... Sagen Sie 'mal — hatten Sie schon öfters das Vergnügen, denselben hübschen Korb zu bekommen wie heute?"

Abermals glitt ein spöttisches Lächeln über die Lippen des Bankiers: „So fragt man Leute aus, mein Lieber! Schein, alles Schein, lieber Freund. Übrigens, woher wissen Sie, daß sich die Sache wirklich so verhielt? Es kann ja eine Verabredung zwischen uns beiden getroffen sein. Ich stelle niemals einen Menschen bloß, am allerwenigsten Damen. Noblesse oblige.*) Das wissen Sie doch!"

*) Adel verpflichtet.

Er schlug zur Abwechslung das linke Bein über das rechte, warf sich in die Brust und stieß den Dampf der Cigarre in großen Wolken von sich, wobei er es vermied, den jungen Mann anzusehen.

Treuling stieg das Blut in die Wangen; er wollte auffahren, beherrschte sich aber, zwang sich zu einem Lächeln und sagte, während sein Blick ohne verletzende Absicht den Bankier von unten bis oben umfaßte:

„Sie gestatten doch, Herr Freudenfeld, daß ich das junge Mädchen noch heute an diese Verabredung zwischen Ihnen erinnere und Ihnen dann persönlich die Antwort überbringe? Wie lange haben Sie Ihr Geschäft geöffnet?“

Der Bankier hatte sein Augenglas fallen lassen und warf ihm nun unter den müden Augenlidern einen seiner berühmten Blicke zu, aus denen niemand klug zu werden pflegte.

„Sie sind noch jung; Sie werden noch lernen, die Menschen abzuschätzen. Jeder bringt bei der Geburt die Rute mit, die er verdient. Wer nicht gezüchtigt wird, der züchtigt sich selbst. Spaß, und wie! Sie sind wütend auf mich — reden Sie nicht, ich seh' es Ihnen an! Warum sind Sie wütend? Weil ich Ihnen etwas nehmen wollte, was Sie noch gar nicht besessen haben ... weil ich's vielleicht auch will, da Sie es noch nicht besitzen.

Ein schöner Grund für Sie, um mir deswegen womöglich Grobheiten zu sagen. Kunststück! Fällt mir ein, mich mit so 'm lieben Freund zu entzweien, wie Sie mir einer sind. Kann ich wissen, ob ich noch 'mal 'n Geschäft mit Ihnen mache? Sie können's auch nicht wissen. Also! Ich bin ich, und Sie sind Sie! Wenn wir uns beide multiplicieren, dann kommt 'ne große Zahl 'raus, an der viele Nullen hängen. Und die Nullen — sehen Sie, das ist mir das Liebste, vorausgesetzt, daß vorn 'ne andere Zahl steht. 'Ne recht hohe womöglich.

Denn damit kauft man sich die ganze Welt. Mein Standpunkt!

Sagen Sie also nichts von der Verabredung, sondern warten Sie hübsch ab. Ich bin wie der Jokey, der das Rennen machen will. Ich will es machen, und wer 'runter fällt und sich's Genick bricht, ist mir einerlei. Ich habe auch 'ne Ehre, 'ne geschäftliche Ehre. Fallen Sie vom Pferde, gut; fall' ich 'runter, auch gut. Geben wir uns nachher die Hände und sagen wir, wir sind zwei große Esel gewesen im Paradiese, die es verdient haben, auf zwei Beinen zum Sattelplatz zu laufen und vom Publikum ausgelacht zu werden. Ich weiß doch, wie's gemacht wird."

Er warf sehr wichtig den Kopf in den Nacken, hielt mit der linken Hand das Band des Monocle straff und ließ Daumen und Zeigefinger der rechten darüber hin gleiten.

Treuling betrachtete ihn jetzt mit Interesse. Der Bankier erschien ihm plötzlich merkwürdig verändert, im Begriffe, Seiten seiner Denkungsart aufzuschlagen, auf denen ganz neue Schriftzüge zu lesen waren.

Bisher hatte er ihn immer für beschränkt gehalten; nun aber mußte er zu der Erkenntnis kommen, daß er jemand vor sich hatte, der ihm an praktischer Lebenserfahrung weit überlegen war und der unzweideutig die Absicht durchblicken ließ, Hannchen nach wie vor nachzustellen.

Er unterdrückte seinen Ärger jedoch und sagte: „Ich weiß ja schon lange, daß Sie am Totalisator ein großer Mann sind und mit Vorliebe Bilder vom Rennen und Pferdesport in ihren Gesprächen anzuwenden pflegen. Ihre Theorie in allen Ehren, Herr Freudenfeld; aber diesmal schießen Sie doch viel zu weit übers Ziel hinaus. Sie müssen besser parieren. Sie sprachen vom Genickbrechen. Beschwören Sie keine Gespenster herauf! Ich meine natürlich alles bildlich, ebenso

wie Sie,“ fügte er höflich hinzu, indem er sich leicht verbeugte.

„Nun natürlich, bildlich,“ fiel Freudenfeld lächelnd ein. „Wir beide werden doch keine anderen Bilder heraussteckken.“

In diesem Augenblicke wurde unten im Laden laut gesprochen. Bisher hatten beide von der Unterhaltung nicht viel vernommen, da sie zu sehr mit sich beschäftigt waren. Nur hin und wieder hörten sie die Glasthüre nach der Straße öffnen und schließen und den Commis einige gleichgültige, abfertigende Worte sagen.

„Eine Frau Kork hat mich hierher empfohlen ... Ich möchte gern mein kleines Vermögen sicher anlegen. Es sind zwar nur vierzehnhundert Mark, aber wenn Sie vielleicht so gut sein wollen, mir armen Frau etwas entgegen zu kommen ... Ich muß wohl schon sehr bitten, wenn Sie sich mit solcher Kleinigkeit abgeben; aber Frau Kork sagte mir, Herr Freudenfeld wäre ja ein sehr guter Herr, der für uns Armen aus 'm Groschen 'n Thaler machen kann. Ein sehr guter Herr ... Man quält sich ja auch so durch, und wenn man da seine paar Spargroschen —“

Alles das war mit einer durchdringenden, blechernen Stimme gesprochen, aber gedehnt und furchtsam, als wäre die Sprecherin ihrer Sache nicht ganz sicher. Treuling, der sich bereits erhoben hatte, um sich zu verabschieden, warf unwillkürlich einen Blick nach vorn und sah nun eine alte Frau, die einen Leinenbeutel in der Hand hielt und im Begriff war, ihn zu öffnen. Sie hatte ein dickes Tuch über den Kopf geschlagen, das fast ihr ganzes



Gesicht verhüllte; überdies war sie einfach, aber anständig gekleidet.

Außer ihr und dem Commis war niemand weiter im Laden.

„Machen wir alles, verehrte Frau. Sicherer können Sie gar nicht gehen als bei uns," erwiderte der letztere, ebenfalls laut. „Wollen Sie gute Papiere haben, oder was möchten Sie?"

„Ja, das wollte ich eben hören," antwortete die Frau, faßte in den Beutel und klimperte mit dem Gelde. „Frau Kork hat mir gesagt, daß ich hier schon den besten Rat bekommen werde. Ich hoffe, eben noch 'mal so viel 'rauszuschlagen. Frau Kork sagte mir, Sie würden's schon wissen, wie's zu machen ist ... Wie meinen Sie?"

Sie schien schlecht hören zu können, denn sie drehte den Kopf.

„Schön, Sie wollen spekulieren?" schrie nun der Commis, der ihr Gebrechen sofort begriffen hatte.

„Ja, an der Börse. Sie sollen's aber für mich machen," erwiderte sie und machte nun Anstalten, das Geld auf den Tisch zu zählen.

Das scheint ja eine furchtbar einfältige Frau zu sein, dachte Treuling; er wäre am liebsten hinunter gegangen, um ihr den Rat zu geben, ihr Geld dahin zu tragen, wo sie es hergenommen hatte. Aber der Bankier nahm ihn wieder in Anspruch.

„Setzen sich doch noch ein paar Augenblicke! Haben Sie schon den neuesten Börsenwitz gehört?" fragte er, und als Treuling verneinte, erzählte er eine etwas anzügliche Geschichte und zwar so eifrig fesselnd, daß Treuling wider Willen sich gezwungen sah, ihm volle Aufmerksamkeit zu schenken, nachdem er wieder Platz genommen hatte.

Es war unverkennbar, daß Freudenfeld die Absicht hatte, ihn von dem Gespräche im Laden abzulenken. Trotzdem gab Treuling sich Mühe, auf jedes Wort zu achten, das vorne gesprochen wurde.

„Behalten Sie nur noch's Geld, verehrte Frau; ich werde Sie gleich zum Herrn Chef führen," sagte der Commis wieder. „Wenn Sie so gut sein wollen —"

Seine Worte klangen voll ausgesuchter Höflichkeit. Er schien die Treppe herauf kommen zu wollen, mußte sich aber gleich wieder besonnen haben, wie es Treuling dünkte.

„Guter Witz, hä?" fragte Freudenfeld, als er mit seiner Erzählung zu Ende war, und lachte so laut, daß der Commis ihn unter allen Umständen vernehmen mußte.

„Es ist gerade Besuch da; vielleicht nehmen Sie einen Augenblick Platz, meine Dame," klang es wieder von unten herauf.

„Ich werde so frei sein."

Treuling hörte, wie das Geld wieder in den Beutel zurück geworfen wurde, wie der Commis dann halblaut etwas zu ihr sagte, was er nicht verstehen konnte.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick," sagte Freudenfeld und erhob sich wieder. „Ich will 'mal meinem jungen Mann einen Rüffel geben. Er hält sich immer auf mit Geschäften, die ich grundsätzlich nicht mache, vor allen Dingen mit Leuten nicht, die sich ihr Geld sauer und ehrlich verdient haben. Ich werde sagen, sie soll's nach der Sparkasse tragen. Sie wird sich zwar nicht belehren lassen, aber ich habe dann wenigstens meine Schuldigkeit gethan. Gott, wenn Sie wüßten, wie dumm die Menschen sind! So dumm, daß man manchmal weinen möchte!"

Seine Stimme klang jetzt weich, von Überzeugung durchdrungen, so daß Treuling ihn überrascht anblickte und an seiner Meinung über ihn fast irre wurde.

Freudenfeld wollte gerade gehen, als der Commis die Treppe herauf kam und im Thürrahmen stehen blieb in der Erwartung, der Bankier werde ihn verstehen.

„Kommen Sie einmal her, Zacharias," sagte Freudenfeld, gab ihm einen Wink und nahm wieder Platz. „Ich habe Ihnen doch schon mehrmals gesagt, daß Sie es bald wissen müßten, wenn Sie nicht an einer fabelhaften Gedächtnisschwäche litten," fuhr der Bankier fort. „Sie sollen den Leuten nicht die Köpfe verdrehen und sich nicht einlassen mit Fragen über die großen Spekulationen. Wir haben 'n solides Bankgeschäft und kaufen nur an, was 'n sicheren und verläßigen Kurs hat und worüber wir 'n bestimmten Auftrag bekommen. Wenn wir dabei Rat erteilen, dann geschieht's unentgeltlich und ehrlich, nach bestem Wissen und Gewissen. Wir begnügen uns mit 'm ganz kleinen Gewinn. Sagen Sie das der Frau und klären Sie sie auf. Fragen Sie, ob sie preußische Konsols haben will, oder etwas Anderes, Solides. Wenn Sie dann die Papiere in Aufbewahrung geben will — gut, die werden wir verwahren, so lange wie sie will. Sagen Sie ihr, wie sie's machen soll! Verstanden? Und nun halten Sie sich nicht immer wieder mit der Vorrede auf. Wir stehlen unsere Zeit auch nicht. Sie wissen, Ultimo ist vor der Thür."

Er machte eine Handbewegung als Zeichen, daß der Commis gehen könne.

Zacharias zeigte ein verblüfftes Gesicht, sagte dann aber schnell: „Schön, Herr Freudenfeld, schön; ich werde es genau ausführen."

Er wollte gehen.

„Zacharias — hören Sie noch 'mal," rief Freudenfeld ihm abermals zu; „gewöhnen Sie sich an, nicht so zu schreien mit den Leuten, namentlich wenn ich hier Besuch habe! Wenn Sie so schreien, schreien die Menschen auch so. Das macht keinen guten Eindruck. Wir sind hier in keiner Versteigerungshalle.

Reden Sie sanft, aber deutlich, wie 's sich unter Leuten von Bildung gebührt. Dadurch werden Sie gewinnen und noch netter werden, als Sie schon sind. Verstanden, hä?"

„Schön, Herr Freudenfeld, ich werd' 's mir merken."

Er ging wieder in den Laden.

Treuling war noch überraschter als zuvor; nun wußte er erst recht nicht, was er aus Freudenfeld machen sollte. Der Bankier hatte so überaus bieder, mit dem Brusttone der Überzeugung gesprochen, daß er sich fast versucht fühlte, ihm zu sagen, daß er eine derartige gute Meinung von seinen Geschäftsgrundsätzen bisher nicht gehabt habe. Als er aber seine Augen auf ihn richtete, sah er abermals jenen vielsagenden, halbverschleierten Blick von vorhin. Überdies glaubte er den leisen Anflug eines spöttischen Lächelns zu bemerken, und das machte ihn wieder stutzig.

Er konnte sich aber ebenso gut geirrt haben. Er machte deshalb Anstrengungen, noch irgend etwas von dem Gespräche im Laden zu erlauschen. Da er aber weiter nichts hörte, als nach einigen Minuten das Geräusch des Zuschlagens der Glasthür, so wollte er sich nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen, sondern griff nach seinem Hute, um sich endlich zu empfehlen.

Freudenfeld begleitete ihn in den Laden hinunter, wo Zacharias nun allein hinter dem Pulte saß und eifrig schrieb.

„War mir besonders angenehm, lieber Freund. Lassen sich bald 'mal wieder sehen," sagte der Bankier und ließ es sich nicht nehmen, den Weg bis zur Glasthür zurückzulegen.

Treuling drehte ihm bereits den Rücken, als die Thür geöffnet wurde und der Kassenbote hereintrat, ein untersetzter, vierschrötiger Mann, dem man den gedienten Soldaten sofort ansah. Er hatte die übliche große Ledertasche unter dem Arm und that sehr verfroren.



„Na, da sind Sie ja, Schimmel," begrüßte ihn Freudenfeld, während Zacharias sofort die Feder weglegte und an den Ladentisch trat. „Bringen Sie 'was Neues mit?"

„Ja! Das große Los is 'raus — uff Nummer Hundertdreißigtausendneunhundertvier. Ich habe beim Vorbeigehen 'mal 'rin geguckt, und da hört' ich's. Nu bin ich 'mal wieder glücklich durchgerutscht."

Er schwenkte seine Mütze hin und her, überreichte dem Commis die Mappe und ging die Treppe hinauf.

„Aber Pech!" sagte Freudenfeld auf's Neue. Eine Sechs statt 'ne Vier, dann hätt' ich's gehabt .... Zacharias — sehen Sie 'mal nach! Ich glaube, die dicke Engeln drüben hat 'n Viertel; die spielt immer dieselbe Nummer. Die hat auch mehr Glück wie Verstand. Jetzt kann sie alles in Cognac anlegen."

„Ach was?" fiel Treuling überrascht ein, den die Nachricht deswegen interessierte, weil er Eugenie vor kurzem erst verlassen hatte.

„Richtig — sie hat's," bestätigte Zacharias, nachdem er sich überzeugt hatte.

„Gehn Sie, machen Sie sich drüben beliebt!" sagte der Bankier. „So 'was kommt nicht alle Tage vor. Warten Sie — es braucht doch nicht gleich zu sein. Erledigen Sie erst Schimmel. Er muß gleich wieder fort."

Treuling zog sein Notizbuch hervor, fragte noch einmal nach der Nummer und notierte sich diese. Er hatte dabei seine besonderen Absichten. Dann ging er.

Der Kassenbote war bereits wieder fort, als Freudenfeld den Commis fragte:

„Und was ist mit der Frau, die hier war?"

„Was soll sein, Herr Freudenfeld? . . . . Sie kommt wieder — Nachmittag zwischen fünf und sechs. Bestimmt wird sie kommen."

„Zacharias, ich hätte beinahe gesagt, Sie wären 'n Rindvieh; aber Sie sind 'n gescheiter junger Mann, der es noch 'mal weit bringen wird! Sie können zwischen den Zeilen lesen, wenn ich 'was sage, und das zeugt von Begabung. Ich sehe, Sie haben verstanden, was ich Ihnen gesagt habe, und was Sie thun sollen, wenn ein Besuch bei mir ist und ich geb' Ihnen 'n Auftrag für Kunden, die Geld bringen wollen. 'S Gegenteil sollen Sie thun."

„Ich weiß doch von Ihrem Blick abzulesen — Spaß!" erwiderte der Commis, ersichtlich geschmeichelt, und verzog den Mund zu einem freundlichen Grinsen.

„Wenn Sie so fort fahren, Zacharias, dann werde ich mit der Zeit die Unterschlagung, die Sie bei mir gemacht haben, ganz und gar aus meinem Gedächtnis wischen. Nun nehmen Sie meine Interessen ordentlich wahr, ich muß nach der Börrrse!"

Er hatte die Kapsel seiner goldenen Uhr springen lassen, beschäftigte sich eine Weile am Geldschrank und ging dann nach hinten, um Überzieher und Hut zu nehmen.

Zacharias' Gesicht war plötzlich ernst geworden. Er warf seinem Chef einen Blick nach, der nicht viel Gutes enthielt. Daß er fast jeden Tag an diesen dunklen Punkt seines Lebens erinnert werden mußte! Aber die Zeit würde kommen, wo er ebenso Schach bieten könnte, wie man es jetzt mit ihm that. Er bückte sich wieder und ließ die Feder eifrig übers Papier gleiten.

Freudenfeld, das Monocle im Auge, eine frisch angezündete Virginia im Munde, kam zum Ausgehen fertig die Treppe herunter.

„Wenn Sie zu Tisch gehen, Zacharias, sehen Sie gut nach, ob alles zu ist!"



I

S. 147

[illegible] aber den Damm schritt.

Zwischen ein und drei Uhr blieb das Geschäft stets geschlossen, ohne daß man den Laden herunter ließ.

„Sie können unbesorgt sein, Herr Freudenfeld.“

„Geben Sie nicht zur Frau Engel, Zacharias! Ich werde das selbst besorgen. Mir fällt da grade 'was ein.“

„Schön, Herr Freudenfeld, schön.“

Das Glas der Thür klirrte. Zacharias sah, wie sein Chef quer über den Damm schritt.

„Wart, meine Zeit wird auch kommen,“ dachte er, während er über den Kneifer hinweg schielte.





Eine unliebsame Begegnung.

Eberhard Treuling hatte ebenfalls die Absicht, noch einmal bei Frau Engel vorzusprechen, um ihr Mitteilung über ihr Glück zu machen. Von Natur völlig neidlos, gönnte er es Eugenien von Herzen, trotzdem er nicht behaupten konnte, große Sympathie für sie zu besitzen.

Als er aber wieder vor der Hausthür stand, zögerte er und führte sein Vorhaben nicht aus. Er ertappte sich plötzlich bei etwas, worüber er zwar nicht erstaunt war, was ihn aber hauptsächlich zum weitergehen bewog, wenn auch gegen seine innerste Neigung.

Er mußte sich nämlich gestehen, daß ihn eigentlich der Gedanke an Hannchen getrieben habe, nochmals an der Thürklingel der Blumenfabrikantin zu ziehen. Aber Frau Engel hätte schließlich ihre besonderen Schlüsse daraus ziehen können; außerdem hätte es ihn peinlich berührt, eingestehen zu müssen, bei Freudenfeld gewesen zu sein.

So ging er denn langsam weiter. Nach etwa hundert Schritten blieb er wieder stehen und überlegte wie ein Mensch, der nicht recht weiß, ob er eine Sache ausführen soll oder nicht.

Ein unruhiges Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, drängte ihn zur Umkehr. Er empfand eine dunkle Ahnung,

als drohte ihm irgend ein Unheil, wenn er es nicht thäte; nicht nur ihm allein, sondern auch Hannchen, für deren Geschicke er sich derartig zu erwärmen begann, daß es ihn selbst in Verwunderung setzte.

„Einbildung, weiter nichts!" murmelte er vor sich hin, und führte die quälenden Gedanken nun auf seine erregte Stimmung zurück, die ihn während des ganzen Morgens bis zu dieser Stunde beherrscht hatte.

Damit war sein Entschluß gefaßt.

Der scharfe Wind hatte nachgelassen, und dadurch war die Witterung eine mildere geworden. Die Nebelwolken hatten sich zerteilt; die Luft war klarer und durchsichtiger geworden. Plötzlich brach sich auch die Sonne durch und tauchte Häuser und Menschen in eine Flutwelle freundlichen Lichts. Der Schnee glitzerte, als wäre er mit Diamantfunken überzogen, und die Gesichter der Vorübergehenden erschienen wie neu belebt.

Treuling zog es daher vor, noch ein Stück zu laufen, statt zu fahren, wie er sich vorgenommen hatte. Mit seinen Gedanken beschäftigt, nahm er bedächtig einen Schritt nach dem andern, ohne Interesse zu zeigen für das, was um ihn herum vorging.

Eberhard war der einzige Sohn des Façon-Strohhutfabrikanten Carl Friedrich Treuling, eines Mannes, der sich aus sehr kleinen Anfängen durch Kraft, Entschiedenheit und Umsicht zum Besitzer einer bedeutenden Fabrik emporgeschwungen hatte und seiner kaufmännischen Solidität wegen in der gesamten Geschäftswelt, namentlich aber in den seiner Branche nahestehenden Kreisen, eines vorzüglichen Rufes genoß.

Zwei Geschwister waren tot, ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester, die, in der Blütezeit ihrer Jahre dahingerafft, von den Überlebenden tief betrauert wurden.

Es konnte also nicht Wunder nehmen, daß die ganze Liebe der Eltern sich nun um denjenigen drehte, den ihnen eine gütige Vorsehung gelassen hatte, und der dazu ausersehen war, dereinst ihren Namen und den vorzüglichen Ruf der Firma auf die Nachwelt zu übertragen.

Treuling senior und Frau thaten alles, was in ihren Kräften stand, um die Wünsche ihres Einzigen zu erfüllen, um so lieber, als Eberhard ein überaus dankbarer Sohn war, der diese elterliche Hingebung sehr wohl zu würdigen verstand, und in seinen Handlungen sich bestrebt zeigte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; und da die Alten das sahen, so erhöhten sie noch ihre Aufmerksamkeiten, was Leuten, die sich um alles zu bekümmern pflegen, so wenig gefiel, daß sie von einer Verhätschelung sprachen. Die Alten kehrten sich aber nicht daran, weil sie trotz aller Aufopferung durchaus nicht die Absicht hatten, ihren Sohn zu verweichlichen und einen jener unglücklichen Menschen aus ihm zu machen, die, wenn sie der leitenden Hand entbehren, hilflos durchs Leben wandern.

Dazu war Eberhard ein viel zu selbständiger Charakter, eine viel zu zähe Natur, beseelt von einem seltenen Pflichtgefühl, das ihn stets auf den Weg hinwies, den er zu nehmen haben werde, falls er trotz seiner noch jungen Jahre über Nacht auf eigenen Füßen stehen sollte.

Was ihn besonders auszeichnete, war sein starker Wille, der selbst seine Eltern öfters in Erstaunen setzte. Schon von Jugend auf hatte er ihn bewiesen und sich von seinen gleichalterigen Kameraden dadurch unterschieden.

Aber dieser Wille war nicht kleinliche Hartnäckigkeit, sondern er war lediglich die Folge einer festen Überzeugung, die in dem Grundsatze wurzelte: es müsse jedermann überlassen bleiben, zu wissen, was er für sein Bestes halte.

Viele nannten es Eigensinn; Eberhard aber handelte ruhig

weiter nach seinem eigenen Ermessen, stets durchdrungen von dem Bewußtsein, niemals Unrecht zu thun.

Davor bewahrte ihn vor allem seine durchaus aufrichtige Gesinnung und sein Gemüt, das jeder Roheit und Gemeinheit abgeneigt war, und dessen Weichheit zu Zeiten in merkwürdigem Widerspruch zu der Zähigkeit seines Willens stand.

Von den Gewohnheiten junger Männer in gleicher Lebenslage hatte Treuling junior wenig an sich. Trotzdem er gesund und kräftig war und die Lebenslust sich hin und wieder bedenklich in ihm regte, haßte er die mancherlei Ausschweifungen, zu denen eine Stadt wie Berlin genügende Veranlassung bietet, auf das gründlichste; selbst die Verführungen seiner zahlreichen Freunde vermochten ihn dazu nicht zu bewegen.

Man konnte nicht gerade behaupten, daß er ein Philister sei, oder ein Duckmäuser, der seine Jugend vertrauere, um vielleicht im Alter desto tollere Sprünge zu machen — keineswegs. Er trank gern sein Glas Bier, liebte die gesellschaftlichen Zerstreuungen und war durchaus nicht dagegen, wenn es sich darum handelte, die lustige Seite seines Wesens hervorzukehren. Er konnte sogar sein gut Teil Humor entfalten, was um so überraschender wirkte, als man diesen seinem sonst ernsten Wesen nicht zugetraut hätte. Auch zum Spotte neigte er, aber zu jenem leichten, nicht verletzenden, dessen Wirkung schnell vorübergeht.

Rechnet man noch hinzu sein einnehmendes Äußere, seine durchaus guten Umgangsformen, die für eine vortreffliche Erziehung sprachen, seinen Scharfblick, der ihn die Dinge so sehen ließ, wie sie waren, so konnte man ihn für das erklären, was die Welt mit „aufgeweckten, artigen und liebenswürdigen jungen Mann, dem alle Thüren offen stehen," zu bezeichnen pflegt.

Nur einen geheimen Kummer in Treulings Brust gab es, und der wurde stets erweckt durch die Art und Weise, wie

Vater und Mutter über seine Zukunft dachten, soweit es sich um eine etwaige Heirat handelte. In dieser Beziehung ging die Sorge auf den Einzigen so weit, daß man sich verpflichtet fühlte, bei Zeiten eine Auswahl zu treffen, worunter weder das Wohl des Sohnes, noch die Vermögensinteressen zu leiden hätten.

Die Folge derartiger Erörterungen war, daß Eberhard jedesmal lachte und sich darauf berief, daß er noch niemals so etwas wie Liebe zu einem weiblichen Wesen bisher empfunden habe, und daß, wenn die Richtige einmal käme, der nötige Ernst dazu wohl auch ganz von selbst an ihn herantreten würde.

An diese seine ständige Redensart dachte Treuling junior gerade, worauf er durch einen ganz natürlichen Gedankengang in Folge der heutigen Erlebnisse der kleinen Blumenmacherin gekommen war, als er plötzlich, fast zu gleicher Zeit, von zwei Damen angeredet wurde, mit welchen er beinahe in unsanfte Berührung gekommen wäre.

„Guten Morgen, Eberhard! Sie gehen ja so in Gedanken, daß Sie nicht 'mal Ihre besten Freunde sehen," sagte die ältere, eine stattliche, würdige Erscheinung in den fünfziger Jahren.

„Es ist wahr — Herr Treuling, Mama hat recht," bestätigte die Jüngere, und zeigte unter dem Halbschleier ihre kleinen, wie Emaille glänzenden Zähne.

Beide Damen waren in feines Pelzwerk gehüllt und zeigten eine unverkennbare Ähnlichkeit, woraus man sofort auf Mutter und Tochter schließen durfte. Ein Blick genügte, um sich zu sagen, daß man es hier mit zwei Vertreterinnen des wohlhabenden Bürgertums zu thun habe, das ein Vergnügen darin findet, seinen Reichtum bei jeder Gelegenheit zur Schau zu tragen, ohne gerade die Absicht damit zu verbinden, zu prunken und zu prahlen.

„Bitte sehr um Entschuldigung, aber ich habe Sie wirklich nicht gesehen," erwiderte Treuling und zog nun nachträglich seinen Hut.



Er war so überrascht von dieser unerwarteten Begegnung, daß er im Augenblick nicht wußte, ob er sich freuen oder ärgern sollte. Jedenfalls aber stand fest, daß er sofort die Überzeugung gewann, er werde so schnell nicht von der Stelle kommen. Trotzdem ließ er sich nichts merken, machte ein freundliches Gesicht und zeigte sich von ausgesuchter Höflichkeit.

„Hertha sah Sie schon von weitem, aber ich habe mein Augenglas zu Hause verlegt. Sie wissen ja, ich bin unglücklich, wenn ich es nicht bei mir habe . . . Nein, was das Kind für scharfe Augen hat!"

„Aber Mama, das ist doch nicht so etwas Außergewöhnliches, daß man es jedesmal erwähnen muß!" fiel die Tochter etwas verlegen ein, um die Bedeutung ihres guten Blickes unter den gegebenen Umständen abzuschwächen.

Sie war kleiner als die Mutter, von schlanker, biegsamer Figur und besaß jenen unternehmenden und kecken Gesichtsausdruck, woraus Kenner die Berechtigung herleiten, von einer ‚pikanten' Schönheit sprechen zu dürfen.

Auch ihr ganzes Wesen forderte zu dieser Bezeichnung heraus. Sie war von steter Beweglichkeit, lächelte gern und hatte jenen bezaubernden Augenaufschlag, der immer zur richtigen Zeit ein=

trifft, um schwachen Naturen gegenüber seine Wirkung zu thun. Im übrigen hatte sie eine wohllautende Stimme, sprach ohne jede Ziererei und verriet sofort die Dame aus gutem Hause.

„Laß nur, Hertha, es ist doch wahr! Eberhard weiß das ja auch," fuhr die Mutter, die sich gern sprechen hörte, fort. „Wie geht's Papa, und was macht Mama?"

„Ich danke, Frau Bandel. Sie sind beide wohl."

„Und Ihnen geht's auch gut? Aber natürlich, man sieht es ja! Sie sehen immer brillant aus."

„Ich danke, ich kann ebenfalls nicht klagen," erwiderte Treuling abermals. „Und wie ist das Befinden der Damen?"

„Danke. Hertha war etwas verschnupft, aber wie Sie sehen —"

Mir geht's in diesem Augenblicke gerade so, dachte Treuling, der sich nun Vorwürfe darüber machte, die Pferdebahn nicht bestiegen zu haben. Sein zweiter Gedanke war: Wie werde ich nun zum Rechtsanwalt kommen? . .

„Aber wie Sie sehen, ist sie wieder munter wie ein Fisch und blüht wie eine Rose," fuhr Frau Bandel fort.

Weshalb sie mir das alles erzählt? Das kann sie ja andern gegenüber thun! — dachte Treuling abermals.

„Sie kennen ja Mama, Herr Treuling; sie übertreibt gern und zwar am meisten, wenn es sich um mich handelt," bemerkte Hertha, aber mit einer Miene, der man das Angenehme des Vergleiches mit der blühenden Rose ansah.

„In der That — Ihr gnädiges Fräulein Tochter sieht sehr frisch aus . . . sehr," fühlte Treuling sich verpflichtet, einzuwerfen. „Wie immer entzückt," fügte er noch verbindlich hinzu.

Im Innern aber dachte er: Das kann mir ja überhaupt ganz gleichgültig sein.

„Ich danke sehr für die Schmeichelei. Sie scheinen ja heute außerordentlich dazu aufgelegt zu sein," erwiderte Hertha mit einer leichten Verbeugung.

„Meinen Sie wirklich, gnädiges Fräulein? Das geschieht wohl nur ausnahmsweise," fiel Treuling zerstreut ein, ohne sich gleich bewußt zu werden, was für eine Dummheit er gesagt hatte; denn erstens mußte man ihn für einen sehr unhöflichen Menschen halten, und zweitens konnte man dieses „ausnahmsweise" allein auf die heutige Begegnung beziehen.

Frau Bandel, ausgerüstet mit der Klugheit aller Mütter, die heiratsfähige Töchter besitzen, verschmähte es denn auch nicht, die Auslegung der zweiten Bedeutung sofort zu benutzen.

„Hertha, darauf kannst Du Dir etwas einbilden," sagte sie mit einer Bestimmtheit, die keinen Widerspruch duldete. „Übrigens wissen Sie, lieber Eberhard — das ‚gnädige Fräulein' könnten Sie nun wirklich ein für alle Mal weglassen," fuhr sie gleich fort, während Hertha eine schmollende Bewegung machte. „Ich finde das zwar furchtbar höflich von Ihnen, aber auch riesig fremd."

„Aber Mama!" fiel Hertha wieder ein, die sich in ihrer feinen Empfindung beleidigt fühlte.

Treuling jedoch dachte nur wieder bei sich: Sie sollte doch merken, daß ich das mit Willen thue.

„Aber ziere Dich doch nicht, mein Kind," fiel Frau Bandel ihrer Tochter ins Wort mit jener liebenswürdigen Offenheit, die man sich in Gegenwart eines alten Bekannten erlauben darf ... „Das war doch früher nicht, lieber Eberhard," wandte sie sich wieder an diesen. „Mein Gott, wenn man sich von klein auf kennt, zusammen gespielt hat und fast zusammen aufgewachsen ist! Mir werden Sie es doch nicht übel nehmen, daß ich Sie immer noch nach wie vor beim Vornamen nenne, wie?"

„Im Gegenteil — ich bitte sogar darum," erwiderte Treuling mit aufrichtiger Freundlichkeit, weil er in Frau Bandel stets die intimste Freundin seiner Mutter sah. Dich soll ich ja auch nicht heiraten, fügte er dann in Gedanken hinzu.

„Nun also, dann könnten Sie Hertha auch etwas sanfter behandeln."

„Aber, verehrteste Frau Bandel —"

Treuling fühlte das Peinliche seiner Lage immer mehr.

„Es ist doch wahr!" fiel sie ihm ins Wort. „Ich meine ja nur um deswegen, weil Sie Hertha thatsächlich in Verlegenheit setzen. Seit ungefähr vier Wochen empfangen Sie sie bei der Begrüßung jedesmal mit einem kalten Wasserstrahl. Und gerade heute muß das doppelt frostig wirken — bei der Kälte nämlich," fügte sie hinzu, um einen Witz zu machen.

„Aber beste Frau Bandel, ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich mit dieser Anrede wirklich keine besondere Absicht verbinde, so sehr es Ihnen vielleicht auch scheinen mag," log Treuling. „Es ist das lediglich eine gesellschaftliche Redensart gewesen, die Sie doch wohl — — ich weiß allein nicht, wie das gekommen ist, aber seit dem letzten Ball, den in Ihrer Gesellschaft mitzumachen ich die Ehre hatte, ist mir der Einfall gekommen, es könnte doch vielleicht die Zeit gekommen sein, wo die Jugendthorheiten ... ich meine ... ich wollte sagen ....."

Er stockte, weil er beim besten Willen den Schluß nicht finden konnte. Im übrigen glaubte er auch gerade genug gesagt zu haben, damit man seine Ausflüchte verstehen könne.

„Hat ja aber auch gar nichts zu sagen, Mama," warf Hertha ein, die ihre Verlegenheit kaum verbergen konnte.

Um ihr zu entgehen, ging sie auf den Scherz der Mutter ein, indem sie fortfuhr: „Ich bin doch wahrhaftig warm genug angezogen, Mama, um mich nicht gleich nach einem kalten

Wasserstrahl erkälten zu können. Nicht wahr, Herr Treuling?"

Sie lachte, die Mama fiel ein, und Treuling that es ebenfalls, aus Höflichkeit.

„Du solltest doch Herrn Eberhard — Verzeihung! — Herrn Treuling zur Genüge kennen, um über seine gute Gesinnung gegen uns niemals in Zweifel zu kommen."

„Das war einmal schön gesprochen, Fräulein Hertha," erwiderte er offen und streckte ihr seine Hand entgegen, die sie herzlich drückte. Sie sah ihn dabei groß und forschend an; aus der Röte, die ihr ins Gesicht gestiegen war, glaubte er zu entnehmen, wie glücklich es sie mache, daß er sie wieder beim Vornamen genannt hatte.

Auch Frau Bandel schien von demselben Gedanken beherrscht zu sein, denn sie sagte: „So war's richtig; thut nicht so, Kinder, als wenn Ihr Euch erst seit gestern kenntet!"

„Übrigens läßt mich das ziemlich gleichgültig, wenn man mich mit ‚gnädig' anredet," sagte Hertha wieder. „Ich bin viel zu unscheinbar, als daß ich gnädig sein könnte. Große Gnaden habe ich überhaupt nicht zu verleihen."

Es sollte leicht und obenhin klingen; Treuling aber merkte doch die Gefallsucht heraus, die leise durchbrach.

„Von Ihnen allerdings klingt es beinahe wie Spott, wenn Sie sich zu einer derartigen Titulatur versteigen, Herr Eberhard — o, verzeihen Sie! — Herr Treuling," fuhr sie fort.

„Sie wollen mich wohl foppen?" erwiderte Eberhard leicht lachend, da er sich nun freute, daß das Gespräch eine lustige Wendung nahm.

„Nun, das wäre gerade nicht das erste Mal," warf Frau Bandel ein, ebenfalls innerlich beglückt darüber, die Aussicht auf das frühere Verhältnis zwischen den Jugendgespielen geebnet zu sehen ... „Wohin wollen Sie denn?" fragte sie dann nach einer Pause.

Treuling gab die nötige Aufklärung mit dem Zusatz, daß es eine sehr dringende Angelegenheit sei.

Die Damen waren unwillkürlich ein Stückchen mit ihm zurückgegangen, um nicht gar zu lange auf einem Flecke stehen zu bleiben. An der Köpnicker Brücke machten alle drei wieder halt, weil sich eigentlich ihre Wege hier trennen mußten.

„Wir können auch hier 'rum gehen, Hertha, meinst Du nicht?" fragte Frau Bandel plötzlich, anscheinend gleichgültig, aber doch mit der Absicht, eine bestätigende Antwort von ihrer Tochter zu erhalten. Das ging wenigstens aus dem Blick hervor, den sie auf Hertha warf.

„Gewiß, Mama," erwiderte diese, „einen Umweg machen wir uns nicht."

Ach herrjeh, das wird ja immer besser, dachte Treuling und sah verlangend nach dem Pferdebahnwagen, der gerade vorüber fuhr und zwar langsam, förmlich einladend zum Aufspringen; denn er mußte gerade um die Ecke biegen.

„Wir müssen nämlich nach der Wallner-Theaterstraße, um einen Besuch zu machen," begann Frau Bandel wieder. „Einen sogenannten Pflichtbesuch, den wir nicht länger aufschieben können. Wir thun's eigentlich nicht gern, aber einmal müssen wir ihn doch ausführen ... Zum Unglück ist unser Kutscher noch krank geworden, die Pferdebahn war besetzt, eine Droschke war nicht zu finden, so daß wir laufen müssen, aber es geht sich auch ganz schön ... Wenn Sie also erlauben, lieber Eberhard, und unsere Begleitung Ihnen nicht gerade ganz unangenehm ist —"

„Aber gewiß, ich werde mich glücklich schätzen," beeilte sich Treuling zu erwidern mit einem Gesicht, das von dem geraden Gegenteil sprach.

Sie wollten sich wieder in Bewegung setzen, als Hertha plötzlich sagte:

„Mama, ich sollte Dich noch an Frau Engel erinnern. Wir sind doch hier ganz in der Nähe. Herr Treuling erweist uns gewiß die Ehre, uns die wenigen Minuten außerdem noch zu schenken."

„Da hast du recht, Kind, aber eigentlich —"

Als Treuling den Namen gehört hatte, war er verblüfft zusammengezuckt. Er wußte selbst nicht, wie es kam; aber seine Gedanken befanden sich sofort bei Eugenie, bei Hannchen und ihren Kolleginnen.

„So, zu Frau Engel wollen Sie noch?" fragte er, um überhaupt etwas zu sagen.

„Kennen Sie die Dame?"

„Ich? Gott bewahre! Wie sollte ich wohl eine Frau Engel kennen?" erwiderte er, wagte aber nicht, eine von den Damen anzusehen.

Er hätte gewünscht, in diesem Augenblicke einen Spiegel vor sich zu haben, um sein Gesicht zu betrachten.

„Wie sollte auch Herr Treuling zu einer derartigen Bekanntschaft kommen?" warf Hertha ein.

„Nun, es könnte doch die Möglichkeit sein ... Das ist nämlich eine Frau, die wundervoll künstliche Blumen arbeitet, eigentlich nur direkt für die Geschäfte, aber —." Sie machte eine kurze Pause.

Das braucht man mir doch eigentlich nicht zu erzählen, dachte Treuling und war nun gespannt, weiteres zu hören.

„— aber hin und wieder thut sie's auch für Privatkunden. Herthan gefällt nämlich das Blumengehänge nicht an ihrem Ballkleid, und ich wollte mir auch gleich etwas bestellen ... Aber weißt Du, Kindchen," wandte sie sich ihrer Tochter zu, „wir könnten auch an sie schreiben und sie hinbitten zu uns. Wenn sie nicht kommt, dann kommt ihre Geschäftsführerin. Das macht sich auch besser."

„Wie Du willst, Mama."

„Übrigens bin ich auch nicht fürs Umkehren."

„Das sollten Sie auch niemals thun, Frau Bandel. Das bringt Pech,“ fiel Treuling mit einer Lebhaftigkeit ein, die den Damen jedenfalls aufgefallen wäre, wenn sie den Grund dazu gekannt hätten.

„Und dann sehen Sie — der herrliche Sonnenschein augenblicklich . . . benutzen Sie ihn! Wer weiß, wie lange es dauert — und der Himmel hängt wieder voller Geigen.“

Ein Ideenzusammenhang brachte ihn auf die Möglichkeit einer Erwähnung seines Namens bei Frau Engel von irgend einer Seite, und dann wäre der Roman fertig gewesen. Daß man ihn thatsächlich mit hinauf locken könnte, daran wollte er gar nicht denken.

Selten in seinem Leben war so schnell ein Stimmungswechsel in ihm vorgegangen wie in dieser Minute.

„Ich bin auch immer dafür, gerade wie Sie, Frau Bandel, daß man derartige Leute nicht verwöhnen dürfe,“ fuhr er wie begeistert fort. „Schreiben Sie lieber, das ist das Beste.“

„Sie haben recht, Eberhard. Gehen wir!“

Und sie gingen, Treuling mit dem Gefühle eines Schlachtopfers, das man in einen künstlichen Rausch versetzt hat, und Mutter und Tochter innerlich beglückt darüber, sich in der Annahme getäuscht zu haben, der junge Mann könnte ihren Plänen untreu geworden sein.

Alle drei plauderten nun über ziemlich gleichgültige Dinge, als Frau Bandel eine Gelegenheit benutzte, um mit Treuling ein paar Schritte hinter ihrer Tochter zurück zu bleiben. Es machte sich gerade so, da das Pflaster sehr schmal war.

„Ich sprach vorhin von dem Ball, lieber Eberhard,“ begann sie mit gedämpfter Stimme, den Blick aufmerksam auf ihre Tochter gerichtet; „ich kann mir schon denken, was sie verschnupft hat. Gewiß doch, weil Hertha so oft mit dem Referendar tanzte.“

„Haben Sie eine Ahnung,“ wollte Treuling sagen, behielt aber die Worte für sich, und zog es vor zu schweigen.

Dadurch ermuntert, fuhr Frau Bandel lächelnd fort: „Haben Sie denn gar nichts gemerkt, weswegen sie das that?“

„Ich? .. Weswegen? .. Ach so — ja!“ brachte er endlich zerstreut hervor. Seine Gedanken aber waren: Sie könnte mir Daumenschrauben anlegen, und ich wüßte es nicht.

Frau Bandel stieß ihn leicht mit dem Ellbogen an, bemühte sich eine schalkhafte Miene zu zeigen und sagte: „Verstellen Sie sich doch nicht, mein lieber Eberhard! Mir gegenüber brauchen Sie es doch wirklich nicht zu thun. Sie wissen doch ganz genau, daß Hertha Sie ein wenig böse machen wollte. Den Schluß daraus können Sie doch leicht ziehen. Nun ist Ihnen doch wieder anders zu Mute, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß, Frau Bandel,“ erwiderte Treuling, ohne kaum zu wissen, was er sagte.

„Sie kennen ja Hertha; sie neckt gern,“ fuhr Frau Bandel fort, „und sie hatte es Ihnen übel genommen, daß Sie sich so wenig um sie bekümmerten.“

„Aber, werteste Frau Bandel, ich gebe Ihnen die Versicherung —“

Er stockte, denn er wußte nicht, worin diese „Versicherung“ bestehen sollte.

Frau Bandel aber hielt das schon für ein zaghaftes Geständnis seiner Neigung zu ihrer Tochter. „Ich weiß schon, lieber Eberhard, was Sie sagen wollen,“ fiel sie ihm ins Wort, indem sie freundlich nickte. „Das sind ja alles Kindereien, worauf man keinen Wert legen darf. Mein Gott, bei einem achtzehnjährigen Mädchen! Sie sind ebenfalls noch jung, und wer kann wissen —.“

Sie mußte abbrechen, weil sie nahe an Hertha heran gekommen waren, diese plötzlich stehen blieb und sich umblickte.

Sie waren an der Straßenecke angelangt, wo sie sich trennen mußten.

„Sie kommen doch nächsten Mittwoch ebenfalls mit Ihren Eltern zu uns, nicht wahr, Eberhard?“ fragte Frau Bandel, als sie die Hand zum Abschied reichte.

Treuling gab seine Zustimmung, dachte aber: Bis dahin kann noch viel sich zutragen.

Ein Händedruck Herthas, ein langer Blick von ihr, begleitet von einem liebreizenden Lächeln, ein Austausch gegenseitiger Grüße an die Familienoberhäupter daheim, und er konnte seinen Weg allein fortsetzen.



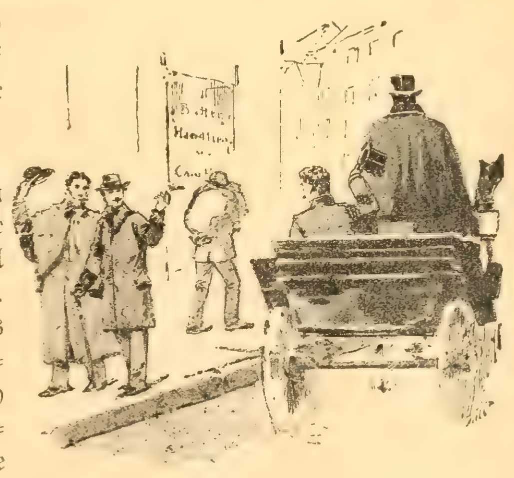


Bureausklaven.

Gott sei Dank! Das war ja das reine Fegefeuer," murmelte Treuling vor sich hin. Dann war sein nächster Gedankengang der, daß ihm möglicher Weise noch jemand in die Quere kommen könnte, um ihn heute gar nicht von der Stelle kommen zu lassen.

„Teufel! Es ist wirklich dreiviertel Zwölf geworden," sprach er vor sich hin, als er auf das Schaufenster eines Uhrmachers blickte.

Er besann sich nicht lange, rief den Kutscher einer vorüberfahrenden Droschke erster Klasse an, sprang hinein und gab die Weisung, den Gaul zur Eile zu treiben.



Während des Dahinrollens wurde er auch wirklich von einigen Freunden begrüßt, die

ihm zuwinkten, halten zu lassen, denen er aber mit einem Bedauern ausdrückenden Achselzucken zunickte.

Meine Voraussetzung war doch richtig, dachte er. Das wäre nett geworden, wenn ich die getroffen hätte! Ein Frühschoppen bis Eins wäre mindestens die Folge gewesen.

Die Droschke hielt vor einem breiten, dreistöckigen Hause in der Rosenthaler Straße, dessen drei Läden und große Einfahrt, die zu den Höfen führte, sofort den geschäftlichen Zweck verriet, von dem es beherrscht wurde. Auch am zweiten Stockwerk deuteten blaue Fenstervorsetzer darauf hin, daß irgend eine Handlung dort oben sich eingenistet habe; das erste aber zeigte an seiner ganzen Fensterflucht herabgelassene, durchsichtige Vorhänge, die einen vornehmen Eindruck machten.

„Richard Menk. Rechtsanwalt und Notar. I. Etage.“ stand auf einem eierförmigen Porzellanschilde, das an der Außenseite des Hauses neben dem zweiten Eingange angebracht war.

„Ist der Herr Rechtsanwalt zu sprechen?“ fragte Eberhard, als er die Flurthür hinter sich hatte, die gegenüber der Privatwohnung lag. Der Bureauvorsteher, ein schon bejahrter Mann mit kahler Platte und fuchsrotem Bart, erhob sich sofort von seinem Platze am Fenster und zeigte sich von ausgesuchter Höflichkeit.

„Der Herr Rechtsanwalt hatte Sie bereits erwartet, Herr Treuling. Augenblicklich ist eine Dame bei ihm; aber es wird nicht lange dauern. Wenn Sie so lange Platz nehmen wollen ...“

Treuling bedauerte, sich etwas verspätet zu haben, und nahm den angebotenen Stuhl an.

Er kannte dieses Zimmer bereits, war aber seit einem halben Jahre nicht mehr hier gewesen, wo er zum letzten Male einen Auftrag seines Vaters ausgeführt hatte. Es ging nach dem Hofe hinaus und hatte ein einziges, großes Fenster, vor dem der Schreibtisch für den Bureauvorsteher sich befand.

Vor einem großen Aktenregal stand ein anderer Tisch, an dem zwei blutjunge Menschen saßen, das Gesicht dem Fenster zugekehrt, und eifrig schrieben. Durch eine offene Thür, die in ein hinteres Zimmer führte, konnte man ebenfalls noch einige Schreiber erblicken, von denen der eine damit beschäftigt war, Aktenstücke einzuheften.

Gegenüber diesem Durchgang war die Flügelthür, die zu den Zimmern des Rechtsanwalts führte. Rechts und links davon stand eine Anzahl Stühle, für das Publikum bestimmt, das den Rechtsanwalt in Anspruch zu nehmen hatte.

Da um diese Zeit keine Sprechstunden waren, die Unterredungen vielmehr stattfanden, weil Menk heute ausnahmsweise keinen gerichtlichen Termin wahrzunehmen hatte, so war Treuling der einzige Fremde im Warteraum.

Er setzte sich, streckte die Beine von sich und konnte nun alles betrachten, was in dem Bureau und in dem kleinen Zimmer hinten vor sich ging.

Einige Minuten lang hörte man nur das Kratzen der Federn auf dem Papier, dann kam der Bureauvorsteher auf einige geschäftliche Dinge zu sprechen.

„Die Sache mit Schulz und Söhne ist also erledigt, Herr Treuling," sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzublicken. „Ganz zu Ihren Gunsten . . . sie haben Zahlung geleistet."

„Schön. Angenehm zu hören," erwiderte Eberhard ziemlich gleichgültig, da er diesen Ausgang der Angelegenheit vorher gesehen hatte. „Und wie steht es denn mit Lehmanns Witwe?" fügte er hinzu, um zum Zeitvertreib das Gespräch fortzusetzen.

„Lange doch einmal die Akten her," sagte der Bureauvorsteher und wandte sich dem anderen Tische zu, wo die Schreiberlehrlinge saßen.

Der eine erhob sich sofort, suchte in einem Fache des Regals und beeilte sich dann, das Fenster zu erreichen.

Bei dieser Gelegenheit sah Treuling, daß der Knabe hinkte, und als er ihn genauer musterte, kam ihm das Gesicht ungemein bekannt vor. Dann bemerkte er, daß das eine Bein einen ungestalteten Fuß hatte, den so wenig als möglich auffallen zu lassen, der Junge sich bemühte.

In diesem Augenblicke fiel ihm auch ein, daß der junge Mensch, der einen merkwürdig ernsten Gesichtsausdruck zeigte, ihn gleich beim Eintritt auffallend angeblickt hatte und zwar, wie es ihm vorgekommen war, mit einem freudigen Zusammenzucken.

Es war Robert Tetzlaff, der hier gegen einen kärglichen Sold von monatlich 20 Mark in die große Zahl jener Knaben eingereiht war, für welche irgend ein geschäftskundiger Bureaumann die Bezeichnung „Schreiberlehrling" erfunden hatte, um damit anzudeuten, daß es unter der Stellung eines Hungerkopisten noch eine tiefere Stufe gebe, die erst übersprungen werden müsse, um nach und nach langsam bis zum Gehilfen zu reifen, mit der glänzend bemessenen Zulage von monatlich 10 Mark.



Es gab aber hin und wieder einige Leute, deren Weisheit von der Bureauzunft allerdings nicht anerkannt wurde, die da behaupteten, ein derartiger armseliger Lehrling lernte auf ein und derselben Stelle niemals aus; denn er würde sofort durch einen andern ersetzt, falls er sich vermäße, eines Tages einen Gesellenbrief zu verlangen und höhere Ansprüche an das Leben zu stellen.

Dieselben Weisen behaupteten weiter, daß man in einem derartigen hochnotpeinlichen Falle um das fernere Schicksal einer halbverwelkten Bureaupflanze sich nicht weiter kümmere, sich mit der Redensart vom „Laufe der Welt“ entschuldige und sich schließlich auf den großen Satz von Angebot und Nachfrage beriefe, nach der nun einmal alle derartigen Dinge zum Wohle der Menschheit geregelt würden.

Kam nun gar einer, der sich erlaubte zu fragen, was ein derartiger Lehrling eigentlich zu lernen habe, so zog man die Stirn gar bedächtig in Falten, nahm eine wichtige Miene an, zuckte die Achseln und sagte mit Würde und Anstand: „Das verstehen Sie nicht.“ Gestand er dann, dadurch nicht genügend überzeugt worden zu sein, so ließ man sich zu der weiteren Erklärung herab: „Gelernt muß alles werden, auch das Eintauchen der Feder in die Tinte, auch das Zurechtlegen des Papieres, das Unterschieben des Linienblattes, das Anzünden der Lampen, der Respekt vor dem Bureauvorsteher und dem Registrator, und nicht zuletzt der Vergleich zwischen einem Ipunkt und dem andern.“

Als Robert das Aktenstück überreichen wollte, stieß er infolge seines unglücklichen Ganges so unsanft gegen eine an der Wand stehende Trittleiter, daß er stolperte und beinahe gefallen wäre.

„Setz Dir doch Dein Augenglas gleich auf Deinen Pferdefuß, damit er besser sehen kann,“ raunte ihm der Bureauvorsteher ärgerlich zu, immerhin laut genug, daß Treuling und der zweite Lehrling es hören konnte.

Der letztere verzog das Gesicht zu einem heimlichen Grinsen, weil er wußte, daß der gestrenge Gebieter es gerne sah, wenn man seine Witzeleien anerkannte. Es war ein sehr armselig gekleideter Junge mit einem inhaltslosen, sommersprossigen Gesicht, in welchem die beiden hervorstehenden Augen, die an ein Kalb erinnerten, das einzig Merkwürdige waren.

Wenn er schrieb, legte er sich mit dem ganzen Oberkörper

in schräger Haltung so weit über den Tisch, daß nur die Bewegung der rechten Hand ihn von der Lage eines Schlafenden unterschied. Und dabei verfolgten die Augen gleich zwei leblosen Glaskugeln die Züge der Feder.

„Du hast mich doch verstanden?“ fügte der Bureauvorsteher etwas lauter hinzu, als Robert nicht gleich Kehrt machte. „Willst Du noch etwas?“

„Nein, Herr Morchel; aber ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich nichts dafür kann, daß ich so auf die Welt gekommen bin. Sie spotten stets über mein Unglück und denken gar nicht daran, daß das eine Sünde ist. Ich bitte sehr darum, das fernerhin zu unterlassen. Ich thue meine Schuldigkeit und trete niemand zu nahe. Alle lachen sie hier schon im Bureau über mich und nennen mich das Hottehüh, nur weil Sie's aufgebracht haben. Ich werde es Herrn Menk sagen.“

Treuling blickte jetzt mit Interesse auf. Der volle Klang der Stimme hatte ihn sonderbar berührt, gleich Lauten, die man schon irgendwo gehört hat. Ganz besonders fiel ihm die Sprechweise auf, die bestimmt, klar und deutlich war, würdig eines bedeutend älteren Menschen.

In einer anderen Lage hätte er vielleicht gelächelt über diesen Mut eines schwächlichen Knaben, der nichts Größeres als sein tägliches Brot zu verlieren hatte und sich doch erkühnte, dem Mächtigsten in diesem kleinen Reiche höflich, aber entschieden entgegen zu treten. Bei diesem Vorgang aber fühlte er sich bewogen, ein sehr ernstes Gesicht zu machen und dem Kleinen seine innere Bewunderung zu zollen.

Vielleicht war es sein Gerechtigkeitsgefühl, das sich regte: das feinere Empfinden aller derjenigen Naturen, die eine wirkliche Freude daran haben, Gefühle äußern zu hören, die sie in der eigenen Brust der großen Menge gegenüber verschließen; vielleicht war es eine andere verwandte Regung: der drängende Gedanke an irgend ein Erlebnis mit Robert, wofür er sich im Augenblick keine Erklärung geben konnte, vielleicht auch die

Thatsache, daß Robert mit Hannchen eine auffallende Ähnlichkeit besaß und das Bild der letzteren ihm im Augenblick vorschwebte — kurz und gut, er geriet in Bewegung und sagte laut und anerkennend:

„Das ist recht, Junge. Verteidige Dich mit dem Munde, wenn Du's auf andere Weise noch nicht kannst!"

Es machte ihm nun ungemein Spaß, die Wirkung von Roberts Worten zu beobachten.

Morchel hatte die Absicht aufzuspringen, besann sich aber sofort und that so, als faßte er die Sache von der lächerlichen Seite auf. Vielleicht hätte er die Wut, die in ihm kochte, zum Ausbruch kommen lassen, wenn er mit seinen Untergebenen allein gewesen wäre. So aber mußte er auf Eberhard Rücksicht nehmen. Und da dieser mit seiner Bemerkung sofort eingefallen war, wandte er sich an ihn, mit einem verbindlichen Lächeln zwar, aber doch mit jenem verhaltenen Ärger, der sich schwer unterdrücken läßt.

„Sehr hübsch von Ihnen, Herr Treuling — aber Sie können sich gar nicht vorstellen, was für Scherereien ich mit diesen Jungens habe. Kaum fühlen sie sich, kaum sind sie warm geworden, so treiben sie Unfug. Dieser Racker ganz besonders. Er bildet sich nämlich ein, mehr zu sein als wir alle."

„Das ist nicht wahr, Herr Morchel," fiel Robert ihm ins Wort.

Er hatte sich wieder gesetzt und zur Feder gegriffen. Seine Lippen zuckten, seine Augen leuchteten, und allmählich begann das Gesicht sich zu röten.

Der Bureauvorsteher warf ihm einen zornfunkelnden Blick zu und schlug mit der flachen Hand auf das vor ihm liegende Aktenstück; dann wandte er sich wieder Treuling zu:

„Was sagen Sie nun zu einer derartigen Frechheit? Müßte man da nicht einfach jede Rücksicht fallen lassen, so einen Burschen am Kragen fassen und ihn zur Thür hinauswerfen?"

Er erhob sich, stemmte die Arme gegen die Hüften und fuhr fort: „Das ist ja Insubordination im höchsten Grade! Und da soll man nicht die Geduld verlieren?“

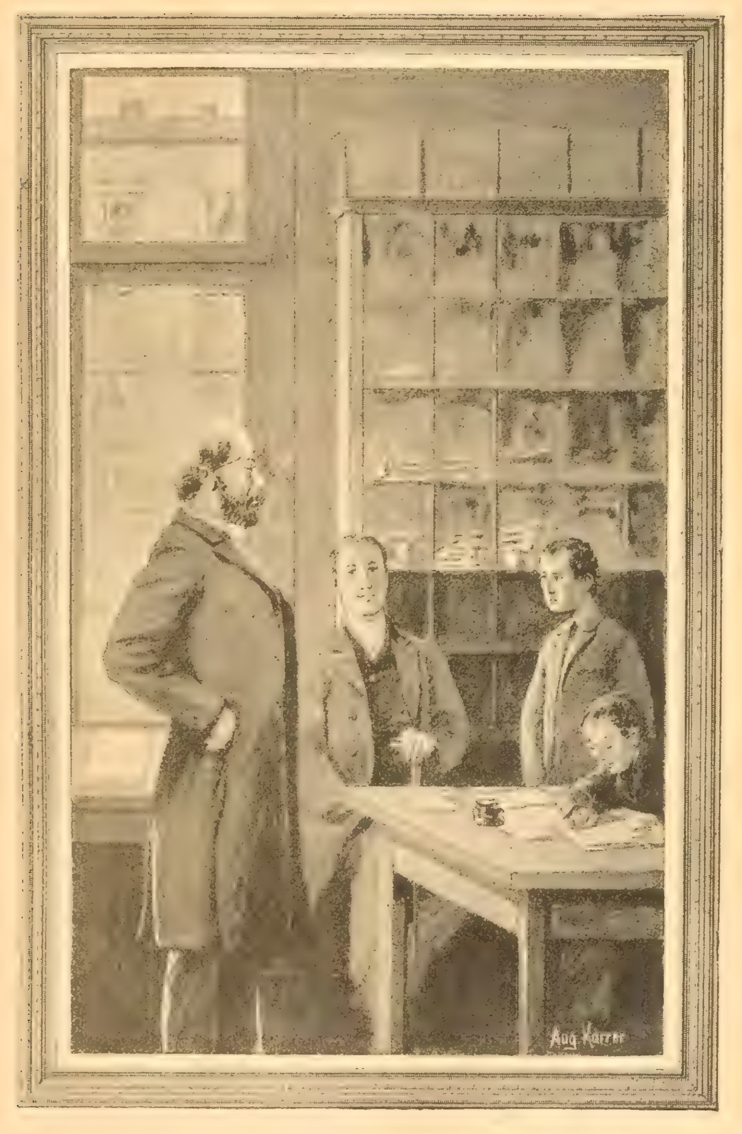
Jetzt erst bemerkte man, daß er sehr lang und dürre war und einen offenstehenden, schwarzen, abgeschabten Rock trug, der ihm viel zu weit war und bis über die Kniee ging. Die Weste war tief ausgeschnitten, so daß das stark mit Schnupftabak befleckte Vorhemd keinen schönen Eindruck machte. Über den unteren Teil des rechten Rockärmels war zum Schutze eine glanzlederne Stulpe gezogen, die zur Hälfte aufgerissen war.

Die Leute im hinteren Zimmer lachten verstohlen und warfen sich bedeutsame Blicke zu, während der Genosse Roberts im Vorderraum die Kühnheit hatte, den Kopf zu erheben und wie eine Henne laut zu glucksen, was unstreitig eine Ehrenbezeugung für den Bureauvorsteher bedeuten sollte.

„Aber das kommt daher, wenn man zu gut ist, zu rücksichtsvoll mit diesen Leuten!“ fuhr Morchel entrüstet fort. „Ich gebe ihm die schönsten Klagen zum Abschreiben, damit er lernen soll, empor kommen soll, sich sozusagen auf die geistige Höhe der Gebildeten hinauf schwingen soll ... Lachen Sie nicht, Schulz, wenn ich etwas sage!“ rief er mit einer plötzlichen Kopfwendung in das kleine Zimmer hinein. Dann sprach er wieder zu Treuling:

„Er sollte zu Ostern fünf Mark Zulage bekommen ... Wie ich ihnen sage — ganze fünf Mark! Das läßt sich doch hören, nicht wahr? Ich hatte das bei Herrn Menk angeregt, weil er eine schöne Handschrift hat. Er schreibt nämlich wie gestochen — das muß man ihm lassen. ... Aber wenn's ihm nicht paßt, dann hätte er ja Kupferstecher werden können. So ein Igel! Vermißt sich, in Gegenwart eines fremden Herrn allen Respekt vor mir zu verlieren.“

„Ich bin kein Igel, sondern ein Mensch, so gut wie Sie; deshalb empfinde ich auch jeden Schimpf,“ erwiderte Robert.



I 7 S. 170

Er erhob sich und stemmte die Arme gegen die Hüften.

„Mich quälen Sie am meisten, und selbst wenn ein anderer etwas Unrechtes gethan hat, muß ich immer dafür herhalten. Ich weiß gar nicht, was ich Ihnen gethan habe."

Das Zucken um seine Mundwinkel verriet seine innere Erregung; die Thränen schienen ihm nahe zu sein. So kam es wenigstens Treuling vor, der ihn aufmerksam beobachtete und nun neugierig war, wie weit sich dieser unangenehme Zank noch zuspitzen würde.

„Wirst Du endlich Deinen Mund halten!" schrie nun der Bureauvorsteher, hochrot im Gesicht, und trat an den Tisch, wo die Lehrlinge saßen. „Du willst wohl die Anwesenheit dieses Herrn benutzen, um etwas für Dich herauszuschlagen, wie? Ich werde Dir Anstand beibringen! Sofort legst Du die Feder hin und nimmst Deine Sachen! Ich werde Dir Dein Geld auszahlen — dann kannst Du gehen. Du bist entlassen. Ich werde Dir aber Dein ungebührliches Betragen ins Zeugnis schreiben . . . Das fehlte gerade noch, daß Du unser ganzes Bureau bloß stelltest vor diesem Herrn da!"

Er war außer sich vor Wut, setzte sich wieder vor seinen Schreibtisch, schloß eine Schublade auf und holte einige Geldstücke hervor. Dabei warf er mehrmals drohende Blicke auf sein Opfer.

Robert erhob sich stumm, humpelte in das hintere Zimmer und kam gleich darauf mit Hut und Mantel zurück.

Dann sagte er: „Eher will ich ja verhungern, als Unrecht ertragen. Mir aber ein schlechtes Zeugnis zu geben, dazu sind Sie nicht befugt, Herr Morchel. Ich nehme ein solches nicht an, denn ich würde dann anderweitig keine Stellung bekommen. Mein Vater kann darüber selbst mit Herrn Menk sprechen."

„Dein Vater, Dein Vater! Herr Menk wird für ihn gar nicht zu sprechen sein, denn er ist viel zu sehr beschäftigt. Um solche Dinge bekümmert er sich überhaupt nicht. Er unterschreibt, und damit basta! Ist's vielleicht nicht wahr, daß Du

Dich ungebührlich benommen hast? Du hast mir den Gehorsam verweigert, dafür ist dieser Herr hier Zeuge."

Er hatte das Geld aufgezählt und nahm nun einen Briefbogen, um zu schreiben.

„Entschuldigen Sie, Herr Bureauvorsteher, wenn ich mich in diese Angelegenheit hinein mische," sagte nun Treuling so laut und unvermittelt, daß Morchel aufblickte und im hinteren Zimmer plötzlich zwei neue Köpfe sichtbar wurden, die Treuling bisher nicht bemerkt hatte, und die nun weit über die Tischplatte gebeugt erschienen. Auch der andere Schreiberlehrling benutzte die allgemeine Überraschung, um nach einer neuen Feder für den Halter zu suchen, was er aber mit einer derartigen Sorgfalt that, daß seine Absicht, sich nichts von dem Gespräche entgehen zu lassen, unverkennbar war.

„Bitte sehr, Herr Treuling," erwiderte der Bureauvorsteher mit einer leichten Verbeugung und einem ergebenen Lächeln. „Es kann mir gar nichts erwünschter sein als Ihr Urteil über diesen Vorgang, der natürlich für Sie sehr peinlich sein muß. Aber Sie werden mir zugeben, daß ich unschuldig daran bin. Wir sind gewiß große Menschenfreunde — unser Herr Rechtsanwalt hält sehr auf Milde und Entgegenkommen nach jeder Richtung hin; aber was zu viel ist, ist zu viel! Da muß eben ein Exempel statuiert werden, sonst wird die Moral untergraben. Und meint man's nicht gut mit einem Burschen, wenn man ihm eine gute Lehre fürs ganze Leben mit auf den Weg giebt? Er muß erst noch geschliffen werden, muß sich erst die Hörner ablaufen, damit er weiß, was er einem alten, erfahrenen Mann schuldig ist, der stets wie ein Vater an ihm gehandelt hat."

„Ja, wie ein Stiefvater," fiel Robert trocken ein, so daß nicht nur im hinteren Zimmer ein Kichern entstand, sondern auch Treuling nur mit Mühe seine Heiterkeit unterdrücken konnte.

„Schulz, Sie sollen nicht immer lachen," wandte sich der Bureauvorsteher zornig rückwärts; „Sie sollten doch wahr-

haftig so viel Verstand besitzen. Unentbehrlich sind Sie auch noch nicht!“

Dann wandte er sich wieder Treuling zu: „Ist Ihnen schon jemals solch ein gottloses Mundwerk vorgekommen, wie dieser Bursche es besitzt? ... Nun werden Sie mir doch doppelt Recht geben, nicht wahr?“

„Ich muß lebhaft bedauern, Herr Bureauvorsteher, Ihnen nicht einmal einfach Recht geben zu können, viel weniger doppelt.“

„Wie? ... Sie meinen wirklich? Das kann Ihr Ernst doch nicht sein!“

Die Verblüffung schien sein Gesicht noch länger zu machen. In der Meinung, nicht richtig gehört zu haben, drehte er die Breitseite des Kopfes Treuling zu.

„Mein vollständiger Ernst, Herr Bureauvorsteher. Führen wir einmal die Sache auf ihren Ausgangspunkt zurück, und bemühen wir uns, ganz leidenschaftslos darüber zu sprechen! Was hat der junge Mensch gethan, so lange ich das Vergnügen habe, Zeuge Ihres beiderseitigen Meinungsaustausches zu sein? Nichts weiter, als sich dagegen verwahrt, daß Sie über seinen natürlichen Fehler spotten, für welchen er nicht kann. Ich habe ja deutlich gehört, was Sie zu ihm gesagt haben.“

„So, so — das haben Sie gehört?“

„Ja, und ich muß offen gestehen, daß diese Bemerkung eine unschöne, menschenunwürdige war, wenn Sie sich auch vielleicht nichts Böses dabei gedacht haben mögen.“

Morchel rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und warf einen Blick nach hinten, wo die erhobenen Köpfe sich sofort wieder über den Tisch neigten. Er öffnete den Mund zum Sprechen, preßte aber die Lippen dann fest aufeinander, ohne einen Laut hervor zu bringen.

„Sie beriefen sich vorhin auf Ihr Alter, Herr Bureauvorsteher,“ fuhr Treuling unbeirrt fort. „Gerade, weil Sie ein erfahrener, älterer Herr sind, der der Jugend mit guten

Beispielen vorangehen sollte, müßten Sie meiner unmaßgeblichen Meinung nach unter allen Umständen alles zu vermeiden trachten, was imstande sein könnte, einem jungen Menschen die Achtung vor dem Alter zu rauben. Das Auftreten dieses Jungen hat mich äußerst angenehm berührt."

„Das hört man, Herr Treuling," fiel der Bureauvorsteher mit leichtem Spott ein, den Treuling aber nicht bemerken wollte.

„Auch sein Äußeres spricht dafür, daß er Ihnen nicht nur aus Bosheit widersprochen hat. Nach meiner Auffassung scheint es ihm nur darum zu thun, anständig behandelt zu werden, und das ist doch das Mindeste, was der Mensch verlangen kann, namentlich einer, der noch im Werden begriffen ist, und dessen Seele für die schlimmen Eindrücke empfänglicher ist als für die guten. Die Frage wäre nur die, ob Sie behaupten könnten, der Knabe habe überhaupt Neigung zu Bösartigkeiten und besitze im allgemeinen keine gute Sinnesart. Ich bin neugierig, darüber Ihr Urteil zu hören."

Robert hatte mit wachsendem Staunen auf Treuling geblickt. Trotzdem er ihn sofort erkannt hatte, war er bescheiden genug gewesen, von dieser Thatsache durch nichts Gebrauch zu machen.

Kennt er mich denn wieder? war die Frage, die immer wieder in ihm auftauchte. Zuerst hatte er sie verneint; jetzt aber geriet er in Zweifel darüber. Wie käme er wohl dazu, für mich Partei zu greifen, wenn ich ihm nicht gleich aufgefallen wäre, dachte er weiter. Er ist nur zu stolz, um es sich merken zu lassen. Schadet auch nichts! Dafür ist er ein so feiner Herr. Für sein gutes Herz spricht es doch, daß er mich verteidigt.

Das Gefühl großer, aufrichtiger Dankbarkeit stieg in ihm auf und rührte ihn dermaßen, daß es ihm heiß in die Augen drang. Am liebsten wäre er zu Treuling geeilt, um dessen Hand zu ergreifen und sie zu küssen. Er stand noch immer

auf denselben Fleck, hatte sich den Mantel übergezogen und wartete nun auf seine Abfertigung. Nach den letzten Worten Treulings hielt er seinen Blick unverwandt auf Morchel gerichtet.

Auch der Bureauvorsteher hatte seine Augen Robert zugewendet, und so sahen sich die beiden einen Augenblick fest an, wie zwei Feinde, von denen jeder auf den Angriff des andern wartet.

Morchel war der Besiegte. Der Ausdruck der klaren, blauen Augen zwang ihn, den Kopf zu wenden. Sollte er sich von diesem Knaben, der eine ganz unerwartete Hartnäckigkeit entwickelte, Lügen strafen lassen? Das würde ihn in eine noch unangenehmere Lage bringen. Und so zeigte er nun das Aussehen eines Menschen, der wider seinen Willen plötzlich in die Enge getrieben ist und unter einem frostigen Lächeln seinen Ärger zu verbergen sucht.

„Das eigentlich nicht, Herr Treuling, aber — das heißt ... Mein Gott, darüber ließe sich ja manches sagen! Aber um bei der Wahrheit zu bleiben — Unvorteilhaftes könnte ich nicht berichten.“

„Nun also, Herr Bureauvorsteher; dann ist sein Widerspruch doch nur eine Folge jener ihm plötzlich angethanen Beleidigung gewesen, die sein Ehrgefühl angegriffen hat. Und wer sich unverdienter Maßen beleidigt fühlt, der hat doch auch das Recht, sich zu verteidigen. Das sollten Sie als halber Rechtsanwalt am besten wissen.“

„Schön, sehr schmeichelhaft für mich, Herr Treuling; aber ich wollte noch hinzufügen, daß mein Groll gegen ihn doch eine gewisse Berechtigung hat. Er soll es nämlich gewesen sein, der die Bezeichnung Judas Ischarioth für mich in dieser Kanzlei aufgebracht hat. Weil ich nämlich einen roten Bart trage und daher Ähnlichkeit mit dem biblischen Verräter hätte. Ich bitte Sie, ist das nicht nichtswürdig? Ich und Judas Ischarioth! Ich bin einer der aufrichtigsten Menschen, die es

giebt. Ich würde eher sterben, ehe ich jemand — verriete. Ganz abgesehen davon, daß ich thatsächlich auch äußerlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit jenem Bösewichte besitze. Das ganze Haus nennt mich schon so, und wie ich tagtäglich bemerke mit großem Vergnügen. Neulich kriege ich eine offene Postkarte, worauf geschrieben steht: ‚Du verrätst ja Deinen Herrn um dreißig Pfennige.‘ ... Dieser Spottname muß doch einen Urheber haben, und da weiß ich denn aus ganz sicherer Quelle, aus ganz sicherer Quelle, daß —“

In diesem Augenblick wurde im kleinen Zimmer die Thür, die nach dem hinteren Flurgang führte, so geräuschvoll geschlossen, daß Morchel jäh abbrach und sich umwandte.

„Wer wirft denn da die Thüre so?“ fragte er zornig; „wer ist hinausgegangen?“

„Schulz,“ gaben drei Stimmen auf einmal zur Antwort.

„Natürlich Schulz, wer soll's denn auch anders sein!“ plärrte er weiter. „Der Mensch wird niemals Anstand lernen, wenn Publikum hier ist. Entschuldigen Sie nur, Herr Treuling; aber ich werde ihm einen Rüffel geben.“

„Hat nichts zu sagen, Herr Morchel, ich habe gar nicht darauf geachtet,“ erwiderte Treuling. Er war nun geneigt, den Bureauvorsteher mehr heiter als ernst aufzufassen und in ihm einen jener gallsüchtigen Menschen zu sehen, die über die geringste Ursache erregt werden können und ihre Meinung für die einzig richtige halten.

„Herr Schulz war es, der zuerst zu mir gesagt hat, ich sollte mir nur nicht so viel daraus machen, wenn Sie Hottehüh zu mir sagten,“ fiel Robert ein. „Sie müßten schon seit der Kreuzigung des Herrn Jesu als Judas Ischarioth herumlaufen, um Buße zu thun. Er setzte noch hinzu, Sie wären bereits Bureauvorsteher bei sämtlichen Rechtsanwälten auf der ganzen Erde gewesen, und das wäre schon Strafe genug für Sie. Ich habe Sie niemals so genannt.“

Treuling mußte lachen, denn die Strafe, die man Morchel aufgebürdet hatte, schien ihm doch zu hart; dann sagte er:

„Sie sehen also, daß auch dieser Vorwurf entkräftet worden ist. Es wäre doch wohl nun das Beste, Sie rechneten dem Jungen seine Offenheit dadurch hoch an, daß Sie ihn in seiner Stellung ließen. Im andern Falle müßte ich zu meinem lebhaften Bedauern Herrn Menk davon Mitteilung machen. Sie wissen, in welchen Beziehungen der Herr Rechtsanwalt zu unserem Geschäfte steht. Es würde meinem innersten Gefühle widerstreben, Zeuge eines begangenen Unrechtes gewesen zu sein, ohne zu einer Sühne beigetragen zu haben.“

Er erhob sich, sehr ernst im Gesicht, und zog seine Uhr, da ihm die Wartezeit lang zu werden begann.

„Ich werde sofort einmal nachsehen, ob es noch lange dauern wird,“ beruhigte ihn Morchel. — „Und was das andere betrifft, werter Herr Treuling, so können Sie nunmehr ganz beruhigt sein,“ fuhr er nach einer Pause fort, ersichtlich eingeschüchtert durch die letzten Worte Eberhards. „Seien Sie versichert, daß niemand mehr Ihre aufrichtige Gesinnung zu würdigen versteht als ich. Es wär' ja noch schöner, wenn wir durch solche Nichtigkeiten mit dem Hause Treuling in Differenzen geraten sollten. Bei Leibe nicht! Sie sind doch wirklich der ganze Vater, sobald es sich um Gerechtigkeit handelt. Ich hätte nur noch die Bitte, es einem alten Manne nicht nachtragen zu wollen, wenn er vielleicht in Ihrer Gegenwart zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben sollte. Denn Mißverständnisse waren es ja nur; darauf können Sie sich verlassen, werter Herr Treuling!“

„Freut mich außerordentlich, Herr Morchel, daß Sie zu dieser Überzeugung gekommen sind. So hat mein Warten hier doch sein Gutes gehabt.“

„Ich will gleich einmal —“ sagte Morchel und wollte auf die Flügelthür zu, zögerte aber nochmals.

„Du hast alle Ursache, Dich bei diesem Herrn hier zu bedanken,“ sagte er zu Robert. „Im allgemeinen hat er mir aus der Seele gesprochen. Das hättest Du von Anfang an begreifen müssen, Du Racker! Spaß muß sein unter Kollegen ... Du weißt am besten, daß ich dem Schulz niemals was Gutes zugetraut habe. Ihn habe ich ja eigentlich nur gemeint, ihn ganz allein. Nun zieh Deinen Überzieher wieder aus, geh an Deine Arbeit, und sei fleißig nach wie vor!... Hörst Du nicht, Tetzlaff — Du kannst wieder bleiben!“ rief er noch einmal laut in der Meinung, nicht richtig verstanden worden zu sein.

Bei Nennung des Namens blickte Treuling überrascht auf. Er hatte durch Frau Engel Hannchens Vaternamen erfahren und wußte nun auf einmal, wen er vor sich hatte.

„Ei, jetzt kenne ich Dich erst wieder,“ sagte er mit freudigem Gesichtsausdruck, trat auf Robert zu und gab ihm zum Erstaunen der Übrigen die Hand. „Du warst es doch, der mir heute früh so wacker beisprang, als ich das Pech hatte, der Länge nach hinzufallen?“

Und als Robert lächelnd nickte, fuhr er fort: „Das ist aber ein Zufall, daß ich Dich gerade hier finden muß, um ahnungslos eine kleine Vergeltung zu üben. Wirklich seltsam!“

„Man könnte es beinahe eine Fügung des Schicksals nennen, Herr Treuling,“ fiel Morchel ein, durch diese Entdeckung innerlich verstimmt, aber doch mit der deutlichen Absicht, sich von nun an den beiden von der angenehmsten Seite zu zeigen.

Wer konnte auch wissen, wie sich die Verhältnisse des Lehrlings von nun an gestalten würden? Denn es hatte den Anschein,

als rechnete Treuling dem „Jungen“ die Hilfeleistung sehr hoch an!

Eberhard betrachtete den Kleinen plötzlich mit völlig anderem Interesse. Er hatte in ihm nun den Bruder Hannchens vor sich; dadurch war ihm Robert näher gerückt, gleichsam mit seinen Empfindungen für das junge Mädchen verwachsen, ihm weit verständlicher geworden als vordem, wo er nur die Interessen eines ihm Fremden zu vertreten glaubte.

Wunderbares Zusammentreffen! dachte er dann. Fast scheint es Bestimmung zu sein, daß ich dem Bruder den gleichen Dienst erweisen sollte wie der Schwester. Und wie sie sich freuen wird, wenn ich's ihr heute abend erzähle!

„Wann gehst Du denn zu Tisch?“ fragte er, da er plötzlich auf einen Einfall gekommen war.

Da er merkte, daß die Wangen Roberts sich röteten, so wandte er sich mit einem fragenden Blick an Morchel.

„Er ißt ja in der Volksküche,“ fiel der Bureauvorsteher ein, während der Lehrling mit den Kalbsaugen in leichte Erschütterung geriet, wohl weniger über die Antwort, als über die Frage. Hinten aber sah man die drei Köpfe dicht beisammen, und sechs Augen zu gleicher Zeit auf das Vorderzimmer gerichtet.

„Dann erlaubst Du wohl, daß ich heute zur Ehre des Tages Dir einmal zu einem Extraessen verhelfe,“ begann Treuling wieder.

Er wollte seine Geldbörse hervorholen, als die Flügelthür plötzlich geöffnet wurde und die Dame herauskam. Infolge dessen führte er sein Vorhaben nicht aus, sondern fügte schnell hinzu: „Wir sprechen noch darüber; es wird nicht lange dauern.“

Damit ging er ins Zimmer des Rechtsanwalts.

„Junge, Du kannst vielleicht Dein Glück machen,“ sagte Morchel zu Robert, während seine Gedanken lauteten: Wir

werden uns noch einmal gründlich sprechen. „Schulz, kommen Sie einmal vor!“ rief er dann nach hinten, ohne sich umzublicken.

„Schulz ist schon weg, Herr Bureauvorsteher. Sie haben ihm ja Erlaubnis gegeben, früher zu gehen. Sein Bruder wird heute begraben,“ erschallte die Stimme eines Unsichtbaren.

„Wie oft stirbt denn dem sein Bruder?“ gab Morchel ärgerlich zurück. „Es ist doch vor einigen Monaten schon einer gestorben. Die Sache kommt mir sehr verdächtig vor. Lehmann, ziehen Sie 'mal Erkundigungen ein... Gut, gut — um so besser! Der ‚Judas Ischarioth‘ wird mit ihm ins Gebet gehen... Lehmann, ich glaube, Sie lachen auch! Halten Sie Ihre Nase aufs Papier; die Berufung in Sachen Link muß heut noch abgehen!“

Stille trat ein; man hörte eine Zeit lang nur das Kratzen der Federn und das Umwenden und Knittern des Papieres.

Nach etwa einer Viertelstunde unterbrach Morchel das Schweigen. „Es ist Eins; wir wollen Schicht machen,“ sagte er und klappte das Buch zu, in dem er geschrieben hatte.

Die Schreiber erhoben sich und griffen nach den Kleiderhaltern. Gleichzeitig hörte man Stimmen hinter der Vorderthür. Es war Treuling, der zurückkehrte. In der geöffneten Thür blieb er noch einmal stehen und rief zurück. „Wie, Sie sind wieder durchgefallen in der Lotterie?“ fragte er laut, so daß es alle hören konnten. „Das große Los ist ja aber schon 'raus.“

„Ach was!“ klang es etwas entfernt.

„Ja, ich habe es heute erfahren ... sogar die Nummer. Wenn es Ihnen Spaß macht...“

Noch immer im Rahmen der Thür stehend, zog er sein

Notizbuch und rief ebenso laut wie zuvor: „Hundertdreißigtausendneunhundertundvier!"

„Die Glücklichen. Danke sehr."

Die Thür klappte. Als er sich zu Robert umwandte, wurde er von diesem mit zitternder Stimme gefragt: „Bitte, sagen Sie mir die Nummer noch einmal!"

„Hundertdreißigtausendneunhundertundvier, mein Junge," erwiderte Treuling. „Aber was ist Dir? Wie siehst Du denn aus? ... Deine Augen sind ja ganz starr, Du zitterst ja!"

Auch die übrigen umringten jetzt Robert, dessen Farbe nun wechselte, so daß glühende Röte auf seinen Wangen lag. Plötzlich vermochte er sich nicht mehr zu halten, schlug im Stehen die Hände vors Gesicht und begann schwer und laut zu schluchzen, so daß alle unwillkürlich ergriffen wurden.



„Aber was fehlt Dir denn? So sprich doch!" drang Treuling wieder in ihn und legte seine Hand auf den Kopf.

Endlich brachte Robert unter erneuertem Schluchzen hervor: „Das ist ja unsere Nummer — — — wir haben das große Los gewonnen — — — wie wird sich Vater freuen — — — und Großvater erst!"

Treuling lachte laut auf, und die übrigen stimmten schallend mit ein.

„Nun, dann freu Dich doch ... spring bis an die Decke! Ich gratuliere übrigens." Treuling nahm Roberts Hände vom Gesicht und drückte sie.

Morchel aber fügte hinzu: „Ich habe immer gesagt, daß die Redlichkeit eines Tages ihren Lohn bekommt. Hoffentlich wirst Du nie vergessen, wie gut ich's mit Dir gemeint habe."

Die andern baten ihn, er möchte ihnen einen Sack voll Geld mitbringen. Dann ging man, Treuling in Begleitung Roberts.

Noch auf der Treppe bekam er mehrmals von ihm zu hören: „Wie wird sich Vater freuen!"





Gesellschaft und Natur.

Als Treuling mit Robert auf der Straße war, überlegte er eine Weile, was er thun solle. Er verspürte großen Hunger und wäre am liebsten gleich nach Hause gefahren, da man dort der gut bürgerlichen Sitte huldigte, das Mittagessen noch vor dem Abend einzunehmen, und er seiner Mutter versprochen hatte, pünktlich zu erscheinen. Da er aber über die Lebensweise Hannchens etwas Näheres erfahren wollte und der plötzliche Wendepunkt im Leben der Familie Tetzlaff ihn ganz besonders interessierte, so hätte er gern mit dem Kleinen kurze Zeit ungestört geplaudert.

Aber wo? Wie sollte er es anstellen? Er konnte doch mit diesem armseligen, humpelnden Kerlchen, das an seiner Seite bereits die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregte, unmöglich in ein Lokal gehen, das seinen Lebensgewohnheiten nicht entsprach.

Endlich blieb er vor einem Restaurant stehen. Er hatte bereits die Absicht, die Stufen empor zu steigen, als er zögerte.

„Nein, hier wollen wir doch lieber nicht —,“ sagte er etwas verwirrt. „Wir wollen 'mal an der nächsten Ecke sehen!“

Durch die große Glasscheibe konnte man die gedeckten Tische erblicken, an denen bereits viele Gäste saßen, während die Kellner die Speisen auftrugen. Es war kein besonders feines Lokal; aber die Ausstattung verriet doch auf den ersten Blick, daß es auf „anständiges Publikum" berechnet sei, das heißt für Leute, deren Wert die Kellner nach der Grobheit, nach dem Weiß der Oberhemden und nach der Dicke der Uhrketten zu bemessen pflegen.



Robert begriff sofort.

Aha! es ist ihm peinlich, mit mir hineinzugehen, dachte er und empfand nun plötzlich großes Mißtrauen gegen Treuling, wie man es bei unverdorbenen, jugendlichen Leuten, die sich zurückgesetzt fühlen, Erwachsenen gegenüber häufig findet.

„Meinetwegen lassen Sie sich nicht abhalten; ich würde doch nicht mit Ihnen hineingehen," sagte er ernst, wie es Treuling schien mit demselben Trotz, den er im Bureau gezeigt hatte.

„Weshalb denn nicht?"

„Weil ich nicht gut genug gekleidet bin ... Sie würden sich gar nicht wohl fühlen in meiner Gesellschaft. Was sollten

auch die Leute denken, die sofort merken würden, daß wir nicht zusammen gehören?"

Wie der Junge meine Gedanken erraten kann, dachte Treuling; er fühlte sich etwas unbehaglich dabei. Jedenfalls stand fest, daß diese Lebensanschauung aus dem Munde eines Knaben ihn stark verblüffte. Im nächsten Augenblicke empfand er ein beschämendes Gefühl darüber, so außerordentlich viel auf einen gesellschaftlichen Zwang zu geben, der im Grunde genommen nur persönliche Eitelkeit enthielt. Und doch sagte er sich sofort wieder, daß es gewisse Schranken gäbe, die unübersteigbar sind, will man nicht die Lächerlichkeit herausfordern.

„Woher weißt Du denn das so genau?" fragte Treuling.

„Weil es immer so war und auch immer so bleiben wird," erwiderte Robert, der, auf seinen Stock gestützt, sich bemühte, gleichen Schritt zu halten. „Großvater sagt, daß die Welt den Menschen immer nur nach seinem Äußern beurteile, und daß selbst der eine Bruder sich des anderen schäme, wenn dieser ihn des Sonntags in einem verwahrlosten Zustande auf der Straße anredet."

„Dein Großvater ist wohl ein weiser Mann?" fragte Treuling weiter, dem diese Altklugheit ein Lächeln abzwang.

„Ist er auch! Ein Philosoph, wie Vater sagt. Er könnte in einer Goldgrube sitzen, er würde immer derselbe bleiben."

„Und Du, was würdest Du dann machen?"

„Das kann ich Ihnen noch nicht genau sagen. Ich müßte erst mit Großvater darüber beraten."

„Du scheinst ja ordentlich auf ihn zu schwören," fuhr Treuling fort, in dessen Augen Robert geistig immer mehr wuchs.

„Dafür bin ich auch sein Liebling, auf den er nichts kommen läßt. Wenn ich erst groß sein werde, wird er alles von mir vergolten bekommen."

„Das ist brav von Dir, mein Junge! ... Damit Du nun siehst, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die die Nase bis

zum Himmel tragen, lade ich Dich ein, mit mir ein Glas Bier zu trinken und etwas zu essen. Wir wollen dann über Deine Angehörigen plaudern."

Er war vor einem Hause stehen geblieben, das im niedrigen Erdgeschoß ein Weißbierlokal enthielt, von dem er gehört hatte, daß es sich eines altbewährten Rufes erfreue und von den Urberlinern stark besucht werde.

Schon die kleinen Fenster mit den vergilbten Vorhängen, von denen ein Teil sichtbar war, deuteten darauf hin, daß das Innere sich sehr verräuchert und unscheinbar ausnehmen müsse. Hier durfte er also hoffen, ohne Aufsehen zu erregen und ohne auf einen Bekannten zu stoßen, in einem halbdunklen Winkel mit Hannchens Bruder ungestört ein halbes Stündchen zubringen zu können.

Natürlich — für so eine Kneipe bin ich ihm gut genug; aber da würde man mich auch nicht hinauswerfen, wenn ich allein hinein ginge, dachte Robert. Weshalb er nur so den Großmütigen spielt? fragte er sich in Gedanken weiter. Ein Bauernfänger ist er nicht, das weiß ich aus den Akten, denn er ist der Sohn des reichen Treuling. Aber einen Haken muß die Geschichte doch haben! Großvater sagt ja immer, die wirklichen Menschenfreunde müsse man mit der Laterne suchen; das habe ich doch wahrhaftig bei ihm nicht gethan. Aha, jetzt hab' ich's! Er weiß, daß wir plötzlich das große Los gewonnen haben und will mich jedenfalls zu einer Gründung verleiten. Also Berechnung, alles nur kalte Berechnung! ... Aber er war doch vorher bereits so anständig und gut, als er noch keine Ahnung von unserem Glücke hatte? Also — —

Roberts Gedanken gerieten in Verwirrung; er wußte nun nicht recht, was er von diesem freundlichen Entgegenkommen halten sollte.

„Nun, also —?" fiel Treuling ein, als er das Zögern seines Begleiters merkte.

„Ich muß wirklich danken, denn ich möchte so schnell als möglich nach Hause," erwiderte Robert. „Ich werde eine Rohrpostkarte schreiben und mich bei Herrn Morchel für den Nachmittag entschuldigen. Zu Hause werden sie gewiß keine Ahnung davon haben, daß wir nun schön 'raus sind."

„Richtig, das hätte ich beinahe vergessen — daß Du jetzt ein reicher Mann geworden bist!"

„Es wird doch auch wahr sein? Bitte, nennen Sie mir doch noch 'mal die Nummer."

„Ich will sie Dir sogar zeigen, damit Du ganz und gar beruhigt bist," erwiderte Treuling lächelnd und holte abermals sein Notizbuch hervor. „Ein Bekannter von mir, ein Bankier, der das ganz genau weiß, hat mir die Nummer genannt."

„Ein Bankier? Dann muß es stimmen; die wissen ja alles ... Vater wird nun wahrscheinlich das Geld auch zu einem Bankier geben, um es vorläufig gut unterzubringen."

Da haben wir's, dachte Treuling; sie haben das Geld noch nicht 'mal in Händen, und schon entwirft dieser kleine Kerl einen Plan! Hoffentlich fallen sie nicht dem ehrenwerten Herrn Freudenfeld in die Hände. Aber dafür werde ich schon sorgen; ich werde Hannchen heute abend ein paar geschäftliche Winke geben.

Er ließ Robert einen Blick in das aufgeschlagene Buch thun und belustigte sich innerlich über den Gesichtsausdruck des Kleinen, in dem nun nichts mehr von dem vorhergegangenen thränenreichen Schreck zu finden war. Im Gegenteil — es zeigte sich ein fröhliches Schmunzeln um den Mund, das mehr sagte als tausend Worte.

„Ja, es ist ganz dieselbe Nummer, die an unserer Thür steht. Wissen Sie, Sie schreiben die Zahlen gerade so wie Vater, namentlich die Vier."

„Sehr schmeichelhaft für mich," erwiderte Treuling mit heiterer Verbindlichkeit und steckte das Buch wieder in die Tasche. „Nun, Du willst also wirklich nicht?"

Sie standen noch immer vor dem Eingang zum Lokal; Treuling machte abermals eine einladende Bewegung.

„Nein, ich muß wirklich nach Hause. Aber wenn wir erst unsern Gewinn erhalten haben werden, dann können wir 'mal zusammen in das andere Lokal hinein gehen! Ich werde dann so fein aussehen, daß Sie keinen Anstoß mehr zu nehmen brauchen.“

Treuling machte ein etwas verdutztes Gesicht, weil er sich getroffen fühlte. Da ihm aber im Augenblick nicht recht klar war, ob in Roberts Worten eine bestimmte Absicht enthalten sein sollte, so nahm er sofort seine heitere Miene wieder an und bemerkte lustig:

„Das wollen wir schon machen! Vielleicht bereitet uns dann Dein Fräulein Schwester das Vergnügen, mit dabei zu sein.“

„Meine Schwester ... Hannchen! Wie meinen Sie denn das? Woher kennen Sie meine Schwester?“

Diese Fragen wurden so heftig hervorgestoßen, daß Treuling Robert verwundert anblickte. Was ihn aber am meisten in Erstaunen versetzte, war die fast feindselige Miene, die Tetzlaff der Jüngste mit einmal angenommen hatte. Um die Mundwinkel zuckte es, und ein kalter, abweisender Blick schoß aus den Augen.

Treuling hatte wieder jenes drückende Gefühl, das er schon einmal diesem aufgeweckten Knaben gegenüber empfunden hatte. Was Teufel! dachte er, mit diesem kleinen Kerl scheint nicht zu spaßen zu sein. Schließlich wird er noch eifersüchtig auf meine Bekanntschaft mit Hannchen!

„Aber Du weißt doch, daß ich Deine Schwester heute früh gesehen habe. Sie war ja dabei, als ich hinpurzelte. Ein Gesicht machst Du, als wolltest Du mich auffressen!“

„Es ist ja wahr, Sie haben sie gesehen,“ erwiderte Robert. „Ich glaubte schon —“

Er brach plötzlich wieder ab und blickte zu Boden. Es schien ihn etwas zu bewegen, was er nicht auszusprechen wagte.

Beide waren unwillkürlich weiter geschritten. Die Straße war so belebt, daß sie sich Mühe geben mußten, den ihnen Entgegenkommenden auszuweichen. Es war um die Zeit, wo die Angestellten der großen Magazine, der Bureaus und Kontors unterwegs waren, um entweder ihre Mittagszeit zu halten, oder die Stelle ihrer Wirksamkeit wieder aufzusuchen.

Der halbe Norden von Berlin schien auf den Beinen zu sein, um die Rosenthalerstraße auf und ab zu fluten. Diese Verkehrsader, die mitten in das Herz von Berlin führt, war geschwollen von der Menschenmenge, die nur das eine Bestreben zu haben schien, sich so schnell als möglich fort zu wälzen, gleich einem Riesenleib, der aus tausend Teilen, tausend Köpfen und eben so vielen Sinnen besteht.

Das hatte kaum Zeit, sich umzusehen oder einen Blick auf die Schaufenster zu werfen, hinter denen die verlockend ausgebreiteten Waren etwas von der frostigen Stimmung des kalten Tages angenommen hatten. Jeder trippelte vorsichtig weiter, that so, als befände er sich ganz allein auf der Straße, und benutzte die erste beste Gelegenheit, sich durch das Gewirr der Wagen zu winden.

„Nun, Du bist ja so nachdenklich geworden," begann Treuling nach einer Weile wieder.

„Mir fällt gerade etwas ein," erwiderte Robert. „Es ist doch sonderbar, daß Sie wünschen, meine Schwester solle mitkommen. Sie kennen sie wohl schon längere Zeit? Mir schien's heute früh gleich so. Sie lachten sich ja beide an."

„Weshalb sollen sich zwei Menschen nicht anlachen? . . . Du bist seltsam!"

„Aber Sie werden doch meine Schwester nicht heiraten," brachte Robert so energisch und unvermittelt hervor, daß Treuling stehen blieb und ihn anblickte. Er fand es fast lächerlich, aber es war nicht zu ändern: er hatte einen Schreck bekommen, als wäre er ganz unerwartet auf eine Kluft dicht

vor seinen Füßen aufmerksam gemacht worden, in welche er beim nächsten Schritt hineinfallen könne.

Viel eher hätte er erwartet, man würde sein Dasein auf Erden bestreiten, als eine derartige Behauptung aufstellen. Er war so verblüfft, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte, sondern betroffen weiter ging.

Dieser Junge setzt mich wahrhaftig in Verlegenheit, wie es ein Erwachsener nicht zu thun imstande wäre, dachte er. Er bringt mich auf Gedanken, die wie Schnee aus heiterem Himmel fallen! — Es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich so weit gesammelt hatte, um etwas erwidern zu können.

„Wenn Du nicht so urwüchsig in Deinen ganzen Reden wärst und heute nicht so brav für Deine Überzeugung eingetreten wärst, mein Junge," sagte er, „so würde ich derartige Äußerungen einfach überhören, denn es schickte sich eigentlich nicht, daß ein Mann einem Knaben Rechenschaft über sein Thun und Lassen ablegte. Du wirst aber bereits bemerkt haben, daß ich ein gewisses Interesse für Dich habe, sonst wäre ich Dir auch wohl im Bureau nicht so wacker beigesprungen und würde nicht mit Dir wie mit einem guten Bekannten durch die Straßen gehen."

„Ich finde das alles auch sehr hübsch von Ihnen," fiel Robert etwas kleinlaut ein, da er sich nun plötzlich schämte, die Äußerung gethan zu haben.

„Da ich nun annehme, daß Du auch dann offen und ehrlich sprechen wirst, wenn es sich nicht nur um die Verteidigung Deines verletzten Ehrgefühls handelt, so wirst Du mir hoffentlich meine Frage ohne Hintergedanken beantworten. Also — wie bist Du plötzlich auf solche Gedanken gekommen? Sollte es irgend einen Zweck haben? Sprich nur frei heraus; ich werde Dir nichts übel nehmen!"

„Ich liebe meine Schwester, und sie soll nicht schlecht werden," erwiderte Robert mit einer Weichheit in seiner Stimme, die Treuling sonderbar berührte. „In Berlin giebt es so viele

Gefahren für ein junges Mädchen, sagt Großvater immer, und die jungen Herren gingen nur darauf aus, die armen Mädchen zu bethören und sie ins Unglück zu bringen. Dann sprächen sie von Vergnügen, machten Geschenke und ließen sie später sitzen."

„Wie erfahrungsvoll Du darüber sprichst! Du kennst wohl das Leben schon sehr genau?"

„Sie brauchen das gar nicht so spöttisch zu sagen. Wenn man nur mit armen Leuten zu thun hat, dann hört man so manches, was feine Kinder niemals erfahren. Außerdem lese ich jeden Tag die Zeitung, und da steht genug drin."

„So? Du liest schon Zeitungen?"

„Ja, weil das bildet ... Sehen Sie, Herr Treuling, wenn Sie nun Hannchen wirklich kennen gelernt haben, dann wollen Sie's doch gewiß ebenso machen wie die andern feinen Herren. Und das wäre dann recht schlecht von Ihnen! Ich wüßte dann nicht, was ich thäte. Ich glaube, ich würde —"

Er brach plötzlich ab und stieß mit seinem Stock so kräftig auf den Bürgersteig, daß es laut schallte.

Treuling beobachtete ihn von der Seite und sah, wie er seine Lippen fest aufeinander preßte, und daß sein Gesicht den Ausdruck großer Entschlossenheit zeigte.

„Immer weiter, geniere Dich nicht! Was würdest Du dann mit dem Betreffenden thun, he?"

„Ich könnte ihn erwürgen — mit meinen beiden Händen," preßte Robert hervor und zwar mit solch' heiligem Ernste, daß das Lächeln auf Treulings Lippen sich sehr gezwungen ausnahm.

„Dann muß man sich ja vor Dir in acht nehmen, Du kleiner Wüterich," sagte er dann, innerlich nicht sehr erbaut von dem Gedanken, einem derartigen Geschick einmal ausgesetzt werden zu können. „Es wäre schrecklich, wenn wir beide in ein derartiges Duell geraten sollten," fügte er hinzu.

„Damit Du aber nicht jetzt schon im Zweifel darüber bleibst, wie es ausfallen könnte, gebe ich Dir hiermit die

bestimmte Versicherung, daß ich niemals das Opfer Deiner Rache werden werde und zwar um deswegen nicht, weil ich nicht die geringste Neigung fühle, irgend einen Menschen zu Schlechtigkeiten zu verleiten. Auch Deine Schwester nicht. Ich gebe Dir mein Wort dafür, und was ich Dir zu halten verspreche, daran kannst Du glauben! Hoffentlich siehst Du nun ein, daß ich nicht so elend und nichtswürdig bin, wie Du denkst."

„Nein, für so habe ich Sie auch nie gehalten, wahrhaftig nicht," beteuerte Robert und zeigte nun eine ganz glückliche Miene. „Sie sprechen so schön und so gut; man merkt sofort, daß Sie keine Hinterlist anwenden. Man fühlt das auch. Seien Sie mir nicht mehr böse, nein . . .?"

Er reichte seinem Begleiter die Hand, die dieser herzhaft drückte.

„Im Gegenteil — ich bin Dir sogar gut, kleiner Mann," sagte Treuling scherzend. „Du hast eine Meinung, die nicht nur frei und offen, sondern Deinen Jahren sehr vorausgeeilt ist, und das bringt Dich mir hauptsächlich näher. Wir wollen nun gute Freunde bleiben, willst Du?"

„Ob ich will, Herr Treuling!"

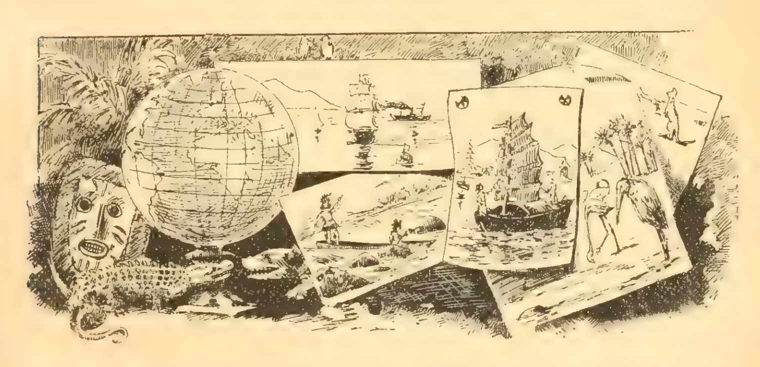
Robert rief es erregt und begeistert mit leuchtenden Augen, und diesmal hatte Treuling die Überzeugung, eine Seele gefunden zu haben, die sich mit jugendlicher Glut für ihn erwärmt habe. Er warf einen Blick auf das zarte, feingeschnittene Gesicht des Knaben, das so blutleer war, daß nicht einmal die strenge Kälte vermocht hatte, es zu röten. Dazu kam der schleppende Gang, die Unbeholfenheit eines in der Entwicklung zurückgebliebenen Geschöpfes, das alle Anstrengungen macht, seinen Naturfehler zu verdecken.

Eine gewisse Rührung befiel Treuling; er sagte sich, daß es eigentlich nichts Mitleiderweckenderes gäbe, als einen zarten Baum, dessen Früchte der Reife zuneigen, dessen Wurzeln aber die Triebkraft entzogen ist.

Und das brachte ihn plötzlich auf einen Gedanken, der allerdings hauptsächlich auf sein Interesse für Hannchen zurückzuführen war.

„Was willst Du eigentlich werden. Hast Du schon 'mal darüber nachgedacht?“ fragte er. „Du kannst doch nicht immer Schreiber bleiben; irgend einen andern Beruf wirst Du doch wählen müssen — natürlich einen, der Dir körperlich auch zusagt und nicht zu große Anstrengungen erfordert.“

„Ich will Naturforscher werden, aber ein recht großer! Dafür lasse ich mein Leben. Wie Alexander von Humboldt zum Beispiel, über den ich schon Verschiedenes gelesen habe. Das wäre dann eine Freude, die Welt zu bereisen und mit Herrlichkeiten beladen nach Hause zurückzukehren. Ich würde



dann ein Museum errichten, in welches jedermann freien Eintritt hätte. Großvater müßte mir helfen, alles zu ordnen. Wissen Sie — das würde er sauber machen. Ich würde ihn dann zum Direktor ernennen.“

Treuling mußte lächeln über diese abenteuerlichen Vorstellungen, die sich alles leicht, und ob es keinen Widerstand in der Welt gäbe, ausmalten. Und dabei vergegenwärtigte er sich abermals den großen Abstand zwischen dem unglücklichen Körper, der so schwer von der Stelle kam, und der göttlichen, ungebundenen Idee, die im Fluge durch Welten

eilte. Ihm kam das vor wie ein lahmes Rennpferd, auf welches man wettet, daß es den Sieg davon tragen werde.

„Also ein zweiter Humboldt willst Du werden!“ fiel er dann ein. „Du schwärmst wohl sehr für die Natur — machst wohl jetzt schon Deine Fahrten?“

„Aber tüchtig. Ich freue mich schon wieder auf den Sommer. Dann sollen Sie mich 'mal sehen! Großvater und ich, wir sind immer des Sonntags unterwegs und immer da, wo's keine Kneipen giebt; denn dort sind auch gewöhnlich keine Menschen. Wenn kein Stullenpapier zu sehen ist, dann sagt Großvater immer: ‚Hier ist noch 'ne Wildnis.‘ Dann giebt's auch noch 'was zu suchen und zu fangen.“

Treuling mußte lachen.

„Du beurteilst ja die Berliner ganz vortrefflich. Die Einsamkeit ist wohl auch Deine Schwärmerei?“

„Was nennen Sie Einsamkeit?“

„Nun, wie Du sagtest — so mutterseelenallein im Walde zu sein, oder in der ‚Wildnis‘ — um Deiner Einbildung zu folgen, die wohl demnächst die Umgegend von Berlin mit Elefanten und Tigern bevölkern wird.“

Robert machte ein vergnügtes Gesicht zu der letzten Bemerkung; dann sagte er, wieder ernst geworden: „Ich muß Ihnen doch sagen, Herr Treuling, daß Sie von der Einsamkeit eine ganz falsche Vorstellung haben.“

„Was Du sagst! Nun bin ich wirklich neugierig, Deine Erklärung dafür zu hören.“

„Man ist doch nirgends einsamer als unter Menschen. Wenigstens, so sagt Großvater, und ich muß es ihm wohl glauben, denn er denkt über alles sehr nach. Sehen Sie, Herr Treuling — hier gehen so viele Menschen auf der Straße; jeder ist ein Ebenbild Gottes, jeder hat dieselben Augen wie ich, dieselben fünf Sinne und auch ein Herz — er muß es doch haben, sonst könnte er nicht atmen, denn vom Herzen geht doch alles Leben aus! Und wenn ich spreche, so versteht

mich auch jeder, das heißt, meine *Worte* werden verstanden. Und doch kennt mich niemand; kein einziger würde mein Leid begreifen, wenn ich es erzählte."

„Hast Du denn ein so großes Leid?" fragte Treuling, betroffen von dieser Äußerung.

Robert schüttelte den Kopf.

„Angenommen, ich hätte eines. Wenn ich nun stehen bliebe und es dem ersten besten erzählen würde — wie eigentümlich würde er mich anblicken und mich von oben bis unten mustern! ‚Junge, erzähle das einem andern,' wäre die Antwort. Und wenn ich dann zu diesem zweiten ginge und dasselbe thäte, so würde ich auch dieselbe Antwort bekommen. Schließlich würde man wohl sagen, ich solle die Leute nicht mehr belästigen. oder wohl gar behaupten, es sei in meinem Oberstübchen nicht ganz richtig."

„Ja, mein Junge — es hat eben jeder mit sich selbst genug zu thun. Das Christentum schreibt uns übrigens doch vor, daß jeder sein Kreuz auf sich nehmen soll, um es geduldig und ohne Murren zu tragen. Du wirst davon schon gehört haben."

Robert blieb stehen und blickte Treuling überrascht an.

„Sind Sie auch der Meinung? Das ist nämlich dieselbe Ansicht vom Großvater. Alles andere wäre vom Übel, meint er. Das ist immer der Punkt, worüber Vater sich mit ihm streitet. Ich bin aber niemals auf Vaters Seite. Denn, sehen Sie — ich habe darüber nachgedacht. Wenn Christus gewollt hätte, hätte er jedenfalls am Leben bleiben können, denn er war ja übermächtig. So aber hat er den Tod erlitten, weil seine Klagen niemand verstanden hat. Nur Gott allein. Der Himmel soll sich ja verfinstert haben, als er ans Kreuz geschlagen wurde."

Sie waren weiter geschritten.

Nun blieb Treuling stehen und sagte ziemlich entschieden: „Ich will Dir etwas sagen, mein Junge! Du steckst voller

Widersprüche. In Deinem Alter ist es immer bedenklich, wenn man sich über Dinge den Kopf zerbricht, die eigentlich nur gereifte Männer etwas angehen. Was Du meinst, verstehe ich wohl; aber ich möchte Dir doch den Rat geben, Deine Gedanken auf andere Dinge zu richten. Du kommst mir wie ein Wunderkind vor, das die Welt eine Zeit lang in Staunen versetzt. Gewöhnlich tritt aber später das Gegenteil ein. Ich will nicht wünschen, daß es Dir auch einmal so ergeht. Ich werde 'mal mit Deiner Schwester ein vernünftiges Wort sprechen ... Ich muß mich nun hier verabschieden. Da Du so bescheiden warst, oder vielleicht zu stolz, meine bisherigen Einladungen anzunehmen, so wirst Du mir wenigstens gestatten, eine Droschke für Dich zu bezahlen, damit Du die Nachricht von Eurem Gewinn so schnell als möglich nach Hause bringen kannst ... Du kannst mir ja späterhin das Geld wiedergeben, wenn Ihr erst ein Conto bei Eurem Bankier habt," fügte er schnell hinzu, um nicht wieder eine ausweichende Antwort zu erhalten.

Sie waren an einer Straßenecke stehen geblieben, wo Treuling sich nach einer Droschke umblickte. Endlich winkte er eine heran, zog seine Geldbörse und bezahlte das Fahrgeld.

„Da Sie jetzt mein Freund sind, will ich Ihnen nichts mehr abschlagen," bemerkte Robert etwas großmütig, wie es Treuling dünkte. Er konnte sich aber auch getäuscht haben.

„Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, ehe Sie fortgehen," fuhr Robert fort und hielt ihn am Überzieher fest. „Von wegen der Widersprüche nämlich, wie Sie vorhin meinten. Wir sind ja von der ‚Einsamkeit‘ ganz abgekommen."

„Kann das nicht ein andermal sein?"

„Nein, Sie sollen es gleich hören, damit Sie mich nicht für verdreht halten. Trotzdem ich noch ein dummer Junge bin, wie Vater zu sagen pflegt, wenn er schlecht gelaunt ist, so weiß ich doch genau, was ich sage ... Sehen Sie also, Herr Treuling — wenn man also weiß, daß die Menschen

einen nicht verstehen wollen, dann entflieht man ihnen eben und geht in die Natur, um nicht mehr einsam zu sein.

„Da ist Leben, da werde ich verstanden! Der Sonnenschein erwärmt mich; die Käfer und Schmetterlinge umschwirren mich, und die Blumen neigen die Köpfe, wenn ich mich ihnen nähere. Und nun gar erst der Wind! Er pfeift mir das schönste Lied vor. Und wenn ich in den Wald hinein rufe, so antwortet mir das Rauschen der Bäume. Und wenn es regnet, dann weint der Himmel mit mir. Alles begreift mich und hat Mitgefühl, und das schönste ist, ich sehe keinen Menschen, brauche nicht erst viel Redensarten zu machen und mich nicht über ein dummes Gesicht zu ärgern. Und Gott begleitet mich auf allen Wegen; denn aus jedem Blatte, aus jedem Halme spricht sein Schöpfergeist. Das ist Wonne, das ist Sonnenschein, das ist tausendfältiges Leben!“

„Du verstehst ja ordentlich den Frühling herzuzaubern, und ich erfriere bald,“ fiel Treuling etwas ärgerlich ein. „Sieh



'mal den schwarzen Pudel; er guckt Dich so aufmerksam an, als wäre er ganz verblüfft von Deiner Schilderung. Er wedelt

schon mit dem Schweife, wahrscheinlich vor Freude. Nun leb wohl! Laß Dir's gut gehen! Du sollst bald wieder von mir hören."

Er reichte ihm die Hand, gab dem Hunde scherzhaft einen leichten Schlag mit dem Stock, nickte nochmals und ging eilig von dannen.

„Sonderbarer Tag heute," murmelte er vor sich hin und dachte nun darüber nach, ob er alle die Erlebnisse dem Zufall oder der Bestimmung zuschreiben sollte.





Das große Los.

„Pollo, wo kommst Du denn hierher?“ rief Robert plötzlich und ließ die Klinke des Wagenschlages, die er bereits in der Hand hatte, wieder los.

Es war in der That der „Satan“, der ein kurzes Bellen ausstieß und dann freudig winselnd sich auf die Erde duckte.

Im nächsten Augenblick wurde auch Meister Säuberling sichtbar. Er steckte in einem langen, kaftanartigen Sacküberzieher, hatte einen stark von Motten zerfressenen Pelzkragen um den Hals, dicke Fausthandschuhe über die Hände gezogen und trug einen Leinenbeutel in der Hand, der mit einer nicht zu schweren Last gefüllt zu sein schien.

Er war gerade aus einem Hause getreten und zeigte trotz der Kälte ein vergnügtes Gesicht.

„Ei, sieh da, mein lieber Herr Robert!“ rief er laut, so daß die Vorübergehenden stehen blieben. „Das ist aber hübsch, daß wir uns treffen. Ich war hier in der Resterhandlung und habe Einkäufe gemacht. Gut, sage ich Ihnen, sehr gut! Ich kaufe hier schon seit zehn Jahren. Und wohin wollen Sie? Eine Kälte ist das heute schon — man möchte wahrhaftig einer von den drei Männern im feurigen Ofen sein ... Pollo, Du dummes Tier, wirst Du wohl die Stiefel von dem Herrn Robert zufrieden lassen! Die sind nicht aus Wurstpellen gemacht.“

„Es dauert woll noch lange?“ ertönte die Baßstimme des Kutschers vom Bock. Es war einer von jenen alten, verwitterten Rosse-

lenkern ‚zweiter Klasse', die sich fast alle ähnlich sehen: kupferfarbiges Vollmondgesicht, mit einem unverkennbaren Zug großer Biederkeit und einer grauen Bartfräse, die unter dem starken, dreifachen Kinn hervorquoll. Außerdem war er in seinen Bewegungen von jener behäbigen Bedächtigkeit, die einen Fahrgast, der es eilig hat, zur Verzweiflung bringen kann. Er war so dicht vermummt, daß sein Haupt aus einem Berge blauen Tuches hervor zu ragen schien.

Um sich warm zu machen, schlug er mit den behandschuhten Händen zusammen und warf einen fragenden Blick nach unten.

„Hier kann ick nich lange stehen bleiben. Warten kost' ooch Jeld," fügte er hinzu. Er sah Robert nicht für „voll" an und glaubte, um so weniger Rücksicht nehmen zu brauchen, als er das Geld bereits in Händen hatte.

„Sie fahren Droschke, Herr Robert? Wohl im Auftrag des Herrn Rechtsanwalts, wie? Sehen Sie 'mal an — wer's so haben kann!"

„Wenn Sie nicht noch weiter müssen, Meister Säuberling, dann steigen Sie ein, und fahren Sie mit nach Hause."

„Wie, ich soll Droschke fahren? Ist das wirklich Ihr Ernst? Wissen Sie, daß ich in meinem Leben nur zweimal Droschke gefahren bin! Einmal nahm mich Ihr Herr Vater mit, und das zweite Mal mußte ich nach dem Krankenhause ... Vor habe ich eigentlich weiter nichts."

„Wenn Sie ooch mit wollen, dann kost' et aber mehr," fiel der Kutscher ungeduldig ein. „Der Herr hat mir bloß eene Mark jejeben."

„Das genügt auch für zwei Personen; das werden Sie doch wissen," bemerkte Robert bestimmt.

„Na, wenn Sie's wissen, denn man 'rin," erwiderte der Kutscher etwas verblüfft.

„Sie haben wohl heute Ihre Spendierhosen an?" fragte der Schneider.

„Nein, Meister Säuberling, aber wir haben das große Los gewonnen."

Der Schneider ließ plötzlich den Beutel fallen, man wußte nicht, geschah es aus Unachtsamkeit oder war es eine Folge des Schrecks. Sprachlos, mit halb geöffnetem Munde starrte er Robert an.



I 8 S. 200

Der Schneider ließ plötzlich den Beutel fallen, man wußte nicht, geschah es aus Unachtsamkeit oder war es eine Folge des Schrecks.

„Wa—as, das große Los gewonnen, Herr Robert?“ brachte er dann stammelnd hervor. Kein Zug der Freude war in seinem Gesichte zu sehen, das alle Farbe verloren hatte. Tief traurig, zusammengeknickt stand er da, als hätte er soeben sein Todesurteil vernommen.

Robert nickte nur, hob den Beutel auf, drängte Säuberling in die Droschke hinein, packte Pollo am Fell, schob ihn hinterher und stieg dann selbst in den Wagen. Die Thür klappte; dann knirschten die Räder auf dem festgefrorenen Schnee.

„Sie werden sich doch mit mir altem Mann keinen Witz machen, lieber Herr Robert?“ begann der Schneider wieder. „Ich hätte das wirklich nicht um Sie verdient. Sie wissen — gerade meinen kleinen Herrn Rechtsanwalt hatte ich immer in mein Herz geschlossen.“

„Aber wenn ich es Ihnen sage, Meister Säuberling — unsere Nummer ist mit dem großen Los heraus! Ein Freund von mir, der Sohn eines reichen Fabrikbesitzers, hat es mir gesagt, und der hat es aus erster Quelle von einem Bankier erfahren.“

„Was Sie für vornehme Freunde haben, Herr Robert! Ich habe immer gesagt, daß Sie so etwas Apartes besitzen ... Also von einem Bankier weiß es Ihr Freund? Aber du mein Gott, ich kann es ja noch gar nicht fassen!“

„Es ist doch so, Herr Säuberling. Hundertdreißigtausendneunhundertundvier — es stimmt ganz genau; ich habe die Nummer im Notizbuch selbst gelesen, von meinem Freunde nämlich.“

„Sie haben die Notiz sogar schon gelesen ... Du lieber Himmel, steh mir bei!“ stöhnte der Schneider.

Er saß auf dem Rücksitz und hatte die Kniee in die Höhe gezogen, um sich so klein als möglich zu machen. Ihm gegenüber lag der Beutel, und auf diesem saß Pollo, dessen Augen

in dem Halbdunkel wie Smaragden funkelten. Die Droschke kam schwer von der Stelle und rumpelte auf dem schlechten, glatten Pflaster hin und her. Alle fünf Minuten gab es einen Stoß, so daß Säuberling und Robert in Schwankungen gerieten.

„Das ist auch ein Marterkasten! Man wird durchgeschüttelt wie in einem Sieb," sagte der Schneider eigentlich nur mit der Absicht, etwas zu sprechen.

Er hatte die Hände gefaltet und machte einen ganz kläglichen Eindruck. Seine lange, spitze Nase fiel in diesem engen Raum mehr auf denn je. Die Augen, die der Brille entbehrten, blickten trübe und ausdruckslos durch die Scheibe.

Es hatte zu schneien begonnen. Die großen Flocken umschwirrten erst vereinzelt, weißen Motten gleich, den Wagen, bis sie immer zahlreicher hernieder fielen und endlich in ungezählter Fülle vor der Scheibe sich tollten und jagten. Die Häuser erschienen entfernter, und die Menschen huschten geisterhaft vorüber. Schließlich schien alles sich in Weiß aufzulösen.

Meister Säuberling sah dem Naturspiele zu, ohne Interesse dafür zu haben. Er hätte so stundenlang sitzen und fahren können, immer das Auge auf diesen Riesenlufttanz gerichtet. Er wußte eigentlich gar nicht, was er dachte; er fühlte nur, daß ihm plötzlich etwas angethan worden sei, was ihn tief bewegte und wofür er vergeblich nach Worten suchte. Seine Lippen bewegten sich mehrmals leise, und ein Schütteln seines Kopfes verriet seine innere Stimmung. Die Gedanken überhasteten sich in seinem Kopf wie die Schneeflocken draußen in der Luft.

Aber es kann ja gar nicht sein, dachte er; die Welt kann solch eine Ungerechtigkeit nicht dulden! Womit habe ich das verdient, daß mir gerade das begegnen muß?

„Nein, nein, nein, nein!“ schrie er endlich laut, ohne es zu wissen.

Der Pudel hielt das für eine Aufforderung zur Unterhaltung und schlug laut an. Auch Robert schreckte leicht zusammen.

„Was ist Ihnen denn, Meister Säuberling?“ fragte er. „Was meinen Sie denn damit?“

„Habe ich etwas gesagt?“ Er machte ein verblüfftes Gesicht.

Robert lachte. „Sie dachten wohl gerade an Paris, Meister Säuberling, und haben einen ungeduldigen Kunden abgefertigt, wie?“

„Wie meinen Sie denn das, Herr Robert?“

„Aber das ist doch sehr einfach, Meister Säuberling. Sie können doch jetzt marchand tailleur werden, wie Heinz es Ihnen so schön ausgemalt hat.“

Der Schneider lachte grell auf. „Foppen Sie mich nur noch! Das sollten Sie nicht thun, Herr Robert, oder es wäre mit unserer Freundschaft vorbei! Von jetzt ab werden Sie mir keine Klagen mehr zu einer Mark das Stück aufsetzen. Sie werden sich jetzt selbst einen Rechtsanwalt halten können. Wenn man reich wird, wird man auch stolz und schämt sich seiner früheren Bekannten, die nichts sind und nichts haben. O, meine Liederlichkeit, meine Liederlichkeit!“

Er schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, schlang dann die Hände um die Kniee und blickte wieder in das Schneegestöber.

„Aber ich begreife gar nicht, Meister Säuberling, was Sie haben! Sie sollten sich doch ebenso über Ihr Glück freuen, wie ich mich über das unsrige freue.“

„Unterlassen Sie jetzt den Hohn, Herr Robert; es hat wirklich keinen Zweck,“ fiel der Schneider mit völlig veränderter Stimme ein. „Es giebt auch bei einem harmlosen Menschen eine Grenze! Es sind schon Fälle vorgekommen, wo

auch ein armseliger Flickschneider zu einem Tiger geworden ist. Mir ist jetzt schon alles gleichgiltig, das sage ich Ihnen!"

„Aber Meister Säuberling! Ich kenne Sie ja gar nicht wieder."

Unwillkürlich drückte sich Robert noch mehr in die Ecke, hielt seinen Stock fester und dachte: Wenn er überschnappen sollte, dann wehre ich mich. Vater sagt ja manchmal, er hätte sonderbare Schrullen.



„Sie brauchen mich auch gar nicht wieder zu erkennen! Aber dieser Satan soll mich noch kennen lernen!" schrie der Schneider heftig, streckte plötzlich beide Arme aus, griff nach des Pudels Hals und begann den Hund so kräftig zu schütteln, daß Pollo laut aufheulte.

„Satan, niederträchtiger, Du bist jetzt schuld an meinem Unglück, denn Du hast das Los gefressen! Die Ohren werde ich Dir abschneiden, und dann kannst Du zum Gespötte aller anderen Hunde so geschunden durch die Straßen laufen."

Abermals schüttelte er ihn; außer sich vor jäh erwachter Wut gab er ihm mit der flachen Hand einige derbe Schläge auf den Rücken.

„Begreifen Sie nun, daß ich alle Ursache habe, mein Pech in die Welt hinein zu schreien?" wandte er sich dann an Robert, der sofort alles begriffen hatte.

„Gewiß, Meister Säuberling; daran hatte ich gar nicht mehr gedacht."

„Nun also, nun also!“ schrie der Schneider wieder weinerlich. Der letzte Rest seiner sonstigen Ruhe und Gleichmütigkeit hatte ihn verlassen. Er bebte am ganzen Körper, viel mehr vor Aufregung als vor Kälte. Er hatte den Pudel, der wiederholt vor Schmerz geheult hatte, auf sein Knie genommen und hielt ihn mit kräftiger Faust fest. Er schlug ihn nicht mehr, machte aber fortwährend drohende Bewegungen, um ihn einzuschüchtern. Und währenddessen hielt er ihm eine Standrede, die auf jeden andern lächerlich gewirkt haben würde, nur nicht auf Robert, der nun erst das Unglück des Meisters ganz zu erfassen vermochte.

„Aber vielleicht findet sich das Los noch,“ wagte er schüchtern einzuwerfen, um dem Meister einen schwachen Trost zu spenden.

„Wird sich 'was finden! Nie und nimmer,“ sagte der Schneider fast unwillig; dann begann er auf den Pudel einzusprechen: „Du Bösewicht Du, Du wirst jetzt Deinen Herrn auf dem Gewissen haben, wenn er nun hingeht und sich ein Leid anthut! Denn ich werde den Spott nicht ertragen können, und auch nicht den Gedanken, so nahe am Glückstopf gestanden zu haben. Die Kinder auf der Straße würden ja mit den Fingern hinter mir her zeigen und laut rufen: ‚Das ist der Meck-meck-Säuberling, dem sein Pudel das große Los aufgefressen hat.‘

„Habe ich Dich nicht wie ein Kind lieb gehabt, hast Du nicht immer eine gute Erziehung bekommen, habe ich Dich nicht immer gehegt und gepflegt wie mein Nesthäkchen? Und sollte das alles der Dank dafür sein? Aber heute hat Dich schon der Himmel dafür gestraft! Du hast frieren müssen wie ein alter, verlassener Krippensetzer. Hundert Paletots hättest Du nun bekommen können, und wir hätten die dicke Pfandleiherin ausgelacht; nun wirst Du nach wie vor wie ein Proletarier herumlaufen müssen. Aber es soll Gericht über Dich gehalten werden, schweres, blutiges! Ich werde Dich an

den Schinder verkaufen, freilich nur unter der Bedingung, daß er Dir den Garaus macht. Hast Du mich verstanden? Du kannst doch sonst das Maul so weit aufreißen, wenn es sich um kleine Dinge handelt. Und nun spielst Du den Verstockten. Das macht aber das böse Gewissen!"

Da die Droschke auf sehr schlechtes Pflaster gelangt war und ihr Dahinrollen viel Geräusch verursachte, so hatte er das alles mit überlauter Stimme geschrieen. Nun nahm er den Hund, warf ihn mit einem Ruck auf den gegenüberliegenden Sitz und drohte ihm mit der geballten Faust.

„Verschaffst Du mir das Los nicht wieder, dann sollst Du 'mal sehen!"

Der Pudel hatte sich auf die Hinterfüße gesetzt und blickte wie fragend auf seinen Herrn. Jedesmal, wenn der Schneider den Arm ausstreckte, duckte er sich demütig, um dann wieder die grünlich schimmernden Augen unverwandt auf den Wütenden zu richten.

„Da wird Ihnen wohl weiter nichts übrig bleiben, Meister Säuberling, als Pollo wirklich zu schlachten," fiel Robert ein.

Des Schneiders Gestalt bekam einen Ruck, viel weniger von der Droschke, die plötzlich über einen großen Stein zu rollen schien, als von der Hoffnung, die ihn plötzlich durchzuckte. Nichts von jener Sanftmut, die sonst den Grundzug seines Wesens bildete, war an ihm zu bemerken. Seine Augen hatten einen erhöhten Glanz angenommen; sein Mund verzog sich zu einem freudigen Lächeln.

„Meinen Sie, Herr Robert, daß er das Los noch im Leibe hat? Ich habe gehört, daß man auch das Geld bekommen soll, wenn man nur die Ecke mit der Nummer vorzeigt, gerade so wie bei den Banknoten. Papier soll ja auch schwer zu verdauen sein."

„Ich glaube wohl, Meister Säuberling. Er hat ja das Los erst gestern abend verschlungen, wie Sie sagten."

„Man könnte es ja auch zu Spindler tragen, um es reinigen zu lassen. Wenn das chemisch gemacht wird, dann wird es wieder wie neu aussehen. Das wird gemacht, das wird gemacht! ... Siehst Du nun, Du Satan, jetzt mußt Du dran glauben. Aber das ist Dir ganz recht, weshalb schnappst Du so blindlings auf alles zu!"

Er war wie umgewandelt; jeder traurige Anflug in seinem Gesicht war verschwunden. Plötzlich lachte er vergnügt auf und sagte:

„Weshalb ich nicht gleich daran gedacht habe, ich Thor! Aber die besten Gedanken kommen gewöhnlich immer zuletzt. Nun werden Sie doch nichts mehr vor mir voraus haben. Aber nach Paris gehe ich nicht, das kann ich Ihnen gleich sagen. Ich werde mir einen kleinen Laden mieten, ihn recht hübsch ausstatten und nur noch „auf Neu" für Kunden arbeiten. Und Sie sind dann vielleicht so freundlich und helfen mir, wenn ich dann ein bißchen Reklame mache. Hoffentlich werden Sie doch auch bei mir arbeiten lassen! Sie werden ganz reell bedient werden."

„Ich bestelle jetzt schon einen Anzug," erwiderte Robert launig; der Schneider aber faßte das sofort als Ernst auf.

„Abgemacht, mein lieber Herr Robert! Sie sollen mit mir zufrieden sein, sage ich Ihnen; ich nehme Ihnen gleich nachher Maß. Wissen Sie, da möchte ich gleich einmal — — wir fahren hier gerade vorbei. Ich meine nämlich — wegen Stoff anfragen. Da ist der Laden. Ich werde klopfen, damit der Kutscher hält."

Er hatte mit den Fingern auf der geschwitzten Scheibe eine Durchsicht geschaffen, reckte nun den Hals, um das betreffende Haus zu erspähen und wollte wirklich an der kleinen Kutscherscheibe klopfen.

„Aber Sie haben doch noch gar nicht das Los!" rief Robert und hielt seine Hand fest.

„Ich werde es aber bekommen, das ist so sicher, wie zweimal zwei vier ist. Einstweilen werden Sie wohl so freundlich sein, Herr Robert, und die Garantie für mich übernehmen, sozusagen. Sie sind jetzt der Mann, der auftreten kann. Wenn Sie bezeugen, daß ich auch einen Anteil besitze, dann sollen Sie 'mal sehen, wie die Leute springen werden. Ich werde auch etwas von oben herab auftreten. Will er nicht, dann thue ich so, als hätte mir schon ein Konkurrent das Haus eingelaufen. Dann wird er schon wollen. Also —"

Robert brachte ihn davon ab, indem er meinte, Säuberling würde viel mehr Vorteile erzielen, wenn er erst das Los vorzeigen könnte.

„Gut, gut — wie Sie meinen."

Er griff abermals mit beiden Händen nach dem Pudel und zerrte ihn auf seinen Schoß. „Ich muß ihn jetzt festhalten, sonst reißt er mir im letzten Augenblicke noch aus. Er versteht alles, was ich spreche, und das wäre nun gar erst schön, wenn er mit meinem Vermögen im Bauche fortliefe. Du dummes Tier, nun rede doch 'mal ein Wort; dann brauchte ich Dich nur nach der hohen Lotteriedirektion mitzunehmen! Du könntest mir den ganzen Vorgang bezeugen und schließlich beschwören. Dann wäre die Sache abgemacht ..... Da sind wir schon!"



Die Droschke hielt, und sie stiegen aus; Robert voran und der Schneider hinterdrein, unter dem linken Arm den Beutel, unter dem rechten den sich heftig sträubenden Pollo.

Es hatte aufgehört zu schneien. Vor der Thür standen einige Hausbewohner, die sofort die Köpfe zusammen steckten;

auch die Frau des kranken Schuhmachers stand im Kellerhals und blickte erstaunt auf die vorgefahrene Droschke.

Sie war von auffallendem Körperumfang, was man bei Schusterehehälften nicht häufig zu finden pflegt, und zeigte ein noch frisches, jugendliches Gesicht, das unter der dicken Kapuze munter in die Welt schaute, trotz der trüben Stimmung unten im Keller. Da ihr Mann nichts verdienen konnte, so hatte sie Aufwartedienste angenommen, um die ganze Familie zu erhalten, während die Älteste die Wirtschaft besorgen mußte. Jetzt schöpfte sie ein wenig frische Luft und kaute dabei vergnügt an einem Kanten Brot.

„Nanu, heute per Achse? Wo haben Sie denn den jutmütigen Kutscher ufjegabelt? Das sieht ja eklig vornehm aus? Sie haben woll 's große Los jewonnen?" rief sie mit gefüllten Backen dem Schneider zu.

„Wir waren so frei, Frau Kiebicke! Auf unsere Nummer ist es wirklich gefallen," erwiderte Säuberling mit der entgegenkommendsten Miene, die ihm zu Gebote stand.

Der Droschkenkutscher redete auf seinen Gaul ein, kniff das Auge zu, sah die Schustersfrau listig an, deutete mit der Peitsche auf seine Fahrgäste, als wollte er sagen: „Die Brüder kenne ich doch!" — lenkte das Pferd herum und fuhr im Schritt davon.

„Dann laden Sie man jleich die Mark fufzig ab, für die letzten Sohlen, Meister!" rief Frau Kiebicke ebenso laut wie zuvor. „An solche Kleinigkeiten werden Sie dann woll nich mehr denken."

Plötzlich aber erstarb der Scherz auf ihren Lippen. Es war ihr, als könnte die Sache doch ihre Richtigkeit haben; denn sie wußte, worauf die Familie Tetzlaff und auch der Schneider seit letzter Zeit ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Sie trat auf die Straße und gesellte sich zu der Gruppe im Thorrahmen.



„Sie machen doch nur Unsinn, nicht wahr?“ fragte sie; dann wandte sie sich den andern Frauen zu: „Glauben Sie den Zimt?“

„Es ist so, Frau Kiebicke — Herr Säuberling redet Ihnen nichts vor,“ mischte sich nun Robert ins Gespräch. „Meister Säuberling hat ein Zweiunddreißigstel und wir haben ein Zehntel. Es kommen auf seinen Teil achtzehntausend Mark, denken Sie nur!“

„Achtzehntausend Mark! ... Was sagt die Welt dazu! ... Nun werden sie Millionäre!“ riefen drei Frauenstimmen durcheinander.

„Ja, wenn man Glück hat!“ fiel der Schneider mit viel bedeutender Miene ein ... „Wirst Du wohl bleiben, Satan? Ich lasse Dich nicht los.“

Er packte den Pudel fester, da es ihm schien, als wollte der Hund ihm unterm Arm wegrutschen.

„Aber so quälen Sie doch det arme Tier nich, es is doch keene Hundesperre,“ sagte Frau Kiebicke; „'ne Marke hat er ooch. Sie haben sich ja nie so gehabt!“

„Das hat auch heute seine Bedeutung, beste Frau Kiebicke,“ sagte der Schneider. „Herrjeh, kommt da nicht Fräulein Hannchen?“ fügte er hinzu und deutete die Straße hinunter.

„Natürlich ist sie's! Die hat ja schon ordentliche Einkäufe jemacht,“ fiel Frau Kiebicke ein.

„Sie kann ja noch gar nichts davon wissen,“ bemerkte Robert. Zu gleicher Zeit dämmerte ihm aber die Möglichkeit auf, Treuling könnte mit Hannchen zusammengetroffen sein und ihr bereits alles erzählt haben.

Es war in der That Hannchen, die schon von weitem lächelnd nickte und nun ihre Schritte beschleunigte. Sie hatte mehrere Pakete im Arm; außerdem hing ein anderes über das rechte Armgelenk an einem Bindfaden herunter.

Die Frauen im Hause hielten sie für stolz, trotzdem sie zu jedermann freundlich war und immer liebenswürdig Rede stand, wenn man sie fragte. Es war nur nicht ihre Gewohnheit, sich in längere Gespräche einzulassen und auf jedem Treppenabsatz die Geheimnisse der Familien durchzuhecheln. Darüber ärgerten sich viele, waren ihr ins Gesicht hinein freundlich, verstiegen sich aber hinter ihrem Rücken mehr als einmal zu der Bemerkung, daß das „Püppchen“ wie auf Draht gezogen dahinschreite und gar nicht wisse, wie sie den Kopf tragen solle.

Und da hinzu kam, daß sie sich mit ausgesuchtem Geschmack zu kleiden verstand und viel Wert darauf legte, nicht gleich auf den ersten Blick für das gehalten zu werden, was sie war, so erweckte das auch den Neid mancher unreinen Seele, die ihr Gift dann in die Worte legte: „Wat so 'ne Blumenmacherin sich auch denkt! Ihr Vater ist man 'n eenfacher Arbeiter, und sie träjt sich jrade wie 'ne Rentiehstochter!“

Man hätte gern noch etwas Verleumderisches zugesetzt, ungefähr folgendes: „Manche Mädchen thun so, als verdienten sie det alles; dabei weeß man schon, wo's herkommt! 'n Schatz, der Geschenke macht, und so. Und die Eltern spielen dann die Dummen und drücken 'n Oge zu.“ Auszusprechen wagte man das aber doch nicht, denn man hätte auch nicht den geringsten Beweis für irgend etwas Nachteiliges bringen können. Außerdem fürchtete man Franz, von dem man wußte, daß er in derartigen Dingen keinen Spaß verstand.

Robert humpelte ihr ein paar Schritte entgegen. „Du kommst ja heute so spät zu Mittag; warst Du schon 'mal zu Hause?“ fragte er.

„Nein, ich komme jetzt erst. Ich habe Euch allen etwas gekauft. Über dreißig Mark habe ich ausgegeben."

„Woher hast Du denn das viele Geld?"

„Komm doch erst nach oben, dann werde ich Dir's erzählen! Ich fliege ja am ganzen Körper vor Freude ... Da stehen wieder die Klatschweiber vor der Hausthür. Man muß immer förmlich Spießruten laufen, selbst mitten im Winter. Hoffentlich kommt man endlich 'mal hier weg aus dieser Gegend... Was lachst Du denn? Übrigens, wie kommst Du denn so früh schon nach Hause?"

Robert hielt sie am Arme fest, so daß sie stehen bleiben mußte. „Du, mach mir keine Witze vor," sagte er mit listiger Miene. „Ich weiß ja doch! Du hast Herrn Treuling getroffen, und der hat es Dir erzählt — von dem großen Los nämlich. Ich weiß es aber doch früher von ihm — ätsch!"

„Du hast das von Herrn Treuling gehört? Wie ist denn das zugegangen?"

Dunkle Röte war in ihre Wangen gestiegen, die unter dem feinen, durchsichtigen Schleier hervorleuchtete.

„Ja, das möchtest Du nun wohl wissen?" erwiderte Robert mit der Absicht, sie zu necken. „Ich weiß alles. Deinetwegen hätte ich beinahe mit Herrn Treuling ein Duell gehabt; aber wir haben uns wieder vertragen und sind Freunde geworden. Weißt Du, ich habe ihn schon ganz gern — Du wohl auch?"

„Was Du heute zusammen red'st, Robert!" Um ihre Verlegenheit zu verbergen, beschäftigte sie sich mit den Paketen. „Hier! Du kannst eins tragen."

Säuberling war bereits ins Haus gegangen; nur die Frauen standen noch zusammen, zwar zitternd vor Kälte, aber doch entschlossen, ihre Neugierde noch weiter zu befriedigen.

„Det is aber 'ne Kälte, Fräulein, was?" begann Frau Kiebicke.

„Wat haben Sie sich denn Scheenes gekooft?" fiel Frau Hahn ein, eine Almosenempfängerin, von der man behauptete,

sie nehme es, woher Sie es bekomme, trotzdem sie Geld in Strümpfen habe.

„Jotte doch, seh'n Sie frisch und gesund aus! Die roten Backen!“ bemerkte Frau Kork, die sich in ihrer Kleidung vorteilhaft von den übrigen unterschied. Sie war groß und hager, hatte einen Seelenwärmer über den Kopf geschlagen und steckte in einem langen Mantel mit Pelzbesatz. Es war das dieselbe Witwe, auf deren Empfehlung sich jene Frau bei Freudenfeld berufen hatte, die Treuling vom Hinterzimmer des Bankiers aus heute morgen beobachtet hatte.

Frau Kork war die Witwe eines Polizei-Wachtmeisters und bewohnte ein Parterre-Logis im Hofe. Alle Nachbarn behaupteten, sie besitze Geld; sie aber leugnete das stets hartnäckig, aus Furcht, angeborgt zu werden.

Alle drei versperrten Hannchen fast den Eingang und begannen nun, auf sie einzureden. Diese aber entschuldigte sich mit großer Eile, verwies auf die Kälte und schlüpfte hindurch. Sie war, von Robert gefolgt, kaum über den Hof geschritten, als sie von Frau Kork eingeholt wurde.



„Einen Augenblick, Fräulein,“ sagte die Witwe und hielt sie am Mantel fest. „Wenn Vater sein Geld janz sicher anlegen will, dann sagen Sie es mir nur,“ raunte sie ihr zu und blickte dann ängstlich rückwärts. „Ich kenne een Bankgeschäft, da kann er bald das Doppelte verdienen. Und ein so freundlicher, lieber Mann! Reden Sie

ihm nur jut zu! Sie wissen ja, wie die Männer sind. Wenn nicht anders, dann kommen Sie 'mal zu mir herunter; wir reden dann noch darüber. Ich weiß damit janz jenau Bescheid."

„Schön, Frau Kork, ich werde es meinem Vater sagen," erwiderte Hannchen, eigentlich nur mit der Absicht, nicht länger mehr belästigt zu werden.

Dann stiegen beide die vier Treppen hinauf. Als sie oben waren, verschwand Meister Säuberling gerade in seinem Zimmer. Sie hörten, wie er laut zu seinem Pudel sagte: „Nun kusch Dich, dann wollen wir weiter reden!"

Ehe sie die Wohnung betraten, blieben sie horchend an der Thür stehen. Hannchen gab Robert einen Wink, sich ruhig zu verhalten. Das Herz klopfte ihr stürmisch, und sie hielt den Atem an, während ein seliges Lächeln über ihr Gesicht glitt. Niemals hatte sie sich so kindisch gefreut als in diesem Augenblicke, wo sie es in ihrer Macht hatte, die armselige Wohnung in einen Freudenpalast zu verwandeln, nach ihrer Meinung wenigstens. Das Gesicht vom Großvater! dachte sie.

„Hör 'mal! Er spricht mit Trudchen," flüsterte sie.

Beide lauschten eifrig.

„Aber wenn Schwesterchen so lange bleibt, dann kriegt sie keine Nudeln mehr," sagte die Kleine eben. „Ich esse sie dann alle auf. Schmeckst du prächtig!"

„Die werden aber gar nicht Platz haben in Deinem kleinen Magen."

Trudchen lachte hell auf. „Was Du Dir denkst, Großväterchen! Wenn ich nur will, dann bin ich eine Riesin. Dann puste ich die Backen auf, daß der Mund recht groß wird. Weißt Du, Großväterchen — Suppe mit Nudeln schmeckt doch zu schön. Die könnte ich den ganzen Tag essen. Das macht auch, weil Du sie gekocht hast."



I. S. 214
Ehe sie die Wohnung betraten, blieben sie horchend an der Thür stehen.

Diesmal lachte Vater Wilhelm auf. „Du Schmeichelkatze, Du! Deine Schliche kenne ich schon. Wenn ich nun aber saure Kartoffeln koche...?“

„Puh — saure Kartoffeln! Die mag ich nicht .. Dann rede ich gar nicht mehr mit Dir. — Das ist doch aber wirklich, nein! —“

„Was hast Du denn schon wieder?“

„Denkst Du, die Puppe will essen, Großväterchen? — — Die ist doch auch zu dumm!“

„Sie wird gut gefrühstückt haben, oder am Ende hat sie Bauchweh.“

Die Kleine lachte hell auf; dann hörte man das Klirren eines Löffels.

„Nein, was Du auch alles sprichst, Großväterchen! Eine Puppe kann doch keine Leibschmerzen haben.“ Dann wurde sie wieder ernst. „Aber wenn Du meinst, Großväterchen, dann müssen wir wohl zum Doktor schicken. Ich werde mich gleich anziehen und gehen.“



„Zieh Dir aber nur Handschuhe an, Mäuschen; denn es ist sehr kalt draußen.“

Hannchen und Robert vernahmen nun ein Rücken von Stühlen und anderes Gepolter. Beide konnten ihr Lachen kaum unterdrücken. Sie wußten, daß diese „Ausgänge“ der Kleinen, die sie mit bedächtiger Miene und lebhafter Einbildung unternahm, stets in einer Ecke des Zimmers ihr Ende erreichten. Höchstens, daß sie den Kopf zur Thür hinaus steckte und dieselbe laut zuschlug, was dann ihre Rückkehr bedeuten sollte. Daß sie auch diesmal gerade auf diesen Einfall kommen mußte! Sie drückte eben auf die Klinke, als Hannchen von außen dasselbe that; so bekam sie einen leichten Stoß, daß sie zurückprallte und furchtsam davon lief.

„Wir sind es ja, Trudchen; rück doch nicht aus, es giebt auch Kuchen,“ sagte Hannchen lustig beim Hereintreten.

„Hollah, wo habt Ihr Euch denn gefunden? ... Du kommst ja heute so spät, Hannchen!“ rief der Alte erstaunt aus, während Trudchen sofort auf ihre Schwester zusprang. „Was bringst Du denn da mit? Ist das Arbeit für Dich? Und Du, Robert — was ist denn mit Dir los?“

„Rate 'mal, Großvater, was geschehen ist!“ Sie hatte die Pakete auf den Tisch gelegt, nahm Hut und Schleier ab und begann den Mantel aufzuknöpfen.

„Du machst mich ja ordentlich neugierig; was hast Du denn da?“

„Ich werde es Dir gleich zeigen.“ Sie begann die Pakete aufzuschnüren und auszupacken, wobei Robert ihr behilflich war. Trudchen hatte einen Fußschemel herbei geholt, bestieg ihn und blickte neugierig zu.

„Hier, Großvater, habe ich Dir ein halbes Dutzend Vorhemden mitgebracht; Deine alten taugen nicht mehr viel. Für Vatern ein halbes Dutzend Hemden und Kragen ... Für Trudchen Stoff zum Kleidchen. Hier sieh 'mal, Mäuschen, das gehört Dir! Dadrin wirst Du aber 'mal fein aussehen!“

Sie ließ den Streifen Zeug lang herabfallen und schmückte dann ihren Arm damit, um die Wirkung zu sehen.

Die Kleine klatschte in die Hände und jubelte auf. Als sie dann ein Päckchen sah, in dem sie den Kuchen witterte, machte sie sich darüber her und fand auch ihre Erwartung bestätigt.

„Nun sage nur einmal — Du hast wohl Deine Sparbüchse erbrochen, Du Racker, Du?“ fiel der Alte ein, dessen kleine Eitelkeit stets saubere Wäsche war, und der nun die Vorhemden bewunderte.

„Gewiß, Großvater, und ich habe dabei geholfen," bemerkte Robert lachend. „Setz Dich nur immer ruhig auf einen Stuhl, damit Du nachher nicht umfällst."

„Wenn ich so viel Geld in meiner Sparbüchse gehabt hätte, dann hätte ich nicht immer die Lippe so gezogen," erwiderte Hannchen. „Einen Klumpen Gold habe ich auf der Straße gefunden, den hab' ich gleich versilbert. Hier sind auch Taschentücher für Heinz, für Fritz und auch für Dich, Robert. Und das übrige bekommt Ihr noch. Ich habe mir auch etwas bestellt. Nein, wird sich das nun alles ändern bei uns! Ich habe mich für heute nachmittag entschuldigt und werde dann noch verschiedene Einkäufe machen. Wir gebrauchen so viel in der Küche. Die alten Sachen taugen nichts mehr ... Riecht das hier nicht schön nach Brühe? Heute scheinst Du Deine Sache 'mal wieder gut gemacht zu haben. Und mir hängt der Magen ... Wenn nur Vater immer so einen Teller voll hätte! Aber nun braucht er ja nicht mehr zum Budiker zu gehen. Gott — ich glaube, er nimmt uns alle in die Arme und küßt uns ab, wenn er's erfährt!"

Sie füllte für sich und Robert Essen auf die Teller, während der Alte stumm und unbeweglich dastand, die Vorhemden noch immer in der Hand, und nicht wußte, was er zu alledem sagen sollte. Endlich brachte er langsam hervor:

„Ihr habt doch nicht etwa einen Geldbeutel mit schwerem Inhalt auf der Straße gefunden, oder irgend etwas anderes Wertvolles? Einen reichen Onkel in Amerika haben wir doch nicht!"

„Aber, Großvater, wo hast Du denn heute Deine Gedanken! Fällt Dir denn gar nicht ein, was geschehen sein könnte? Wir werden doch nicht etwas Unrechtes begehen!"

Es schien ihm wirklich nichts einzufallen, denn mit derselben verblüfften Miene blickte er drein, bis ihn Hannchen am Arm nahm und nach der Thüre hinzog.

„Was steht denn dort oben geschrieben, und worum dreht sich denn alles hier bei uns?“

Plötzlich war es mit ihren heiteren Reden vorbei. Überwältigt von ihren Gefühlen, umschlang sie des Alten Hals, küßte ihn wiederholt und preßte ihn an sich. Große Thränen rannen ihr über die Wangen, und schluchzend brachte sie die Worte hervor: „Großvater, lieber guter Großvater, wir sind ja reich geworden! Unsere Nummer hat wirklich gewonnen! Alle Not hat nun ein Ende ... Vater wird sich nicht mehr so schwer zu quälen brauchen; auch Du wirst nun viel besser gepflegt werden können ... Auch Robert kann etwas Vernünftiges lernen, und unser Mäuschen werden wir in eine gute Schule schicken! Diesen Sonntag will ich nach der Kirche gehen und Gott heiß danken dafür, daß er so plötzlich alles zum guten gewendet hat. Ich kann Dir sagen, ich habe manchmal still zu ihm gebetet.“

Sie streichelte ihm das Gesicht und blickte nun unter Thränen lächelnd zu ihm empor.

Als Trudchen ihre Schwester schluchzen hörte, brach sie ebenfalls in lautes Weinen aus, und selbst Robert konnte seine Thränen nicht verbergen. Um seinen Gefühlen ebenfalls Ausdruck zu geben, nahm er die Kleine auf seinen Schoß, drückte ihr Köpfchen an sich, strich ihr das Haar aus der Stirn und sagte mehrmals: „Weine nur nicht, Mäuschen, wir thun ja nur so! Paß auf, gleich werden wir alle lachen!“

Er wollte sich nun selbst zu einem Lächeln zwingen; der verzerrte Mund stand ihm aber schlecht.

So weinten sie nun alle drei um die Wette, daß auch der Alte von der Rührung übermannt wurde, so viel er sich dagegen wehrte.

„Wenn es wirklich wahr sein sollte, dann tröste Dich nur! Darüber braucht man nicht gleich vor Schmerz zu vergehen,“ sagte er in einem Anflug von Humor, trotzdem er innerlich

tief ergriffen war, weniger von der Neuigkeit und der Wandlung der Dinge, die sie im Gefolge haben mußte, als von den Worten Hannchens.

Er hob ihr sanft den Kopf in die Höhe und fuhr fort: „Es freut mich, daß Du nicht gleich hochmütig wirst, sondern auch im Glück an Gott denkst und das Bestreben zeigst, alles auf seine Güte zurückzuführen."





Im Taumel des Glücks.

Mitten in ihre aufgelöste Stimmung hinein drang das laute Knarren von Stiefeln auf der Treppe, begleitet von Gesang und Pfeifen. Es hörte sich an, als nähmen die Heraufkommenden im Paradeschritt die Stufen, angefeuert von der Melodie des Dessauermarsches: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“

Die mit Gewalt wuchtig gemachten Schritte näherten sich; gleich darauf stürmten Heinz und Fritz herein und zwar mit einem Übermut, der beinahe in Rücksichtslosigkeit ausartete.

Ihr Aufzug war ein ganz sonderbarer. Fritz hatte eine große, funkelnagelneue Ledertasche umgehängt, wie man sie auf Reisen zu benutzen pflegt, stützte sich auf einen dicken Krückstock, der ihm weit bis über die Hüften ging, und trug statt seines gewöhnlichen, schon ziemlich abgeschabten Hutes ein kleines, grünes Jägerhütchen mit einer Feder an der Seite.

Heinz aber hatte seinen Winterüberzieher mit einem vornehm aussehenden, mäusegrauen Havelock vertauscht, der ihm im Verein mit dem kühn „verbeulten“ Schlapphut, den er über die Stirne ins Gesicht gedrückt hatte, diesmal wirklich ein künstlerisches Aussehen verlieh. Unter dem linken Arm trug er verschiedene Zeichenmappen und Papierrollen, während die

rechte Hand ebenfalls einen dicken Naturknüppel umspannte. Um so fremdländisch als möglich zu erscheinen, hatte er um den emporgeschlagenen Kragen des Mantels ein weiß und schwarz gestreiftes, seidenes Halstuch lose geschlungen.

Beide rauchten Zigaretten, die sie auch noch im Munde behielten, nachdem die Thür hinter ihnen geschlossen war. „Guten Tag!“ riefen sie fast gleichzeitig, blieben dann aber verblüfft stehen, als sie die thränenfeuchten Gesichter erblickten.

„Na, det is ja jut,“ sagte Heinz lachend; „Ihr weint hier, und wir möchten vor Freude Kobolz schießen. Wer is denn jestorben?“

Abermals lachte er, und Fritz stimmte mit ein. Trudchen war die erste, die sofort ihre Schmerzen vergaß, auf den „Kunstreiter“ zuschritt und an der Tasche fühlte. Dann erhob sich Robert, lächelte und trat näher.

„Wie seht Ihr denn aus? Ihr wollt wohl auf die Wanderschaft gehen?“

„Nun natürlich, Du Federfuchser; was dachtest Du denn?“ erwiderte Heinz. „Ick jeh jetzt nach Rom, und der hier jeht nach Spanien, um Stierkämpfer zu werden. Wir haben's ja jetzt dazu. Du bleibe man ruhig, Tintenlecker!“

Nun mußte Hannchen ebenfalls lachen; und auch des Alten Gesicht zeigte einen heiteren Ausdruck, weniger über Heinz, dessen „Großmäuligkeit“ ihm niemals behagte, als über den „Kunstreiter“, den er mit dem „Käpsel“ auf dem Kopf ungeheuer komisch fand.

„J, Du Dickkopf, wirst Du 'mal die Zigarette aus dem Munde nehmen! Du Kieckindiewelt!“ sagte er zu Fritz. „Ihr habt wohl Lerchen unterm Hut?“ fügte er dann hinzu und schlug beiden scherzhaft die Kopfbedeckung herunter, so daß die übrigen auflachten, Heinz und Fritz mit inbegriffen.

„Ihr wißt wohl schon alles?“ fragte Hannchen.

„Na, ob! Schon seit zwölf Uhr,“ erwiderte Heinz, der, immer noch im Mantel, im Zimmer umherstolzierte. „Ick bin

doch schlau ... denke also, wirst 'mal den' zu Hause 'ne Überraschung bereiten und's große Los für sie gewinnen! Jck war nämlich bei der Ziehung; der Meester schickte mich gerade weg, und da bin ich mit 'ran jejangen. Wenn's 'raus gekommen ist, dann habt Ihr's nur mir zu verdanken. Meine Anwesenheit war Ausschlag gebend, sonst hätten's andere bekommen!"

„Schafskopf!" fiel der Alte ein.

„Laß man jut sein, Großvater. Schafsköpfe muß es auch geben, sonst könnte man ja vor lauter Intellijenz nich aus den Augen gucken . . Dann holte ich Fritzen ab, der vor Freude gleich einen Luftsprung machte, und dann jing's los — Einkäufe machen."

„Also seid Ihr von Eurer Arbeit weggelaufen, wie?"

„Aber an solch einem Tage! Vater will uns doch überhaupt ganz aus der Lehre nehmen."

„Den Rohrstock wird er auf Eurem Buckel tanzen lassen! Das wäre ja noch schöner! Euch hat wohl der Taumel den Verstand geraubt?"

„Darüber wird wohl nun Vater allein zu bestimmen haben," sagte Heinz plötzlich so schroff, daß Hannchen und Robert zu gleicher Zeit einen Schreck bekamen.

„Aber Heinz!" rief die erstere unwillkürlich. Ihr angstvoller Blick glitt abwechselnd vom einen zum andern. Heinz stand herausfordernd mitten im Zimmer und blickte sie verwundert an.

„Was denn? Ach so — ich weiß schon, es ist doch wahr! Wenn es nach Großvatern ginge, dann müßten wir noch zeitlebens in diesem Mauseloche bleiben und trocken Brot mit Hoffnung essen. Da ist doch Vater anders. Da ist noch 'n großer Zug drin, so wat fürs Ideale, fürs Übermenschliche! So, so, so — na, mit einem Wort zu sagen — etwas Gefühlvolles."

Er hatte den rechten Arm ausgestreckt und fuhr mit der Hand mehrmals durch die Luft, um anzudeuten, was er meine, aber wozu er augenblicklich nicht ganz die Worte zu finden vermochte. Er selbst pflegte das „sich jeistreich ausdrücken“ zu nennen.



Vater Wilhelm hatte die Hände in die Taschen seines Jacketts gesteckt, stellte sich vor ihn hin und musterte ihn mit überlegenem Lächeln vom Kopf bis zu den Füßen.

„Du bist schon der Richtige!“ sagte er dann. „Ich will Dir darauf nicht antworten, weil Du eigentlich noch ein dummer Junge bist.“

Heinz wollte schon aufbrausen; der Alte bezwang ihn aber mit seinem Blick und fuhr fort: „Der Größenwahn steckt in Dir, und das wird sich noch 'mal später bitter rächen. Aus Dir wird niemals etwas Ganzes werden — Stückwerk wirst Du bleiben. Die Eitelkeit lugt Dir aus jedem Knopfloch; Du bist nur für das Äußerliche — der innere Wert geht Dir vollständig ab. Denke an den Tag Deiner Einsegnung! Vater hatte sich Deinen Anzug vom Munde abgespart. Neue Stiefel konnte er Dir nicht mehr kaufen, deshalb bekamst Du ein Paar alte, die Dir etwas zu groß waren. Du schämtest Dich, damit zur Kirche zu gehen. Während des ganzen Weges zanktest Du und hattest nur Vorwürfe für uns. Du weißt doch, was ich Dir damals gesagt habe: Dein ganzes Leben würde so werden, wie Dein Gang zur Kirche, das heißt, lieblos und selbstsüchtig wirst Du bleiben! Um ein lumpiges Paar Stiefel wirst Du noch Dein Gewissen opfern!“

Heinz war sehr kleinlaut geworden und versuchte nun einzulenken. Es war ihm auch unangenehm, in Gegenwart seiner Geschwister derartig abgekanzelt zu werden.

„Laß doch die alten Geschichten ruhen, Großvater," sagte er. „Es war ja nicht so gemeint von mir, sei doch man wieder jut! Hier — steck Dir 'mal 'ne Zigarette an. Echt türkisch! Die soll der Sultan rauchen, wie mir im Laden gesagt wurde."

„Du, ich glaube, der hat uns ordentlich etwas vorgeschwindelt," fiel Fritz ein; „das Zeug riecht ja gerade wie Heu. Der Sultan wird doch nicht getrocknetes Gras rauchen!"

„Alles schon dagewesen! Die Türkei sitzt ja ewig in der Klemme," erwiderte Heinz und fühlte sich nicht wenig gehoben, als Hannchen und Robert über seine Bemerkungen lachten.

Vater Wilhelm zeigte sich wieder versöhnt. „Nun sagt 'mal, wo habt Ihr denn das Geld zu den Sachen her?"

„Alles gepumpt, Großvater, alles auf Kredit," erwiderte Heinz. „Ich habe da so eine Quelle, wo ich so viel kriegen kann, wie ich will: ein Abzahlungsgeschäft, nicht weit von unserer Werkstatt. Der Inhaber hatte schon längst gesagt, wenn ich 'mal etwas gebrauchte, sollte ich mich nur an ihn wenden. Man bekommt da alles, was man haben will. Sieh nur her, wir haben uns gleich jeder 'ne Uhr genommen! Stück vierzig Mark, echt Gold natürlich! Billig, was?"

Fritz wandte sich plötzlich ab, als befürchtete er, es könnte ein unerwartetes Ereignis eintreten. Heinz aber zog an einer Kette eine nach Gold aussehende Uhr hervor, drehte sie nach allen Seiten und ließ die Kapsel springen. „Sieht ordentlich vornehm aus, so'n Ding! Na, feine Leute müssen feine Sachen tragen."

Robert und Hannchen brachen in Rufe des Erstaunens aus, während Trudchen mit kindlicher Scheu sich an dem Glanz erfreute.

„Ich kann wirklich nicht dafür, Großvater; Heinz wollte es so haben," fühlte Fritz sich verpflichtet, einzuwerfen, woraus Vater Wilhelm auf ein böses Gewissen schloß.

„Nun haben wir endlich 'mal eine richtig gehende Uhr im Hause! Vater kann nun seine Knarre mangs alte Eisen werfen," sagte Heinz wieder. „Seht nur, man braucht gar keinen Uhrschlüssel dazu!"

Der Alte war fast sprachlos. Er sah sofort, daß die Uhr nur Talmi und sehr minderwertig war, und schloß daraus, daß seine beiden Enkel auch mit den übrigen Sachen „hineingelegt" worden seien. Er hatte sich denn auch nicht getäuscht. Aber ehe er weiter fragen konnte, brachten Heinz und Fritz noch verschiedene andere Gegenstände hervor: Brief- und Zigarrentaschen, Geldbörsen, Messer und sonstige Kleinigkeiten.

„Na, Hannchen, ich will nicht schlecht sein," bemerkte Heinz während dieser Beschäftigung und holte zum Schluß einen ledernen Behälter hervor, den er aufklappte. Er enthielt ein Armband, dem der Alte auf den ersten Blick ansah, daß sein glänzendes Aussehen nur auf Täuschung berechnet war.

Heinz glaubte, wunder was für eine Wirkung seine brüderliche Aufmerksamkeit hervorrufen würde. „Na, das sticht Dir wohl ordentlich in die Augen? Hirsch meinte, das sei alles massiv; man könne das getrost bei Hofe tragen. Mach's 'mal gleich um! Hat er mit dreißig Mark berechnet — nur!"

Hannchen schlug die Hände zusammen. Sie hätte kein siebzehnjähriges Mädchen sein müssen, um nicht von dem Glanz angezogen zu werden. „Ach, wie reizend! Das bin ich ja gar nicht von Dir gewöhnt." Ihre Augen leuchteten; aber ehe sie den Schmuck nehmen konnte, langte der Alte nach dem Behälter, prüfte das Armband mit Kennermiene und lachte dann laut auf.

„Wenn die Dummen zu Markte gehen, bekommen die Klugen Geld. Das Ding ist keine sechs Mark wert; als Gürtler verstehe ich das. Schundware, schwaches Silber, dünn vergoldet, ein paar Glasscherben als Steine! Das Etui davon ist am besten; das muß prahlen, damit's nach 'was aussieht! Der Kerl wird sich ordentlich ins Fäustchen lachen."

Heinzens Gesicht war bedeutend länger geworden. „Aber erlaube 'mal, Großvater –“ Er wurde noch verblüffter, als Fritz und Robert nun ebenfalls lachten, Hannchen aber den Mund verzog, eine abwehrende Bewegung machte und einfiel:

„Dann behalt nur Deinen Firlefanz für Dich! Sich so etwas in die Hände stecken zu lassen! Lieber trage ich meine einfache Korallenkette weiter. Übrigens — ein echtes werde ich mir wohl doch nun leisten müssen. Wenn schon — denn schon. Das sehe ich nun nicht ein.“

„Ei, Du stößt ja nun mit ins Horn,“ sagte der Alte, zu ihr gewendet. „Vor wenigen Minuten hast Du doch noch so schön gesprochen, und nun auf einmal —“

Hannchen zeigte sich etwas beschämt; im nächsten Augenblicke aber lächelte sie wieder vergnügt und sagte: „Von Euch würde ich ja das gar nicht verlangen, lieber Großvater — ich würde ja das nur von meinem Teil kaufen. Etwas muß man doch auch haben.“

Plötzlich ging sie mit gefalteten Händen und fliegenden Röcken im Zimmer umher und fügte hinzu: „Die Hauptsache wißt Ihr ja noch gar nicht. Ich bin ja hundertfach glücklicher als Ihr alle zusammen. Wenn ich es Euch sage, werdet Ihr aufjubeln.“

Robert sah sie groß an und dachte: Sie wird doch nicht etwa Treuling damit meinen? ...

Und Heinz, von einem ähnlichem Gedanken bewegt, fiel lachend ein: „Paß auf, Großvater — sie hat heute einen Schatz bekommen! Natürlich, wo Jeld is, da melden sie sich gleich. Werde ick auch so machen. Ein Künstler muß immer reich heiraten, sonst bleibt er 'n Stümper und jeht unter. Ick werde mich schon an die Bankiers machen, wenn ick erst meine Studien hinter mir haben werde. Immer Portraitbüsten hauen, das jiebt's meiste Jeld! Und wenn man dann noch 'n bisken schmeichelt, die Nase jrader macht, dann is man liebes Kind. Weeß ja, wie das is; kenne 'n paar von der

Kunstakademie, die haben mir jenug erzählt. — Und wenn sie ooch schief und bucklig is, Jeld muß sie aber haben."

Er hatte endlich seinen Mantel abgelegt, stand jetzt vor dem Spiegel und musterte sich wie ein Geck.

„Erst werde trocken hinter den Ohren," bemerkte der Alte der während dieser ganzen Unterhaltung nur immer von dem einen Gedanken bewegt ward: Was wird Franz sagen, wenn er nach Hause kommt! ...

„Nun, Hannchen, wie heißt er denn, der Glückliche, der sich so plötzlich in Dich verschossen hat?" sagte Heinz wieder und fuhr mit den gespreizten Fingern durch sein Haar.

„Pfui! Schäme Dich, so etwas zu sagen," erwiderte Hannchen und verbarg nur mühsam ihre Verlegenheit. Als sie sich unwillkürlich Robert zuwandte, sah sie, wie dieser sie listig anblickte. Nun wurde sie noch röter.

„Nun, damit Ihr's gleich wißt: ich habe auch noch ein Zehntel auf meinen Teil gespielt und bekomme nun allein so viel, wie Ihr alle zusammen."

Alle brachen in Erstaunen aus, zeigten dann aber ungläubige Gesichter. Heinz meinte, sie solle nicht solche Witze machen. Hannchen zog aber ihre Geldbörse hervor und hielt ihnen das Anteil-Los entgegen. „Hier, seht 'mal! Schwarz auf weiß!"

„Das ist ja das von Vatern," fiel Fritz mit einer abwehrenden Handbewegung ein.

„Aber nein doch! Vaterns liegt im Blechkasten."

„Dann können wir ja gleich 'mal nachsehen," bemerkte Vater Wilhelm, schritt zur Kommode und zog die oberste Schublade auf.

„Natürlich, Du Schalk, der Blechkasten ist leer! Seit wann hast Du denn den Schlüssel dazu?"

„Uns so den Mund wässerig zu machen!" fiel Heinz ein. „Ich hab's ja gleich gesagt. Aber fein wär' das gewesen, wenn wir noch so 'n Batzen bekommen hätten!"

Hannchen geriet in große Erregung.

„Aber nein doch, Großvater! Das ist hier mein eigenes Los, wirklich und wahrhaftig! Als der Milchhändler vorne wegzog und nicht mehr mitspielen wollte, habe ich heimlich das Los übernommen. Ich habe es bei demselben Bankier erneuert, wo Vater es immer macht. Es ist mir schwer genug geworden, ich habe alle meine Spargroschen dazu genommen; aber nun ist es auch belohnt worden.“

Sie beteuerte es so ernst, daß keiner es mehr bezweifelte; Vater Wilhelm aber schüttelte den Kopf. Er konnte es nicht begreifen, wie das Los aus dem Kasten gekommen war. Franz pflegte es niemals zu sich zu stecken, ausgenommen an dem Tage, wo er zu dem Händler ging, um ein anderes zu holen. Da es das einzige Papier war, das Wert für ihn besaß, so achtete er stets darauf, daß niemand außer ihm es in die Hände bekäme.

Er konnte sich auch nicht besinnen, gesehen zu haben, daß sein Sohn es an sich genommen habe. Hannchen meinte aber, daß es sich doch so verhalten werde; anders sei das Verschwinden nicht zu erklären.

Der Alte warf plötzlich einen mißtrauischen Blick auf Heinz. Die ganze Art und Weise des „Einkaufens“ kam ihm verdächtig vor.

„Sag 'mal — es ist doch sehr auffallend, daß man Euch jungen Menschen so viel Kredit gegeben hat. Du wirst mir doch nicht vorreden, daß man Euch das alles geborgt hat auf das bloße Gerücht hin, wir wären mit dem großen Lose heraus; denn vorläufig ist es doch nichts anderes. Wir wollen ja wünschen, daß es sich so verhält; aber erst müssen wir doch die richtige Ziehungsliste haben, und die kommt heute abend erst heraus. Es kann ja ein Irrtum vorliegen, und dann wird die ganze Freude zu Wasser.“

„Ist gar nicht möglich, Großvater. Ich habe 'n Paar janz jesunde Ohren. Hundertdreißigtausendneunhundertundvier! schrieen sie alle.“

„Natürlich, Großvater, es ist richtig," fiel Hannchen ein; „Frau Engel spielt ja ein ganzes Viertel, ein paar Mädchen von uns sind daran beteiligt. Der Bankier kam selbst zu ihr herüber und sagte es ihr ... Ich wußte gar nicht, daß dieser gräßliche Mensch der Händler ist. Der junge Mann im Laden hat mir's immer erneuert," fügte sie mit einer Bedeutung hinzu, die die andern nicht verstanden. Für Robert aber war das die Gelegenheit, mit den Worten einzufallen:

„Das ist wohl der Bankier, den Herr Treuling kennt, und den er einen guten Bekannten nannte?"

Hannchen gab ihm einen Wink, davon zu schweigen; dann wandte sie sich still ab und trat ans Fenster. Es gingen ihr verschiedene Gedanken durch den Kopf, die eng mit dem Besuche Freudenfelds bei Frau Engel zusammenhingen.

„Zugegeben also, es habe mit dem Gewinn seine Richtigkeit," begann Vater Wilhelm wieder, „so bleibt mir das Entgegenkommen Eures Herrn Hirsch doch immer rätselhaft." Er hatte sich wieder Heinzen und Fritzen zugewandt. „Wie habt Ihr denn das angestellt? Du hast ihm wohl ein bedeutendes Pfand gegeben, Heinz, wie?"

Damit meinte er das Los, das Heinz möglicherweise schon gestern an sich genommen haben konnte, um auf alle Fälle „gerüstet" zu sein. Vater Wilhelm konnte sich nun einmal nicht gegen den Gedanken wehren, daß der Älteste der Einzige von den Kindern sei, der zu schlechten Streichen neige, getrieben von einer unbezwingbaren Großmannssucht.

Er beobachtete Heinz scharf, um die Wirkung seiner Worte zu erproben. Der Älteste aber lachte ihm gerade ins Gesicht.

„Was? Nanu — das wär' ja noch schöner! Ich hab' überhaupt nischt zu verpfänden, höchstens meine Künstlerehre, und die werd' ich doch so einem Schacherer nicht geben. Es ist so, wie ich Dir gesagt habe. Er hat alles à Conto des großen Loses gepumpt. Paß 'mal auf, es kommt noch ville mehr!"

Es verhielt sich in der That so, wie Heinz es sagte. Der Zufall hatte es gewollt, daß er mit Hirsch, einem kleinen, alten Männchen, dem Inhaber eines „Bazars für sämtliche Bedarfsartikel und Luxus-Gegenstände“, im Ziehungssaal zusammen getroffen war. Sofort war er auf die Idee gekommen, die Gelegenheit zu benutzen. Als er die Nummer nennen hörte, schrie er laut auf vor Freude. Natürlich wurde er umringt und von allen denen, die teils Interesse, teils Müßiggang und Neugierde hierher getrieben hatte, einer ganz besonderen Aufmerksamkeit gewidmet. Man versicherte ihn der Teilnahme, erkundigte sich nach den näheren Verhältnissen, und da man sah, daß man es mit einem jungen Manne zu thun hatte, der — seinem Äußern nach zu urteilen — mit Glücksgütern nicht besonders gesegnet zu sein schien, so machten sich die Haifische des Geschäfts, die überall zu finden sind, sofort an ihn heran, um aus den gegebenen Umständen soviel als möglich heraus zu schlagen.

„Brauchen Sie Geld, junger Mann? Wollen Sie mir Ihren Anteil verkaufen? Sie kriegen gleich Kasse und haben dann keine Bemühungen!“ hatte plötzlich jemand verstohlen zu ihm gesagt, dann aber die kleinen Augen so weit als möglich aufgerissen, als er erkannt wurde.

Hirsch stand auch zu dem Meister Heinzens in Beziehungen, und so machte sich die Sache viel einfacher und schneller, als es unter völlig Fremden der Fall gewesen wäre.

Als Heinz nämlich zur Werkstatt zurückkehrte, begleitete ihn Hirsch und erfuhr nun hier die Bestätigung, daß es mit dem Lose seine Richtigkeit habe. Und da Heinz nun durchaus seinen Kredit in Anspruch nehmen wollte, so rechnete er folgendermaßen: Zahlt der Vater nicht, so ist der Verlust kein großer; zahlt er aber, so ist der Verdienst ein sechsfacher. Und er wird zahlen; denn, wenn die armen Leute über Nacht zu Wohlstand kommen, dann sind sie wie Wachs, das man kneten kann, wie man will. Schlimmsten Falls hole ich mir die

Sachen wieder ab. Der Vater soll ein anständiger Mann sein. Wenn nicht anders, werde ich mich an den Sohn halten und ihn nicht aus dem Gesicht lassen.

So hatte er denn den Rausch Heinzens und dessen Unerfahrenheit benutzt und sich für alles, was der Älteste in Gemeinschaft Fritzens zu kaufen für gut befand, einen Schein ausstellen lassen, worin Heinz die Erklärung abgab, die Sachen mit Wissen seines Vaters zu kaufen. So glaubte er ihn sicher in den Händen zu haben.

Das letztere verschwieg Heinz mit einem vielsagenden Blick auf Fritz, als er über die Einzelheiten des Geschäftes mit Hirsch berichtete. Er ahmte dabei die Art und Weise des Kaufmanns so wirkungsvoll nach, daß Hannchen und Fritz laut auflachten, und selbst Vater Wilhelm mehrmals in heitere Stimmung versetzt wurde.

„Und das schönste ist: der Kunde hat mir noch fünfzig Mark bares Geld zugegeben!" rief Heinz in das laute Lachen hinein, faßte in die Tasche und brachte eine Hand voll Geld zum Vorschein, mit dem er laut klimperte. „Ich wollte sonst kein Stück nehmen. Wir müssen doch den Tag heute gleich feiern, sagte ich ihm, und er ließ sich auch wirklich bereden."

„Er wird wohl wissen, daß er's dreifach wieder herausschlägt; denn Vater wird doch nun alles bezahlen müssen," fiel der Alte ein. Innerlich erstaunte er über diese „Gerissenheit" des Ältesten, die er mit dessen Künstlersinn nicht recht in Einklang zu bringen wußte.

Unwillkürlich wurde er von dem Taumel, in dem sich alle befanden, mit fortgerissen. Jetzt, da nun endlich die langersehnte Hoffnung sich erfüllt zu haben schien, fühlte er sich mit seinen sonstigen Lebensansichten ohnmächtig. Er hätte auch gar nicht die Ruhe gehabt, über die nun kommenden Ereignisse seiner Gewohnheit nach zu grübeln; die Freude der Kinder steckte ihn an und versetzte ihn selbst in eine Art jugendlichen Rausches, der über seine Jahre triumphierte.

Die geheimnisvolle Macht des Geldes winkte aus der Ferne; sie lockte verführerisch und ließ ihre sinnbethörende Weise ertönen, die immer denselben Text hatte: Nun hat alle Not ein Ende; nun seid mir unterthan und gebraucht mich nach Kräften, blickt nicht mehr rückwärts, sondern vorwärts; dann wird sich Euer Schatz vermehren! Laßt das Gewissen Gewissen sein, schreitet über die hinweg, die nun weniger haben als Ihr. Schüttelt die Armut von Euch, die stets mißachtet wird, und geht nun in prunkenden Gewändern dahin, so wird man Euch schätzen, sich tief verbeugen und die Hüte ziehen!

In diesem kleinen Raume empfand er bereits den zersetzenden Einfluß des Geldes. Waren sie alle, die er auf seinen Knieen geschaukelt hatte, nicht schon durchdrungen davon? Wenn ein Fremder diese geröteten Gesichter sah, diese leuchtenden Augen, dieses allgemeine Aufgehen in dem Verlangen, die alte, schwere Bürde abzuwerfen, um nun leichter durchs Leben zu schreiten! Gewiß, es hatte den Anschein, als wären sie nur von der harmlosesten Freude ergriffen — er aber sah tiefer. Für ihn verbarg diese anscheinend sorglose Stimmung etwas Anderes, Schlimmeres: die Störung des bisherigen Friedens im kleinen, glücklichen Heim, des inneren Gleichgewichts der Seele — die Zertrümmerung der Genügsamkeit durch die Habgier.

Sprach nicht die Thatsache dafür, daß sie alle plötzlich wie in innerer Übereinstimmung ihre Arbeit verlassen hatten, um sich sofort mit Gütern aller Art zu beladen? Hatte nicht selbst dieses sonst so vernünftige Hannchen bei ihrer Frau Engel eine Anleihe gemacht, ganz aufs Geratewohl, ohne schon irgend welche Gewißheit zu haben? Selbst zugegeben, daß alles das nur im Taumel des Glücks geschehen sei — bezeichnend war es doch; zum mindesten gab es zu denken!

Die drei Ältesten und die Jüngste waren um den Tisch versammelt, damit beschäftigt, die eingekauften Sachen näher

zu betrachten. Sie plauderten und scherzten; Heinz riß seine Witze, und Fritz begann von seinem Kunstreiterideal zu schwärmen. Vater werde ihn nun hoffentlich aus der Lehre nehmen und ihn bei Renzen in die hohe Schule bringen.

„Wenn nicht anders, weißt Du — dann reiße ich heimlich aus," raunte er Heinzen zu, worauf dieser ihm den guten Rat gab, sich vorläufig ein Ponny kaufen zu lassen. Da fiele er wenigstens nicht so tief, wenn er 'mal in den Sand purzelte.

Der Alte hörte nicht darauf; er hatte sich auf den alten Korbstuhl am Fenster nieder gelassen, hielt den Kopf in die Hände gestützt und starrte vor sich hin. Die Wand erweiterte sich seinem Blicke; er sah geistig ins Wesenlose, ins Unendliche. Man achtete kaum auf ihn, that so, als wäre er gar nicht mehr vorhanden. Diese Thatsache empfand er am bittersten.



Plötzlich wurde er durch Robert aus seinem Brüten geschreckt.

Der jüngste Tetzlaff war von hinten leise an den Alten heran getreten, hatte ihn sanft umschlungen und sagte nun: „Was ist Dir denn, Großvater? Du bist ja plötzlich so ganz anders geworden! Woran denkst Du denn?"

Vater Wilhelm fuhr zusammen und strich mit der Rechten den Bart herunter.

„Ich sehe Irrlichter vor mir tanzen, mein Junge," erwiderte er und zog den Kleinen an sich.

„Wohl wie der Wanderbursche in der Erzählung des Schneiders heute früh, nicht wahr?"

„Ganz recht, nur mit dem Unterschiede, daß es sechse sind; für jeden von Euch eines. Selbst für Trudchen ein ganz kleines.“

„Die sollen uns wohl in den Sumpf hinein locken,“ sagte Robert leicht lachend.

„Sie werden es, wenn auch nicht in den Sumpf, so doch in die Gefahren des Lebens.“

„Und für Dich ist keins da?“

„Nein, mein Junge, mein Verstand ist nicht mehr zu berücken. Ich bleibe am festen Lande; hier in dieser einsamen Kammer will ich sterben, von hier aus soll man mich dereinst zu Grabe tragen.“

„Vater wird doch nun aber eine größere Wohnung mieten ... dann wirst Du doch mitkommen.“

„Auch dann nicht, mein Sohn. Vater wird sich nun ein Dienstmädchen halten, auch eine Köchin, und dann werdet Ihr alle mich nicht mehr vermissen. Ich bleibe hier und werde das liebe Nest bewachen, in dem Ihr Euch so wohl gefühlt habt. Wenn Ihr einst 'mal solltet wieder angeflogen kommen, dann werde ich Euch warm wie früher betten und Euch den Gutenachtkuß mitgeben in das Reich der Träume. Siehst Du, mein Junge, Du bist schon verständig; Du wirst mich begreifen. ... Eine alte Ruine läßt man gern abseits stehen, und ein altes Wrack nützt nichts mehr im Kampfe gegen die Wogen. Das bleibt am besten im Sande liegen oder hinter einem Felsen, der es vor den Stürmen schützt. Und ich möchte auch hinter so einem Felsen bleiben, wo Ruhe und Frieden ist, bis ich morsch werde wie die letzten Planken ... Ihr werdet mich dann hin und wieder besuchen; von Dir weiß ich, daß Du es oft thun wirst. — Und wenn unser liebes Mäuschen erst herangewachsen ist und in den Straßen Bescheid weiß, dann wird sie auch zu dem alten Großvater kommen, nicht wahr?“

Sie kam gerade angetrippelt, und so hatte er seine letzten Worte persönlich an sie gerichtet.

Nun nahm er sie auf das linke Knie und umschlang sie und Robert mit seinen Armen, so daß beide sich wie in einem Ringe befanden. Und er konnte nicht mehr an sich halten, neigte das Haupt, in dessen weiße Locken die Kleine ihre Händchen vergrub, tief auf die Brust und ließ große Thränen über die Wangen rollen.

Er hätte laut aufschluchzen mögen, so weh war ihm ums Herz — er wußte nicht, warum. Seine Brust war beklommen; schwere, dunkle Ahnungen durchzogen sein Gemüt, und er mußte daran denken, daß Franz mit denselben Gefühlen heute früh von ihm Abschied genommen hatte.

Eine mächtige Sehnsucht nach ihm erfaßte ihn; er hätte ihn hier haben mögen, um ihn ebenso im Arm halten zu können wie die beiden Jüngsten, an denen sein Herz am meisten hing.

Er stellte sich ihn vor, wie er, über die Arbeit gebückt, sich bemühte, Brot für die Seinen zu schaffen — ahnungslos, daß nun die Qual ein Ende haben könne, wenn er es wolle. Nun war sein Traum in Erfüllung gegangen; nun konnte er die hochfliegenden Pläne verwirklichen!

Und gerade deswegen fühlte der Alte nur Wehmut in seinem Herzen. Es war ihm, als sollte er gegen seinen Willen in ein fernes Land unter fremde Menschen versetzt werden, wo niemand ihn verstünde. Immer heißer drang es ihm in die Augen.

Die drei Ältesten lachten noch immer und ergötzten sich an alledem, was sie sich vorzunehmen gedachten.

„Großvater, lieber Großvater, weshalb weinst Du denn?“ fragte Robert leise und erstaunt.

Er beugte sich tiefer hernieder und drückte sein Gesicht an das des Alten, der leise zurück gab: „Still! Die andern brauchen das nicht zu wissen.“

„Ich will ja niemals von Dir gehen; ewig will ich bei Dir bleiben," schmeichelte Robert weiter.

Trudchen wühlte nun mit beiden Händen in des Greises Haar und sagte lachend: „Soll ich Dich 'mal ziepen, Großväterchen?"

„Nun natürlich; jetzt werden wir doch alle den neuen Menschen anziehen!" platzte Heinz laut heraus. „Aber ums Himmels willen nicht an der Scholle kleben bleiben; das ist gut für Duckmäuser, is aber nischt für freie Jeister, die so ins Jroße, Allmächtige, Übermenschliche hinausstürmen wollen!.. Die Welt will eben, daß man ihr Sand in die Augen streut. Streuen wir also, Herr Zirkusdirektor Namens Fritz Tetzlaff!"

„Heute scheinst Du aber wirklich gewachsen zu sein," fiel Hannchen lachend ein; „Du nimmst ja den Mund ordentlich voll!"

„Machen wir immer so. Der Egoismus beherrscht die Welt. Wer mich zertreten will, mit dem mache ich's zuerst."

„Weine doch nicht mehr, Großvater!" flüsterte Robert abermals leise. „Ich schwöre Dir, Dich niemals zu verlassen. Immer will ich lieb und gut zu Dir sein; ich weiß wohl, was Dir jetzt so nahe geht."

Der Alte erhob den Kopf und drückte Bruder und Schwesterchen kraftvoll an sich. Es war, als wollte er in diesem Druck der Arme seine ganze Liebe für sie hinein legen; dann küßte er Robert nnd auch die Kleine, die seine Thränen noch gar nicht bemerkt hatte.

In diesem Augenblicke drang das laute Heulen eines Hundes herein, das unstreitig aus des Schneiders Wohnung kam.

„Nanu, da wird wohl 'n Schwein geschlachtet!" sagte Heinz scherzend.

„Das ist Pollo, der Keile bekommt,“ fiel Fritz ein; „er hat ja das Los gefressen.“

„Richtig, der arme Säuberling!“ meinte Hannchen.

Erneuertes Heulen ertönte; dann wurde eine Thür zugeschlagen, und Tritte erschallten auf dem Flur. Laute Worte, die man nicht verstehen konnte, begleiteten sie.





Meister Säuberling in Nöten.

Es klopfte, und Meister Säuberling trat in großer Aufregung herein. Niemals hatten sie ihn in einer derartigen Verfassung gesehen. Er sah bleich wie ein Geist aus; das Haar war zerzaust, die Augen erschienen gerötet, die Brille hatte er diesmal weit auf die Stirn hinauf gerückt.



Diesem erregten Zustande paßte sich auch sein Äußeres an. Der Hemdkragen saß ihm schlecht, die Binde schief; die Rockärmel hatte er in die Höhe gestreift; sein ganzer Anzug war mit Bettfedern und mit Staub bedeckt.

„Es muß sein, es geht nicht anders! Ich muß ihm den Garaus machen!“ sagte er außer Atem, nachdem er gegen seine Gewohnheit die Thür etwas unsanft geschlossen hatte.

„Sie seh'n ja jut aus! Sie haben woll unterm Bett jelegen?“ fiel Heinz sofort lachend ein.

„Sehe ich wirklich so aus?“ erwiderte der Schneider ziemlich ungehalten.

Er warf einen Blick in den Spiegel. „Wirklich, ich habe die ganze Diele auf dem Rücken! Wunder auch! Auf allen Vieren bin ich gekrochen wie ein Dachs, überall hin — unter das Sopha, unter Tisch und Stühle. Die Kommode habe ich weggerückt, in der Asche vom Ofen habe ich gewühlt — es ist nicht zu finden. Ich glaubte, ich könnte es doch verlegt haben; aber nun steht partuh fest, daß er es gefressen hat."

„Das nennen Sie verlegen, in die Asche vom Ofen? Ick danke!" bemerkte Heinz wieder, der die Aufregung des Nachbars durchaus nicht zu würdigen verstand, sich vielmehr außerordentlich darüber belustigte.

Fritz lachte schallend auf; der Schneider aber sagte wieder: „Was thut man nicht in der Verzweiflung! Man will doch nichts unversucht lassen, wenn man sich auch selbst belügt. Es ist doch keine Kleinigkeit, plötzlich ein Tier töten zu müssen, mit dem man jahrelang wie mit einem guten Freunde zusammen gelebt hat. Was habe ich armer, alter Mann sonst weiter gehabt auf der Welt als ihn, der mich wie ein Mensch versteht, wenn er auch nicht sprechen kann? Auch Menschen müssen büßen, wenn sie Unrechtes gethan haben; also kann er auch büßen. Das Los muß ich haben, unter allen Umständen! Und deshalb, mein lieber Großvater Tetzlaff, hätte ich die Bitte, Sie möchten die Güte und die Freundlichkeit haben, mir Ihr langes und scharfes Küchenmesser zu leihen. Meine taugen alle nichts, und große Schmerzen möchte ich ihm in seiner letzten Stunde nicht noch bereiten."

„Was? Pollo soll wirklich geschlachtet werden? Das kann doch Ihr Ernst nicht sein, Herr Säuberling!" rief Hannchen entrüstet aus. Trudchen aber fing sofort an zu weinen und schrie jämmerlich: „Pollo nicht sterben! . . . Pollo leben bleiben! . . ."

„Wenn Sie das thun, Meister Säuberling, dann sind wir geschiedene Leute; dann spreche ich nie ein Wort mehr mit Ihnen," sagte nun auch Fritz. „Sie wissen, wie gern wir alle

Pollo haben — ich am meisten. Glauben Sie denn, ich hätte ihn umsonst dressiert?

„Aber mein lieber Herr Fritz, Sie müssen doch bedenken —"

„Wer hat denn dafür gesorgt, daß er die schönen Kunststücke kann, Meister Säuberling? Ich, ich ganz allein. Und nun wollen Sie dem armen Kerl den Bauch aufschlitzen! ... Pfui, das hätte ich nie von Ihnen geglaubt!"

„Is nich; erst muß er von mir modelliert werden, dann können Sie mit ihm machen, was Sie wollen," fiel Heinz ein.

Da nun auch Hannchen in ihn drang und Trudchen sich nicht beruhigen ließ, stand der Schneider wie ratlos da. „Aber so fragen Sie nur Ihren Bruder, den Herrn Robert; ich habe bereits ausführlich mit ihm darüber gesprochen ... Was soll ich thun, was soll ich thun? Nun machen Sie mich alle noch verrückter, als ich schon bin!"

Seine Stimme war weinerlich geworden; händeringend lief er durchs Zimmer. Plötzlich blieb er wieder stehen und sagte:

„Wissen Sie was, Herr Fritz? Sie sind jetzt reiche Leute geworden — nun werden Sie gewiß ein großer Kunstreiter werden. Da Sie Pollo nun einmal gern haben, so kaufen Sie ihn mir ab; dann können Sie mit ihm reisen und Vorstellungen geben. Ich weiß dann wenigstens, daß er gut aufgehoben ist, und das wird mich trösten. Wenn Sie dann 'mal nach Berlin kommen, um Ihre Kunst zu zeigen, dann werde ich ihn wieder einmal auf den Arm nehmen und ihn streicheln. Wollen Sie?"

„Das wär' 'ne Idee; daran habe ich ja noch gar nicht gedacht!" rief Fritz begeistert aus. „Zwanzig Mark sollen Sie haben. Damit wird Vater gewiß einverstanden sein."

„Die paar Groschen können Sie übrigens sofort kriegen," fiel Heinz großmütig ein und langte abermals eine Hand voll Geld hervor, das er lose in der Tasche trug.

„Mein Gott, haben Sie schon viel Moos! Gold ist auch dazwischen," sagte der Schneider mit einem staunenden Blick.

„Das ist gewiß schon ein Teil von dem Gewinn. O, du lieber Himmel, du grundgütiger Himmel, es ist ja nicht zu sagen, was für eine elende Kreatur ich bin! Die Augen gehen mir ja über, wenn ich das sehe! Und ich könnte es ganz ebenso haben, wenn ich besser aufgepaßt hätte."

Sein Anblick war nun bemitleidenswert. Wie zusammengeschrumpft stand er da, geneigten Kopfes, die Hände gefaltet, die Kniee herausgedrückt. Selbst der Hals schien seine Gelenkigkeit verloren zu haben, denn die Nase bewegte sich jetzt nicht mehr so oft nach rechts und links; ihre Drehungen und Wendungen waren maßvoller, und sie glich nun mehr einem Steuer, das langsam aber sicher regiert wird.

Heinz that so, als wollte er Geld abzählen, ließ aber dann das Ganze in die Tasche zurück fallen und sagte so von oben herab: „Wir können ja die Kleinigkeit heute abend abmachen. Ich sehe eben, daß ich erst wechseln müßte."

„Lassen Sie ruhig das Geld stecken; wir wären doch nicht einig geworden," erwiderte Säuberling. „Wenigstens bei solch einem Preise nicht. Unter tausend Mark würde ich ihn jetzt doch nicht lassen."

Heinz lachte laut auf. „Tausend Mark! Sie sind jut, Sie können so bleiben! Dafür bekommt man ja schon das schönste Reitpferd."

„Ja, aber eines, das kein Los gefressen hat. Bedenken Sie doch, daß ich Ihnen ein Vermögen verkaufe! Wenn Sie nun auf den Einfall kämen, Pollo zu schlachten, und das Los fänden und sich den Gewinn auszahlen ließen, dann hätten Sie doch das feinste Geschäft von der Welt gemacht. Und wenn ich dann sagen würde, Sie sollten mir etwas abgeben, dann würden Sie mich auslachen. Und ich würde krank werden vor Ärger und sterben. Nein, tausend Mark müßten Sie schon geben! So ein gelehriger Pudel obendrein! . . . Was sagen Sie denn dazu, mein lieber Herr Großvater Tetzlaff? Sie sprechen ja gar nichts."

Der Alte hatte allerdings keinen Laut von sich gegeben, sondern ruhig vom Fenster aus der Unterhaltung zugehört. Die Augen waren noch feucht, und so war sein Schweigen eine Folge seiner inneren Erschütterung gewesen, die noch in ihm nachwirkte und einen jähen Stimmungswechsel nicht vertragen konnte.

„Ich staune und bewundere, Meister," sagte er, „und habe eben darüber nachgedacht, wie schnell doch die Gesinnung eines Menschen sich ändern kann. Im Handumdrehen kann aus einem edlen Manne ein schlechter Kerl werden."

Der Schneider drehte sich langsam um und zeigte ein erschrecktes Gesicht. „Damit werden Sie mich doch nicht meinen, mein verehrter Herr Tetzlaff! Oder halten Sie mich wirklich für einen schlechten Kerl?"

„Entscheiden Sie einmal selbst, Meister! Dort auf dem Stuhl haben Sie heute früh gesessen, Ihren Pudel auf dem Schoß, haben ihn gedrückt und förmlich geherzt und gesagt, nie würden Sie sich von ihm trennen. Uns allen ist das nahe gegangen, und ich war so bewegt davon, daß ich Ihnen sagte, ich lernte Sie dadurch erst von der richtigen Seite kennen ... Nun entwickeln Sie wieder eine ganz neue. Sie sind wie umgewandelt, alle guten Vorsätze haben Sie vergessen. Man kennt Sie gar nicht mehr wieder. Sie kommen mir vor wie ein Geizhals, der eher seine Kinder verlieren würde als seine Schätze."

Der Schneider blickte still vor sich hin, als wollte er das Gehörte bestätigen.

„Heute früh ahnte ich auch noch nicht, daß unsere Nummer gewinnen würde," brachte er dann tonlos wie gedemütigt hervor. „Da können Sie sehen, mein lieber Herr Großvater, was das Geld für einen Eindruck auf den Menschen macht. Ich hätte das selbst nicht geglaubt; aber es ist nicht zu ändern. Ist es doch gerade, als wenn der Teufel mich gepackt hätte! Glauben Sie nur nicht, daß ich Sehnsucht danach habe, ein

Schlemmerer zu werden, um mir womöglich die Füße in Champagner zu baden, wie ich 'mal gelesen habe, daß es ein reicher Russe gethan hat. Gott bewahre — niemals werde ich ein Verschwender werden. Aber sehen Sie — bis heute bin ich ein armer Flickschneider geblieben, weil ich niemals emporkommen konnte! Wie oft habe ich gedacht, du würdest glücklich, wenn du dir nur noch einen Gesellen halten könntest; dann würden gewiß auch Aufträge kommen! Man muß doch einmal zeigen, was man gelernt hat. Es wäre ja nur, daß man 'mal die Aussicht hätte, nicht hinter irgend einem Zaun krepieren zu brauchen, wenn man alt und arbeitsunfähig sein wird. Sehn Sie, daher mein Schmerz jetzt. Was liegt auch schließlich an einem Tiere, wenn es sich darum handelt, einen armen Kerl glücklich zu sehen? Der Mensch ist doch das Ebenbild Gottes, wie es in der Bibel steht. Also bin ich auch mehr als so ein vierfüßiges Ungeheuer ... Leihen Sie mir also, bitte, das Messer! Ich kann die Zeit kaum erwarten."

„Geben Sie ihm doch ein Laxiermittel," sagte Vater Wilhelm, der angesichts der trostlosen Verfassung des Schneiders seinen derben Humor wieder in sich regen fühlte.

Die Kinder brachen in ein herzhaftes Lachen aus; Meister Säuberling aber blieb ernst. Der Vorschlag erschien ihm viel zu wichtig, als daß er ihn hätte lächerlich finden sollen.

„Meinen Sie, Herr Tetzlaff? ... Ist das Ihr Ernst?" fragte er mit einem Gesicht, das mit seinem traurigen Ausdruck sich ungemein komisch ausnahm.

Ein neuer Heiterkeitsausbruch ertönte; selbst Trudchen, die nicht wußte, worum es sich handelte, stimmte vergnügt mit ein.

„Ja, worüber lachen Sie denn nur? ... Das ist doch ein sehr vernünftiger Vorschlag vom alten Herrn Großpapa."

Plötzlich wurde er wieder anderer Ansicht. „Nein, das geht doch nicht; nein, nein, nein! ... Ich könnte mir alles verderben. Geben Sie mir schon lieber das Messer!"

Der Alte machte eine abwehrende Bewegung. „Wenn Sie aber das Los nicht finden, Meister, was dann?“

„Ja, was dann? ...“

Der Schneider blickte wie ratlos auf die Diele. „Ja, was dann, was dann? ...“ wiederholte er langsam. Dann hob er mit einem Ruck den Kopf in die Höhe, machte eine gleichgiltige Handbewegung und fügte kurz hinzu: „Dann ist er eben tot, und ich bin zufrieden.“

„So, dann wären Sie also beruhigt, nachdem Sie das Tier unschuldig hingeschlachtet hätten?“

„Ja, dann hätte ich doch Gewißheit, mein lieber Herr Großvater; das ist ja eben der Hauptwitz! Weiß ich, daß er's nicht gefressen hat, dann werde ich den Verlust schließlich verschmerzen und mich damit trösten, daß ich selbst das Los verbracht habe, und daß wenigstens kein anderer den Gewinn einheimsen konnte. Wenn aber nun der Pudel so jeden Tag vor meinen Augen ist, dann wird das immer Gift für meine Seele sein, und ich werde keine ruhige Minute haben. Das Ende vom Liede wird sein, daß ich ihn hassen werde wie meinen ärgsten Feind, und daß er jeden Tag seine Prügel bekommen wird wie vorhin — Sie haben es wohl gehört?“

„Bis er Ihnen 'mal ordentlich die Waden aufreißen wird,“ fiel Fritz ein. Hannchen aber sagte: „Wie kann man nur so gefühllos sein! Lassen Sie den Pollo leben; lieber will ich Ihnen tausend Mark von meinem Teile abgeben.“

Der Schneider schlug die Hände über den Kopf zusammen, als er erfuhr, daß sie ebenfalls ein Zehntel gewonnen habe. Das trieb ihn innerlich erst recht dazu, seinen Plan zu Ende zu führen.

„Sie also auch!“ stöhnte er. „Glück und Segen überall — du grundgütiger Himmel! Und ich sollte allein ganz leer ausgehen?“

Plötzlich brach er in helle Wut aus. „Nein, nie und nimmer! Ich will auch gar keine Almosen von Ihnen haben, verstehen Sie?! ... Sie brauchen sich gar nicht über mich lustig zu machen und mich aufzuziehen, verstehen Sie?! Ich werde

schon zu meinem Lose kommen und auch zu meinem Gewinne, verstehen Sie?! Sie wollen schon jetzt die reichen Leute heraus beißen; das sieht man ja, sonst würden Sie mir beistehen in meinem Elend, anstatt mich mit Spott zu begießen. Aber wer zuletzt lacht, lacht am besten. Verstehen Sie?! Ich werde gar keine Bestellung mehr von Ihnen annehmen, wenn ich erst meinen Laden haben werde ... Sie denken wohl, Sie können den armen Leuten jetzt auf die Köpfe spucken. Großkozig sind Sie geworden, verstehen Sie?! Abhalten wollen Sie mich von meinem Glück, das habe ich schon längst bemerkt. Ich durchschaue jetzt alles. Aber ich werde mich nicht beirren lassen; ich kann mit meinem Pudel machen, was ich will. Verstehen Sie?! Und wenn ich Hundeklein aus ihm machte, das ginge Sie auch nichts an. Verstehen Sie?! ... Vor Ihnen, Herr Großvater Tetzlaff, habe ich immer allen Respekt gehabt; aber nun sehe ich ein, wie schlecht Sie mir gesinnt sind, und deshalb will ich auch Ihr Messer nicht haben. Verstehen Sie?! Und Flickarbeit nehme ich von Ihnen erst recht nicht mehr an. Verstehen Sie?! Ich empfehle mich Ihnen bestens."

In großer Aufregung eilte er zur Thür hinaus.

„Verstehn Sie?!" höhnte Heinz hinter ihm her. „Der hat doch 'n echten Rappel jekriegt," fügte er hinzu.

„Ja, aber der ist nicht viel größer als der eurige," bemerkte Vater Wilhelm, den die plötzliche Umwandlung des Schneiders mehr heiter als ernst gestimmt hatte. „Da kann man sehen, daß die Habsucht einen lammfrommen Mann zu einem Tiger machen kann."

Fritz und Hannchen wollten dem erregten Schneider folgen, um ihn zu beruhigen — vor allen Dingen that ihnen Pollo leid. Der Alte hielt sie aber zurück.

„Laßt ihn nur ruhig austoben. Es wäre auch ganz zwecklos. Will er sein Vorhaben ausführen, so werdet Ihr ihn auch nicht davon abhalten können. Er thut mir leid." — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Meister Säuberling sein Zimmer betrat, hatte er die feste Absicht, seinem Hunde an das Leben zu gehen. Er drehte den Schlüssel im Thürschloß herum und blieb eine Weile horchend stehen. Als er sich davon überzeugt hatte, daß ihm niemand nachgekommen war, lachte er leicht auf. Es klang wie tiefer Ingrimm, der sich Bahn brechen mußte.

„Die wollen mich dumm machen," sprach er vor sich hin. Abermals lachte er auf.

„Wo steckst Du denn, Du ungezogene Bestie? So mach Dich nur bereit; Dein letztes Stündlein hat geschlagen!" sagte er dann und sah sich im Zimmer um.

Da er den Hund nirgends erblickte, so rief er mehrmals nach ihm, ohne indessen irgend ein Geräusch zu vernehmen.

„Aha, jetzt bist Du feig geworden und hast Dich verkrochen! Das ist nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei Euch Tieren der Fall. Wenn das böse Gewissen schlägt, dann scheut man das Licht des Tages. Aber das hilft Dir alles nichts; ich werde Dich schon finden. Du weißt doch, meine Stube ist nicht so groß wie das Tempelhofer Feld, wo man nicht 'mal ein Armeecorps sieht, wenn große Parade ist. Nun, ich will Dir diese letzte Ruhe noch gönnen; das macht man ja mit den größten Verbrechern so. Und eine Henkersmahlzeit sollst Du auch noch bekommen. Da habe ich noch einen Schinkenknochen; das bißchen Fleisch werde ich noch zu mir nehmen, die Schwarte und der Knochen sollen für Dich sein — daran kannst Du Dich noch einmal delektieren! . . . Du hast darauf nichts zu erwidern? — Das glaube ich wohl. Wenn man sich schuldig fühlt, dann schweigt man am besten!"

Er ging nun umher, als wüßte er nicht, was er eigentlich beginnen sollte. Überall, wohin er blickte, sah es trostlos aus. Es war, als hätten Diebe hier gehaust, oder als wäre ein Verrückter auf den Einfall gekommen, alles zu durchwühlen und auf den Kopf zu stellen.

Mitten im Zimmer lag ein großer Berg Flicken, in welchem Pollo während der kurzen Abwesenheit seines Herrn herzhaft herumgeschnüffelt hatte. Röcke, Hosen und Westen, teils ausgebessert, teils durchlöchert und aufgetrennt, lagen wild umher auf dem Boden, auf Tisch und Stühlen. Die Schubladen der alten Kommode waren weit aufgerissen und ihr Inhalt ebenfalls in wilder Hast hervorgeholt. Zeitungen und Papierfetzen waren umhergestreut, das Plättbrett ruhte auf dem Sopha, das Bügeleisen stand auf einem Teller mit Überresten von Kartoffeln; selbst das Goldfischglas, der Stolz des Meisters außer Pollo, lag umgekippt auf der Diele. Da hier eine Vertiefung war, so hatte das Wasser einen Teich gebildet, in dem ein kleines Fischlein, das letzte seines Stammes, vergeblich nach Luft rang.

Über diese wüste Unordnung ließ Meister Säuberling seinen Blick jetzt gleiten, nachdem er die Brille wieder der Nasenspitze



zugeführt hatte. Er verschränkte die Arme und überlegte gleich einem Feldherrn, der auf den Trümmern eines Schlachtfeldes den Plan zu einem neuen Angriff ersinnt. Was sollte er thun? Erst die Toten begraben — er meinte natürlich damit die Flicken und Kleidungsstücke, die umher lagen — und dann

erst den Kampf beginnen, oder sofort dem Feinde auf den Leib rücken?

Es schien ihm das eine Frage zu sein, die einer längeren Überlegung würdig sei. Er setzte sich auf den einzigen Rohrstuhl im Zimmer, schlug die Beine übereinander, stützte das Kinn in die rechte Hand und überließ sich seinen Gedanken.

Es wäre doch wohl besser, ich ließe alles stehen und liegen und machte die Sache so schnell als möglich, dachte er. Große Thaten soll man sofort ausführen und nicht auf die lange Bank schieben, sonst schrumpfen sie zusammen. Ich habe das 'mal irgendwo gelesen ...

Ein leises Knurren ließ sich plötzlich vernehmen, das vom Sopha her kam.

„So, meldest Du Dich doch endlich?“ sagte er nun laut. „Das ist doch wenigstens etwas! Du willst doch nicht etwa murren, oder Dich auflehnen gegen meine Bestimmungen? Daraus mache ich mir gar nichts; das kann ich Dir nur sagen. Gleich werde ich Dir Dein Todesurteil verlesen, und dann sollst Du 'mal sehen, wie fix ich Dir das Lebenslicht ausblasen werde!“

Mit einem Ruck erhob er sich, zog den Rock aus und streifte sich die Hemdärmel auf, so daß die mageren Unterarme bis zum Ellbogen sichtbar wurden. Dann nahm er ein Messer vom Tisch und begann es an der großen Zuschneideschere zu wetzen.

„Hörst Du Deinen Grabgesang? Du — kannst Du nicht antworten? ... Nun werde ich etwas Wasser in die Wanne gießen, und wenn Du Dich wehrst, so werde ich Dich binden und einen Knebel Dir in den Rachen stecken!“

Er hörte eine Weile auf mit dem Schärfen und neigte den Kopf, um zu horchen. Da nichts sich regte, so ließ er das Messer weiter ertönen. Dann legte er es wieder auf den Tisch und ging in die kleine Küche, wo er ein Waschfaß nahm und am Hahn der Leitung bis zur Hälfte füllte.



I 10 S. 248

Dann nahm er ein Messer vom Tisch und begann es an der großen Zuschneideschere zu wetzen.

Beladen mit der Last kehrte er zurück. Als er es neben den Stuhl gestellt hatte, wurde er wieder unschlüssig. „Es ist doch wirklich kalt hier; ich werde noch ein paar Stücke auflegen," sprach er vor sich hin, öffnete die Thür des eisernen Ofens, dessen Rohr in den Kachelofen führte, und legte einige Kohlen auf.

„So — nun werde ich Dir die letzte Mahlzeit geben! Ich will auch ein bißchen essen, denn mit leerem Magen macht sich so etwas schlecht. Und das wäre doch keine schöne Musik, wenn Du knurrtest und mein Magen auch."

Er wickelte aus einem Papier die Überreste eines Schinkenknochens, schnitt das wenige Fleisch für sich ab und legte dann den Knochen auf einen Teller, den er neben das Faß auf die Diele stellte. Dann setzte er sich wieder auf den Stuhl.

„Nun, Pollo, komm einmal vor!"

Er pfiff, und gleich darauf wurde unter dem Sopha das Kratzen von Pfoten laut. Die wenigen übrig gebliebenen Fransen an dem Bezuge bewegten sich, und der schwarze Kopf des Pudels kam zum Vorschein. Die Schnauze berührte fast den Boden, die langen Ohren hingen traurig herab; nur die Augen leuchteten in dem Halbdunkel, das der Schatten der Tischplatte geschaffen hatte.

Meister Säuberling hatte seinen Blick auf ihn gerichtet. „Du willst wohl erst schnüffeln, ob die Luft rein ist, wie? Immer näher, wenn ich bitten darf! Genieren Sie sich nicht, mein Herr Hund! Ich kann mir ja denken, daß der Gang zum Richtplatz etwas schwer ist; aber Du hättest früher bedenken sollen, was die Folgen sind, wenn man gegen die gesellschaftliche Ordnung verstößt ... Nun komm, allong! Laß Dich nicht erst lange nötigen, sonst nehme ich Dir den Knochen wieder weg und koche mir morgen eine Erbsensuppe damit."

Um seine Worte zu bekräftigen, pfiff er aufs neue. Langsam kam der Pudel näher, in geduckter Haltung, immer die Augen auf seinen Herrn gerichtet. Er rutschte förmlich auf

dem Bauch, furchtsam und zitternd, als verstünde er, was man mit ihm vorhabe.

Der Schneider lachte, trotzdem er sich vorgenommen hatte, dem Tiere keine freundliche Miene mehr zu zeigen. Er hielt das für notwendig, um nicht wankelmütig zu werden.

„Na, nun komm nur," sagte er freundlich und klatschte mit der Hand aufs Bein. Der Hund war wie umgewandelt, richtete sich auf, wedelte mit dem Schweife und sprang dann mit einem mächtigen Satze auf ihn zu.

Meister Säuberling wollte sich seiner erwehren.

„Laß das nur jetzt; die dicke Freundschaft hat ein Ende! Das macht den Abschied nur noch schwerer."

Diesmal zitterte seine Stimme. Und als Pollo ihm trotz alledem die Hände zu lecken begann, strich er ihm das Fell und nahm den Kopf zwischen beide Hände. Dann aber gab er dem Hunde plötzlich einen Stoß. Er wollte nicht schwach werden; der Gedanke an den Gewinnverlust beherrschte ihn wieder.

„Nun friß — marsch! Ich verstehe schon — Du willst meine Schwäche ausbeuten; aber diesmal falle ich nicht darauf herein ... Was guckst Du mich denn so groß an? Du denkst wohl, Deine Augen können bezaubern? Bilde Dir nur nicht so etwas ein! Das war früher; heute kannst Du es aber nicht mehr ... So, Du wedelst noch mit dem Schweife und freust Dich? Du willst mich wohl obendrein noch auslachen? Na warte! Was soll ich mich denn darüber noch ärgern! Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und das werde wohl ich sein. Nun friß, und dann stirb!"

Pollo machte in der That ein ganz vergnügtes Gesicht, soweit ein Hund eben dazu imstande ist. Er schien die fürchterlichen Drohungen seines Herrn als das gerade Gegenteil aufzufassen, denn plötzlich fing er an laut zu winseln, und zum Überfluß bellte er dann. Er stand einige Schritt vom Meister entfernt und blickte ihn unverwandt an.

Der Schneider vernahm ein leises Klatschen von der Kommode her und drehte sich um. Der kleine Goldfisch fühlte sich unbehaglich auf der Diele und wälzte sich hin und her.

„Sieh einmal, wie der nach Luft schnappt! So wird es Dir auch bald gehen. Aber er hat es nicht um Dich verdient; ich will ihm doch frisches Wasser geben. Zwei Leichen im Hause wäre etwas viel.“

Er erhob sich und füllte das Glas mit Wasser, das er dann auf die Kommode stellte. Währenddessen schnupperte Pollo an dem Goldfisch.

„Wirst Du wohl da weg!“ rief der Schneider. „Du willst ihn wohl auffressen, das wäre so was! Am Ende fände ich ihn dann in dem Lose eingewickelt, wenn Dein Bauch aufgeschlitzt wird.“

Pollo winselte abermals freudig und schlug aufs neue an.

„Der Witz gefällt Dir wohl, was? Aber ich kann Dir nur sagen, daß das der reine Galgenhumor ist.“

Er hatte das Fischlein ins Wasser gelegt. Sofort plätscherte es lustig umher; der Schneider beobachtete das einige Augenblicke, und dabei ging ein wohlgefälliges Lächeln über sein Gesicht. In diesem Augenblicke war er wieder ganz der harmlose Meister Säuberling, der keiner Fliege etwas zuleide zu thun vermochte und beim täglichen Anblick seines Goldfisches die Freude eines Kindes empfinden konnte.

Dann nahm er wieder Platz und begann den Schinken zu essen. Pollo aber bearbeitete mit der ganzen Kraft seiner gesunden Zähne den Knochen, so daß dessen Knirschen und Klappern laut durchs Zimmer schallte.

Endlich waren beide fertig.

Der Schneider wischte das Messer an einem Stück Papier ab und begann es abermals an der großen Schere zu wetzen. Pollo leckte unbekümmert an dem Knochen, um ihm den letzten Rest zu nehmen.

Säuberling hielt inne. „Nun mach einmal schön!“

Der Pudel that, wie ihm geheißen. Einige Augenblicke trippelte er auf den Hinterfüßen unsicher hin und her; dann bemühte er sich, still zu stehen. Die Vorderpfoten gesenkt, blickte er aufmerksam auf seinen Herrn.

„Du wirst wohl davon gehört haben, daß man jedem, der zum Tode verurteilt ist, noch einen letzten Wunsch erfüllt. Hast Du noch einen solchen? So rede nur frei heraus, Du verstehst mich doch?“

Pollo bellte auf, wackelte mit dem Kopf, hopste an seinen Herrn heran und legte die Vorderpfoten auf dessen Knie. Der Schneider hielt das Messer in der gesenkten rechten Hand. Da der Pudel an der Klinge Fett witterte, so begann er sie abzulecken.

Das fand Meister Säuberling so komisch, daß er lachte. „Schneide Dich nur nicht — es hilft alles nichts! Du willst wohl das Messer bestechen, indem Du es liebkost?“

Plötzlich machte er eine unwillkürliche Bewegung, so daß die Messerspitze Pollos Nase empfindlich zu nahe kam. Der Pudel stieß ein kurzes Schmerzgeheul aus, ließ sich auf alle Viere nieder, wich zurück und versuchte mit der Zungenspitze die gefährdete Stelle zu erreichen.

„Hat es weh gethan, mein Pollochen? Oh — das thut mir leid! So komm doch her.“



Des Meisters Stimme war plötzlich weich geworden. Er legte das Messer weg und streckte die Arme aus. Der Hund sprang ihm mit einem mächtigen Satz auf den Schoß.

„So zeig doch einmal her … wo ist die Stelle?“

Er nahm des Pudels Kopf zwischen die Hände, rückte an seiner Brille und beugte sich

tief über das Tier. Pollo verdrehte die Augen zu einem dankbaren Blick, so daß das Weiße in ihnen zu sehen war.

„Wahrhaftig, da ist ein blutiger Punkt, so groß wie eine Stecknadel! Du armes, gutes Tier — das war ja nur eine Ungeschicklichkeit von mir; ich habe es wirklich nicht gern gethan ... Warte nur, ich werde die Stelle etwas kühlen, und dann — —"

Er griff mit der hohlen Hand in die Wanne und träufelte etwas Wasser auf die Schnauze des Hundes. Pollo ließ es sich gern gefallen. Und als der Schneider ihn fragte, wie es ihm gefalle, wedelte er mit dem Schweife.

„Da wir einmal dabei sind, wollen wir es gründlich machen," fing Meister Säuberling wieder an. „Kleine Ursachen haben große Wirkungen, habe ich oftmals gelesen. Da kann ja vielleicht eine Blutvergiftung entstehen, oder Du stößt Dich irgendwo, dann thut es noch weher ... Weißt Du was? — Ich werde Dir etwas Seifenpflaster drauf kleben, ich habe noch welches."

Der Schneider ließ den Hund sanft zur Erde nieder, erhob sich und suchte in einem alten Kammkasten, der auf der Kommode stand. Währenddessen sagte er: „Nein, mein Pollo — Du darfst nicht denken, daß ich nicht wüßte, was Schmerzen sind. Wenn ich auch nicht Mitglied vom Tierschutzverein bin, so habe ich doch ein Herz für wehrlose Geschöpfe."

Er hatte das Pflaster schon in der Hand, wandte sich nun langsam um und blieb unthätig stehen.

„Ja, aber was rede ich denn da alles für dummes Zeug? Was, was —"

Er vollendete den Satz nicht. Mit halb geöffnetem Munde starrte er auf den Hund, als hätte er plötzlich an ihm etwas entdeckt, was er nie vorher gesehen hatte. Dann schlug er sich mit der flachen Hand mehrmals gegen die Stirn und ging langsam im Zimmer auf und ab, den Blick zu Boden gerichtet. Seltsame Gedanken bewegten ihn, die mit so großer

Macht auf ihn einstürmten, daß es ihm schwer wurde, sie ganz zu fassen. Er hatte sich plötzlich bei einem Widerspruch seiner Gefühle ertappt, über welchen er hätte laut auflachen mögen, wenn ihm seine ganze Verfassung nicht zu ernst gewesen wäre.

Wiederholt blieb er stehen, schüttelte den Kopf und machte „hm, hm.“ Pollo saß auf den Hinterfüßen und verfolgte ihn mit seinen Augen.

Plötzlich blieb der Meister vor ihm stehen und sagte:

„Ja, was ist denn eigentlich mit uns beiden? Sind wir verhert? Kannst Du mir sagen, was eigentlich hier vorgeht? Sitzt denn außer Dir noch ein Satan hier, der mich in seiner Gewalt hat? Hast Du vielleicht einen Bund mit ihm geschlossen, daß er mir mein bißchen Verstand rauben soll? Oder hast Du mir in der Nacht mein Herz gestohlen und es mir jetzt wiedergegeben? Wenn Du nun reden könntest, könntest Du mir helfen, das alles zu erklären, was ich noch immer nicht verstehe. Wenn sich zwei unterhalten, kommt man bald auf die Lösung des Rätsels. Und das große Rätsel bei uns hier im ärmlichen Zimmer besteht darin, daß ich Dich töten will, und daß es mir schon durch und durch geht, wenn Du einen kleinen Riß auf der Nase hast; da hast Du schon geheult und mir leid gethan, wie soll es denn nun erst werden, wenn ich in Deinen Eingeweiden wühle! ... Du bist ein großer Schafskopf, daß Du nicht antworten kannst. Ich werde Dich nun betäuben müssen, damit Du ganz sanft ins Jenseits gehst ... Aber das Pflaster will ich Dir doch erst auflegen.“

Er hielt es noch in der Hand, setzte sich aufs neue, knippste mit der Schere ein Stückchen ab und zog den Hund zu sich heran. Die Arbeit war bald gethan. Mit verschränkten Armen starrte er dann wieder vor sich hin, während der Pudel ein unangenehmes Gefühl verriet.

Der Meister überlegte abermals, wie er am besten ans Ziel käme. Er dachte und dachte.

„Du wirst ihn leben lassen, sonst gehst Du auch daran zu Grunde," murmelte er vor sich hin. Sofort aber stieß er diesen Gedanken wieder um. Vor seinen Augen blinkte Gold; seine Einbildung machte die tollsten Sprünge: im Geiste sah er sich entrückt allem Elend, erblickte er sich als wohlhabenden Mann. So kam er aus einem Gefühl ins andere. Wahnwitz und Vernunft wechselten in bunter Reihenfolge.

„Nein, es geht ja doch gar nicht, es muß sein!" stöhnte er wieder vor sich hin. „Es ist meine einzige Rettung."

Die Energie gab ihm einen Stoß. Mit einem Ruck ergriff er mit der Linken den Hund und mit der Rechten das Messer. Seine Augen hatten erhöhten Glanz bekommen; seine Züge drückten Entschlossenheit aus.

Der Pudel, an diese Behandlung nicht gewöhnt, sträubte sich, so daß sein Körper doppelte Schwere bekam. Es schien, als empfände er jetzt erst, was mit ihm vorgehen sollte.

Abermals ließ der Schneider von ihm ab. „Ich kann es nicht übers Herz bringen," sagte er, wie vernichtet. Aufs neue starrte er vor sich hin. Das Haupt wurde ihm schwer und sank auf seine Brust.

War es die Aufregung oder die geistige Schwäche, die ihn übermannte, oder auch die Einwirkung der großen Wärme im Zimmer; vielleicht alles zusammen — seine Augenlider wurden schwer, und er schlief ein. Er schnarchte laut, so daß Pollo einmal die Absicht verriet, auf den unsichtbaren Feind zuzuspringen. Er beschnüffelte aber nur die Füße seines Herrn, nahm sich noch einmal den Teller vor und verhielt sich dann ruhig.

Meister Säuberling hatte nun einen schweren Traum. Große Hunde mit mächtigen Flügeln hatten ihn mit ihren Zähnen gepackt und trugen ihn durch die Luft. Tausend andere kleinere Hunde umkreisten den Zug und stießen ein fürchterliches Geheul aus, so daß es ihm in den Ohren gellte. Alle Augenblicke war es, als wollten sie ihn zerfleischen. Dann befand er sich in der Hölle. Riesige Feuer loderten;

Hunde drehten große Spieße, und an jedem Spieße saß ein Mensch. Nur einer war noch frei, und den stieß man ihm



mitten durch den Körper. An den Wänden stand mit großer Flammenschrift geschrieben: „Gerechte Strafe für Hundeschlächter.“

Rings um die Feuer waren große, gedeckte Tafeln aufgestellt, an welchen Hunde mit vorgebundenen Speisetüchern saßen und Messer und Gabeln wie die Menschen gebrauchten. Auf den Schüsseln sah er dampfende Überreste von seinesgleichen. Als man ihn halb geröstet hatte, nahm man ihn vom Spieße, und eine mächtige Bulldogge bellte ihn folgendermaßen an: „Weil Du so mager bist und an Dir so wenig dran ist, verzichten wir auf Deinen Genuß. Weil Du aber den bravsten unserer Brüder unschuldig geschlachtet hast, sollst Du eine tausendmal stärkere Strafe erdulden. So höre denn: Du bist verurteilt, auf einer Messerklinge zur Erde herabzurutschen.“

Die Haare standen ihm zu Berge; er sträubte sich, aber es half nichts. Rücklings wurde er auf die Klinge gesetzt, die Tausende von Meilen lang war, und mußte den grausigen Ritt thun. Er kam sich wie ein Stück Fleisch vor, das man in unzählige Teile zerhackt hat.

Als er endlich die Erde sah und schon seinem Ziel sich nahe glaubte, wurde er abermals von unzähligen fliegenden

Hunden umringt, die an seinen Kleidern zerrten, ihn zerrissen und verschlangen.

Meister Säuberling schrie im Schlafe laut auf; plötzlich wankte er und fiel vom Stuhl, gerade auf Pollo, der sich zu seinen Füßen gelegt hatte, um dasselbe zu thun, wie sein Herr und Gebieter. Der Pudel heulte auf.

Der Schneider aber rieb sich die Augen. Er kam sich vor, wie von einem schweren Alp befreit.

„Ja, was hast Du denn gethan?“ fragte er, erfreut darüber, noch am Leben zu sein.

Pollo hatte abermals in dem Flickenhaufen gewühlt und diesmal so andauernd, daß wie Spreu alles umher gestreut war. Mitten in der Stube lag eine alte Weste, aus deren einer Tasche etwas Weißes ragte. Der Schneider hatte seinen Blick darauf geheftet, gab sich mit der flachen Hand einen Schlag vor die Stirn, erhob sich, griff nach dem Stück Papier und untersuchte es mit zitternden Händen. Die Überraschung machte ihn fast sprachlos. Er wankte und ließ sich wieder nieder.

„Nun komm her, Du Schelm, nun sollst Du einen Kuß haben,“ brachte er bebend hervor. Er zog den Hund zu sich empor und hielt ihn lange in seinen Armen.

Das Zimmer wurde allmählich dunkel; in des Meisters Seele aber war es licht geworden.





Der Tod.

Das ganze Haus war in Aufruhr geraten über das Glück der Bewohner des vierten Stockwerkes im Quergebäude. Wie von elektrischen Funken getragen, hatte sich die Nachricht davon unter den vierzig Mietern verbreitet.

Man ließ vor Überraschung die Handarbeit oder den Kochlöffel fallen und erzählte sich sogar, daß eine junge Frau im Erdgeschoß des rechten Seitenflügels so starr vor Erstaunen gewesen sei, daß sie in der darauf folgenden Zerstreuung ihrem Säugling statt des Gummipfropfens einen Essigkorken in den Mund gestopft habe, wonach jämmerliches Geschrei bis zum Dach hinauf ertönt war.

Überall schlug man die Hände zusammen; etwas Derartiges hatte man noch nicht erlebt. Nachdem sich die Aufregung einigermaßen gelegt hatte, kam man zu dem Entschluß, sich persönlich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Selbst diejenigen, die auf die Tetzlaffs bisher feindliche Blicke geworfen hatten, fühlten sich verpflichtet, plötzlich anderer Ansicht zu sein und von ihren „lieben, guten Freunden“ zu reden, denen man seine Aufwartung machen müsse; natürlich geschah das mit dem Hintergedanken, es könnte durch diese Aufmerksamkeit möglicherweise etwas „abfallen“.

Gleich nachdem der Meister Säuberling Vater Wilhelm und seine Enkel verlassen hatte, nahm der Zug der Neugierigen und Gratulanten seinen Anfang. Wäre der Schneider nicht mit sich selbst so beschäftigt gewesen, so hätte ihm der Schall von fortwährenden Tritten auf dem Flure auffallen müssen.

Bei dieser Gelegenheit lernte Großvater Tetzlaff Leute kennen, die er noch niemals gesehen hatte und von denen er nun zum erstenmal erfuhr, daß sie mit ihm in demselben Hause wohnten. Er hielt es für nötig, sehr kurz angebunden zu sein und sich in unbestimmten Antworten zu ergehen, aus welchen man nicht ganz klug wurde. In solchen Fällen zogen es die lieben Seelen dann vor, sich bald wieder zu empfehlen.

Es war immer derselbe Abschied: man möge nur die Störung gefälligst entschuldigen, aber man habe es für Menschenpflicht gehalten, herzlichen Anteil an dem Glücke der lieben Nachbarn zu nehmen!

Die Eintönigkeit dieser Unterhaltungen wurde hin und wieder nur durch die Bemerkungen Heinzens gewürzt, der eine Genugthuung darin fand, sich breitbeinig vor die Besucher hinzupflanzen und so zu thun, als ließe er ihnen eine bedeutende Gnade zu teil werden, wenn er ihnen überhaupt antwortete.

Zeitweilig machte es sogar den Eindruck, als wäre er ein König, der seine Würdenträger empfängt, um sie später durch eine herablassende Handbewegung zu entlassen.

Dabei befleißigte er sich, mit Vorliebe reines Hochdeutsch zu sprechen, was zur Folge hatte, daß er den Mund wie zum Flöten spitzte. Es kam auch vor, daß er wie absichtslos ein Fremdwort einflocht, das man in der Regel nicht verstand und welches er schließlich wiederholte, um noch ärgere Verwirrung anzurichten. Bei dieser Gelegenheit kam das Komödiantenhafte seines Wesens besonders zur Geltung.

„Ja, sehen Sie — es ist grandios, wirklich grandios!“ sagte er zum Beispiel. „Wir werden uns nun eine Villa im

Tiergartenviertel bauen. Wir dachten schon daran, uns den Wannsee zu kaufen und ihn zuschütten zu lassen, aber wir sind wieder davon abgekommen. Möglich aber, daß wir ein Stück vom Grunewald abholzen lassen. Das wäre allerdings ein pyramidaler Gedanke."

Und als müßte er selbst über diesen Einfall staunen, brach er ab und lachte laut auf.

„Equipage, meinen Sie?" fuhr er fragend fort, trotzdem niemand etwas gesagt hatte; aber er lebte derartig in seiner größenwahnsinnigen Einbildung, daß er annahm, das Gespräch müßte ganz selbstverständlich auch d a r a u f kommen.

„Natürlich Equipage, selbstverständlich! Das werden wir uns doch wohl jetzt leisten können. Neben dem Kutscher womöglich 'nen kleinen Negerjungen. Hinten 'n paar Kerle mit Federbüschen. Ob ich mir auch ein Atelier baue, meinen Sie?" (Er war auch danach gar nicht gefragt worden.) „Das können Sie sich doch wohl denken! Ich werde mir eins nach französischem Muster bauen lassen — Oberlicht, und Licht von allen Seiten, so groß wie der Wintergarten. Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Absicht habe, die Sündflut zu modellieren. Da wird natürlich der ganze Zoologische Garten Modell stehen müssen. Zehn Jahre lang werde ich daran zu thun haben. Sie sind starr vor Überraschung? 'ne Sache! Wenn man eben das große Los gewinnt, dann kann man schon solche Sprünge machen ... Trudchen kommt in ein Pensionat, Hannchen wird sich mit einem Grafen verheiraten, Fritz wird Compagnon von Renz, und Robert wird wohl später 'mal Professor an der Universität werden. Es kann aber sein, daß er sich vorher noch 'nen Urwald kauft; er ist ja so für die Natur."

Alle mußten lachen, bis auf die Besucher, die ihn wie ein Wundertier betrachteten. Die Hände in den Hosentaschen, die Zigarette zwischen den Lippen, ging er in der Stube auf und

ab, und wenn er schwieg, sann er darüber nach, was für „Aufschneidereien“ er nun folgen lassen sollte.

War man dann wieder unter sich, so krümmte er sich, und wollte sich ordentlich ausschütten vor Lachen.

„Aber Heinz, wie kannst Du nur!“ sagte Trudchen. Vater Wilhelm aber war über ein derartiges Benehmen seines ältesten Enkels sehr ungehalten, worüber ihn dieser immer mit den Worten tröstete: „Wenn wir Unglück gehabt hätten, Großpapa, würde sich gewiß niemand sehen lassen. Nicht 'ne Dreierschrippe würden sie uns bringen. Also immer Sand in die Augen streuen, das ist meine Philosophie! Ick kenn' doch die Menschen.“

Er warf sich in die Brust und klapperte zur Abwechselung einmal wieder mit den harten Thalern in der Tasche. Der Alte befand sich dann in der Verfassung eines Menschen, der unwillkürlich lächeln muß über etwas, das ihn eigentlich ärgern sollte.

Eine Stunde später klopfte es, und Herr Prächtel, der Hauswirt, trat herein, und zwar mit einem höflichen Benehmen, das man ihm bei einer anderen Gelegenheit niemals zugetraut hätte. Er war ein vierschrötiger, dickbäuchiger Mann mit einer großen, roten Nase im auffallend gesund aussehenden Vollmondgesicht. Er hatte früher eine Schankwirtschaft besessen, war dann zum Bierverlag übergegangen und hatte schließlich so viel geschafft, um sich diese vierstöckigen Mietskasernen bauen zu können.

Auf den Zeigefingern beider Hände trug er mehrere große Siegelringe, die ihrem Umfange nach unstreitig ihren Zweck auch als Armbänder für das schwächere Geschlecht hätten erfüllen können. Zwischen den Zähnen hielt er ewig einen kalten Zigarrenstummel, den er während des Sprechens von einem Mundwinkel zum anderen rutschen ließ. Außerdem hatte er die Angewohnheit, unausstehlich oft mit der Hand vom Hinterkopf aus über den Schädel zu fahren, um sich von dem Fest-

sitzen der „Zwangsanleihe“ zu überzeugen, wie er die wenigen Haare, die seine Kahlheit verdecken sollten, zu nennen beliebte.

Herr Christian Prächtel kam in einer sehr wichtigen Angelegenheit. Es handelte sich nämlich um eine Vorderwohnung im zweiten Stock, die seit einem Vierteljahre bereits leer stand, und für welche er sich bisher vergeblich nach einem Mieter umgesehen hatte. Dieser Ausfall in seinen jährlichen Einnahmen hatte ihm bereits viele Kopfschmerzen verursacht, und so hatte er sich nach vorheriger Rücksprache mit seiner besseren Hälfte, kurz entschlossen, zu der Familie Tetzlaff auf den Weg gemacht.

„Pfui Deibel, Sie wohnen aber hoch!“ sagte er nach einem freundlichen „Guten Tag“ und ließ sich auf den ihm dargebotenen Stuhl mit einiger Wucht nieder. „Die Treppen, die Treppen!“ wiederholte er mehrmals und pustete so andauernd vor sich hin, als hätte er mitten im Sommer den Gipfel eines hohen Gebirges erreicht.

„Also hier hausen Sie? Sehen Sie 'mal an! ... Das habe ich noch gar nicht gewußt, daß Sie eine so hübsche Wohnung haben. Sonst muß immer die Frau Vice alles besorgen. Man muß seinen Korpus etwas schonen. Zu was hat man denn seine Leute, nicht wahr? Uff,“ machte er zum Schluß, um seine körperlichen Beschwerden zu bekräftigen.

Vater Wilhelm hatte sich höflich erhoben und stand nun erwartungsvoll vor ihm, Trudchen an sich drückend, die neugierig und furchtsam sich halb hinter ihn versteckte. Auch die übrigen Kinder zeigten eine gespannte Erwartung. Heinz aber zog Hannchen beiseite und flüsterte ihr zu: „Was will denn der Gauner bei uns?“

„Was verschafft uns denn die seltene Ehre, Herr Prächtel?“ fragte der Alte, etwas erstaunt über die Freundlichkeit, mit welcher ihm der Hauswirt die Hand entgegengestreckt hatte.

Das Kasernenoberhaupt antwortete nicht gleich, setzte sich vielmehr erst einen goldenen Kneifer auf die Nase, was etwas

schwer gelang, da kein besonders hervorragender Halt vorhanden war, und ließ dann seinen Blick prüfend im Kreise herumschweifen.

„Und billig wohnt man hier bei mir, was?“ sagte er bedeutungsvoll, indem er jedes Wort möglichst lang dehnte. „Ei, ei, seht 'mal an! — der Kalk da war doch früher nicht los? Das ist ja ein ordentliches Loch.“

„Da haben die Mäuse 'n bisken rumjeknabbert,“ fiel Heinz ein, der die Gelegenheit günstig fand, um seine erste witzige Bemerkung an den Mann zu bringen.

Hannchen und Fritz kicherten, Trudchen beteiligte sich lachend daran; der Großvater aber gab dem Ältesten einen Wink, ruhig zu sein.

Christian Prächtel sperrte den Mund etwas ungewöhnlich weit auf, wobei ihm der Zigarrenstummel beinahe entfallen wäre.

„D a o b e n Mäuse?“ sagte er dann mit ungläubiger Miene. „Wie sollen denn da M ä u s e hinkommen? Sie sind doch Bildhauer, nicht wahr? Sie wollten da gewiß Ihre Kunststücke versuchen? Das geht aber nicht, junger Mann! . . . Das nennt man auf deutsch: die Wohnung rujenieren. Und der Mieter hat für alle Schäden dem Wirte aufzukommen. Bei aller Rücksichtnahme — ich bin gewiß ein humaner Mann, ein s e h r humaner Mann, das weiß alle Welt, aber wenn so etwas vorkommt . . . Sie wollten doch am Ende da nicht durchbrechen? . . . Oder wollten Sie vielleicht das Ofenrohr durchführen? Ich sehe überhaupt, daß hier ein eiserner Ofen steht! Herr Tetzlaff, haben Sie die Erlaubnis dazu von mir bekommen? Da ist ja schon ein Stück Diele angebrannt! Versichert sind Sie doch nicht . . . ich meine gegen Feuersgefahr? . . .“

Er hatte ganz vergessen, weswegen er hierhergekommen war. Seine freundliche Miene war verschwunden; Entrüstung malte sich auf seinen Zügen, als er abwechselnd die Augen

von der beschädigten Wand zu der Diele am Ofen gleiten ließ, und umgekehrt. Der ungebildete, reich gewordene Protz, der plötzlich sein Eigentum angetastet sieht, war in ihm erwacht und prägte sich nun auch in seinem Benehmen und seinen Gebärden aus. Er erhob sich und schnüffelte im ganzen Zimmer umher, klopfte gegen die Wände, musterte eingehend die Umgebung des eisernen Ofens und steckte schließlich die Nase in die Küche hinein.

„Wie sieht's denn da drin aus, Herr Tetzlaff, he?" sagte er dann wieder. „Hoffentlich ist die Wasserleitung noch in Ordnung ... Sie kochen doch nicht etwa hier in der Stube? Das riecht mir gerade so! Waschen thun Sie wohl auch, wie? Kleine Kinder haben Sie doch nicht mehr, daß man's entschuldigen könnte. Natürlich, da haben Sie ja 'ne Leine gezogen am Ofen. Sie hängen also hier die Wäsche auf, nicht wahr? Lesen Sie 'mal den Paragraph sechs! So etwas dürfen Sie nicht machen, sonst werde ich ungemütlich! Aber das kommt davon, wenn man zu gut gegen seine Mieter ist, wenn man sie zu billig wohnen läßt; dann werden sie üppig, rujenieren die Wände und die Dielen und thun so, als wäre der Wirt nur dazu da, alles für sein schweres Geld machen zu lassen!"

Er war in große Erregung geraten, wofür auch die steigende Röte seines Gesichtes sprach. Das kleine Trudchen hatte so große Angst vor ihm bekommen, daß es ans Fenster geflüchtet war; auch Hannchen zeigte eine erschrockene Miene, wogegen Heinz und Fritz jedesmal, wenn der Wirt ihnen den Rücken kehrte, sich bemühten, mit aller Gewalt ihr Lachen zu verkneifen. Endlich sagte Vater Wilhelm höflich aber bestimmt:

„Entschuldigen Sie, Herr Prächtel, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie sich in der Wohnung meines Sohnes befinden, und nicht in der Ihrigen."

„Was wollen Sie damit sagen?" brauste Herr Prächtel auf.

„Das versteht doch ein Blinder," fiel Heinz mit herausfordernder Absicht ein; „das soll heißen, daß Sie recht bald die Thüre von außen zumachen möchten, wenn Sie uns hier schikanieren wollen. Sie denken wohl, man mietet die Wohnungen, um sie sich den Tag über anzusehen? Sehn Sie man zu, daß Sie die Bude hier bald anderweitig los werden! Vater wird doch nächsten Ersten kündigen. Sie müssen nämlich wissen, daß wir uns eine Villa kaufen — im Tiergartenviertel. Vielleicht haben Sie schon davon gehört, daß wir das große Los gewonnen haben."

Abermals klapperte er mit dem Gelde in der Tasche, diesmal so laut und andauernd, daß er selbst an dem Klange der Thalerstücke eine Freude hatte.

Christian Prächtels Zorn legte sich sofort. Er hatte schon eine gebührende Antwort auf den Lippen gehabt über die seiner Ansicht nach unerhörte Keckheit, ihm die Thür weisen zu wollen. Nun aber erwachte der Schlaumeier wieder in ihm, und er befleißigte sich, die Miene eines Menschen zu zeigen, der sich selbst darüber wundert, etwas gesagt zu haben, was er nicht verantworten könne. Er wußte die Macht des Geldes viel zu sehr zu schätzen, um nicht schon bei der bloßen Erwähnung des dieser Familie teilhaftig gewordenen Glückes größte Achtung zu empfinden, unwillkürlich auch für Heinz, dessen Unverschämtheit ihm in diesem Augenblicke nicht wenig Eindruck machte.

„Ich war wohl etwas heftig, meine Herrschaften," begann er mit demselben liebenswürdigen Gesichtsausdruck, den er bei seinem Eintreten gezeigt hatte. „Aber Sie müssen das gütigst entschuldigen, denn, sehen Sie — ein Hauswirt ist eben auch nur ein Mensch, und jeder beschäftigt sich mit dem, was ihn am meisten angeht. Wenn ich eine ramponierte Wohnung sehe, dann steigt mir immer das Blut nach dem Kopf. Aber reden wir nicht mehr über die Kleinigkeit. Wenn Sie es wünschen, lasse ich die Ausbesserung heute sofort vornehmen. Natürlich auf meine Kosten — selbstverständlich! Solchen ruhigen,

anständigen Mietern muß man entgegenkommen. Wenn alle meine Wohnungen so gut in Stand blieben wie die Ihrige, dann hätte ich nicht so viele Sorgen. Was thut denn auch so 'n kleines Löchlein in der Wand? Nägel für die Bilder muß man doch 'reinschlagen! Die Wohnungen sind doch auch schließlich zum Gebrauch da, und nicht zum Ansehen, wie Sie ganz richtig bemerkten, mein junger Herr Tetzlaff!"

Er machte noch einige gleichgiltige Redensarten, die sehr artig und höflich lauteten, und kam dann plötzlich auf seine eigentlichen Absichten.

„Nehmen Sie meine herzlichste, aufrichtigste Gratulation zu Ihrem seltenen Glück! ... Also eine Villa wollen Sie sich kaufen? Sehn Sie 'mal an! Der Gedanke ist ja an und für sich nicht schlecht, ich würde Ihnen aber dringend davon abraten. Vorläufig wenigstens. Wozu in die Ferne schweifen, wo das Gute so nahe liegt, wie die großen Dichter zu sagen pflegen. Mit dem Villakaufen ist das überhaupt solche Sache; da fällt man manchmal böse hinein. Sie sollten sich eine bauen lassen, eine mit Erker und Türmen und so weiter! Ein Jahr dauert das mindestens, ehe die fertig wird. Und während dieser Zeit können Sie doch unmöglich hier in diesem Loche hausen. Das würde sich auch gar nicht mit Ihrer gesellschaftlichen Bildung vertragen. Sie sind doch jetzt etwas, sind, sozusagen, gestiegen über Nacht. Man wird Sie jetzt respektieren müssen, wird tief die Hüte ziehen müssen, denn, wie gesagt, Sie sind eben etwas. Sie werden mich schon verstehen, was ich meine. Jetzt haben Sie Geld, und da müssen Sie sich auch die nötige Bildung aneignen.

„Und dazu gehört vor allen Dingen, daß Sie sich eine große Wohnung anschaffen, mit hübschen Sachen drin. Denn mit diesem alten Gerümpel hier werden Sie nun keinen Staat mehr machen können. Wenn man einen neuen Rock tragen will, muß man den alten zunächst ausziehen. Sehn Sie mich an, das habe ich auch so gemacht. Wer sieht mir den früheren

Bierverleger an? Heute habe ich ein großes Haus und für dreißigtausend Mark gute Industriepapiere liegen. Das würde mir aber gar kein Mensch glauben, wenn ich nicht eine nobel eingerichtete Wohnung hätte. Mein Speisezimmer sollten Sie einmal sehen! Alles eichen geschnitzt ... und die Bildhauerarbeit daran, das ist so etwas für Sie, junger Herr Tetzlaff. Übrigens, weshalb haben Sie nicht längst einmal bei uns angeklopft? Die Kunst findet immer offene Thüren bei uns. Ich wollte meine Frau schon längst einmal aushauen lassen, in Marmor von der besten Sorte. Für Öl bin ich nicht so recht; die Malerei hält nicht so lange ..."

Heinz fühlte sich nun geschmeichelt und nickte mehrmals verbindlichst. Plötzlich sagte er: „Vielleicht darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten, Herr Prächtel?"

„Bin Ihnen sehr verbunden, mein junger Herr Tetzlaff, aber ich muß bestens danken. Man bekommt da so viel Seegras in den Mund."

„So darf ich Ihnen vielleicht etwas Feuer geben?" Er zündete ein Streichhölzchen an und hielt die Flamme Herrn Prächtel unter die Nase, wozu dieser gerade kein vergnügtes Gesicht machte. Der Zigarrenstummel war bereits so feucht, daß er trotz heftigen Ziehens an ihm nur eine geringe Rauchwolke von sich gab, die bald wieder ganz verschwand.

„Sie hätten es dann ganz bequem, wenn Sie zum Beispiel vorn bei mir wohnten, in der zweiten Etage, acht Fenster Front," begann der Hauswirt wieder durch die Zähne zu sprechen. „Dann könnte meine Frau immer zu Ihnen hinauf gehen, oder Sie könnten herunter kommen ..."

Er wandte sich plötzlich Vater Wilhelm zu. „Was meinen Sie zu dem Vorschlag, Herr Tetzlaff? Die Wohnung ist spottbillig. Neun Zimmer für dreitausend Mark. Eine Badestube ist auch dabei, dann können Sie die Bäder ganz umsonst nehmen. Denken Sie 'mal den Vorteil! Reinlichkeit ist doch's halbe Leben! Und was die neuen Möbel anbetrifft, so könnte

ich Ihnen eine sehr gute Firma empfehlen. Da ich ein Mann der raschen That bin, so habe ich Ihnen den Miets-Kontrakt gleich mitgebracht. Lesen Sie sich die Geschichte 'mal durch, und dann reden Sie Ihrem Herrn Sohne gut zu, wenn er nach Hause kommt. Billiger und besser kann er nirgends wohnen. Letzten Sommer habe ich die Treppen erst neu streichen lassen. Und dann die feine Nachbarschaft im Vorderhause! Drei Treppen wohnt ein Rechnungsrat. Bedenken Sie 'mal, ein wirklicher Rechnungsrat — ein königlicher, nicht etwa einer vom Magistrat! Er hat sogar den Roten Adlerorden vierter Klasse. Würde der sich ärgern, wenn Sie unter ihm wohnten! Lassen Sie nur — mich sieht er auch nicht für voll an! Aber nächstes Quartal wird er gesteigert. Meine Rache ist immer anständig und fein. Dann dürfen Sie auch nicht vergessen, daß Sie zwei Aufgänge haben — alles für dasselbe Geld. Den hinteren dürfen Sie freilich nicht mehr benutzen; der ist nur für die Plebejer. Wir werden schon einig werden, was?"

Alles das hatte er rasch hintereinander hervorgebracht, so daß er schließlich ganz außer Atem war. Da er während des Sprechens den Zigarrenstummel im Munde behielt, so verschluckte er immer einige Silben, wodurch er hin und wieder unverständlich wurde. Um seine Worte zu bekräftigen, schlug er mit der rechten Hand wiederholt aufs Knie, während er mit der linken in der Luft herum fuchtelte. Dann langte er in die Tasche und holte das Muster eines Miet-Vertrages hervor, das er dem Alten hinhielt.



„Ihr freundliches Entgegenkommen in allen Ehren, Herr Prächtel — aber so weit sind wir denn doch noch nicht," erwiderte Vater Wilhelm lächelnd. „Erst muß man die Sperlinge in der Hand haben; vorläufig sitzen sie noch auf dem Dach. Wahrscheinlich wird mein Sohn sich nun eine andere Wohnung nehmen, was ihm auch niemand verdenken wird. Aber so hoch hinaus, wie Sie glauben, wird er wohl doch nicht wollen. Was mich aber anlangt, so kann ich Ihnen heute schon sagen, daß ich hier wohnen bleiben werde."

Der Hauswirt erhob sich mit einem Ruck und sagte entrüstet: „So, Sie also wollen hier wohnen bleiben, und Ihr Herr Sohn wird nun wahrscheinlich wo anders hinziehen, wie? Natürlich, jetzt kann er's sich ja leisten! Das ist wohl der Dank dafür, daß ich Ihnen manchmal die Miete bis zum Fünfzehnten gestundet habe, wo ich jedesmal von meinem Exmissionsrechte hätte Gebrauch machen können, wie? Nun will er einen andern Hauswirt beglücken! Und weshalb habe ich Ihnen die Miete bis zum Fünfzehnten gestundet? Weil ich mir jedesmal sagte, Sie würden doch noch Glück in der Lotterie haben. Zehnmal hätte ich die Wohnung schon vermieten können, aber immer sagte ich mir: laß sie noch eine Weile leer stehen, reserviere sie für die Tetzlaffs! Sie lachen darüber?"

Allerdings hatte Vater Wilhelm nach diesen Worten in eine herzhafte Heiterkeit ausbrechen müssen, von welcher sich die Kinder so angesteckt fühlten, daß sie mit einstimmten.

„Sie sind wirklich jut, Sie können so bleiben," sagte Heinz. „Am Ende haben Sie Ihr Haus nur für uns bauen lassen?"

Herr Prächtel sah nun ein, daß mit seinem Plane nichts zu machen sei. So geriet er denn wieder in Zorn.

„Also Sie wollen nicht, Sie höhnen mich obendrein?" preßte er wütend hervor. „Nun gut, nun gut — so sollen Sie mich kennen lernen! Ich bin auch nicht von gestern! . . . Sie wollen in meine Vorderwohnung einziehen, in meine neu-

renovierte schöne Vorderwohnung? Bilden Sie sich doch keine Schwachheiten ein! Sie denken wohl, weil Sie jetzt das große Los gewonnen haben, haben Sie gleich Plie bekommen? Was sollten Sie auch in einer Wohnung mit echten Tapeten und Stuck an der Decke? Sie wüßten sich ja gar nicht zu benehmen! Das Ende vom Liede wäre, daß Sie alle den Tag über in der Küche hocken würden. Sie würden sich ja gar nicht getrauen, die guten Stuben zu betreten! Ich kenn' das aus Erfahrung; mir und meiner Frau ist es in der ersten Zeit ebenso —“

Da er sich plötzlich auf einer Dummheit ertappte und es ihn dünkte, als wollten die drei Ältesten ihn nun rücksichtslos auslachen, so brach er kurz ab und erfaßte aus Verlegenheit die Thürklinke.

„Ich wollte sagen, ich und meine Frau — das heißt — nun ja — — meine Frau und ich sind eben gebildete Leute. Wir haben Benehmen, wir verstehen auch, im Speisezimmer zu sitzen und mit Messer und Gabel zu hantieren.“

„Sie müssen sich aber dabei vorsehen, daß sie nicht in die Suppe fallen,“ spottete Heinz aufs neue. „Sehn Sie sich man die echten Tapeten und den Stuck so lange an, bis ein Dummer kommt, der Ihnen die teuere Miete zahlt! Sie können ja dabei immer Fliegen fangen.“

Nun geriet Herr Prächtel außer sich, um so mehr, als Fritz ebenfalls in ein lautes Lachen ausbrach.

„Und was Sie betrifft, Sie, Sie, Sie — Gipsmischer, so bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie die Bestellung bekommen werden, meine Frau auszuhauen!“

„Das können Sie ja auch viel leichter selbst besorgen,“ erwiderte Heinz trocken.

„Ich nehme den Auftrag hiermit zurück,“ fuhr der Hauswirt unbeirrt fort. „Das würde ja doch 'was Schönes werden! Schließlich würden Sie den ganzen Marmor kaputt schlagen, und ich müßte für alles aufkommen. Meine Frau ist über=

haupt sehr schwer zu treffen, das sagen schon die Photographen. Solche Gesichter findet man nicht alle Tage ... Verbitte mir Ihr Lachen darüber!"

Heinz hatte allerdings ein Lachen nicht unterdrücken können, weil ihm sofort Frau Prächtel geistig vor Augen stand. Sie hatte ungefähr den doppelten Umfang wie ihre stärkere Hälfte und besaß ein Antlitz, in dessen Fettmassen die kleine Stumpfnase fast ganz verschwand, während ein dreifaches Kinn den Hals verdeckte.

„Ich muß doch nun sehr bitten, Herr Prächtel —" fiel Vater Wilhelm ruhig, aber bedeutungsvoll ein. Er wollte noch etwas hinzufügen; indes der Hauswirt ließ ihn nicht ausreden.

„Ist gut, ist gut; ich verstehe schon, ich soll gehen! Ich werde es auch thun. Bin ja ein großer Esel, daß ich hier die vier Treppen heraufgekrochen bin, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen. Man thut seinen Mietern viel zu viel Ehre an. Aber Sie können sich schon als gekündigt betrachten, und Sie selbst, alter Herr, könnten mir die doppelte Miete anbieten, ich würde Sie hier doch nicht wohnen lassen, trotzdem Sie ja eigentlich noch der Beste von allen sind. Aber wenn Sie so sind, dann gehören Sie eben in denselben Topf."

Der Zigarrenstummel war ihm aus dem Munde gefallen. Er bückte sich schwerfällig, hob ihn auf und begann ihn wieder zu kauen.

Als er sich auf dem Flur befand und das Lachen der Kinder hörte, öffnete er noch einmal die Thür und schrie hinein:

„Wenn Sie vielleicht jetzt große Feten geben und nach zehn Uhr laut sein sollten, dann lasse ich sofort die Exmissionsklage einreichen. Ein Hauswirt bekommt immer Recht, merken Sie sich das! ‚Umstände' giebt's bei mir nicht! ... Und daß mir bis morgen mittag das Loch in der Wand zugemauert ist, und das Stück Diele eingesetzt, sonst werde ich zur Polizei gehen!"

Er klappte die Thür laut und schallend zu und ging schwerfällig die Treppe hinab. „Solche Leute!“ sprach er mehrmals entrüstungsvoll vor sich hin.

„Mit dem haben wir es nun gründlich verdorben,“ sagte Heinz.

Man belustigte sich noch eine Weile über den „komischen Herrn Prächtel“, und selbst Vater Wilhelm mußte eingestehen, daß es im Oberstübchen des Hauswirtes nicht ganz richtig sein müsse. Dann war der lustige Zwischenfall bald vergessen.

Man beriet nun, ob man zu Franz nach der Fabrik gehen solle, um ihm von dem großen Glücke Mitteilung zu machen. Heinz und Fritz waren dafür, der Älteste namentlich wollte sofort losziehen.

„Wir setzen uns in 'ne Droschke, dann sind wir bald da,“ sagte er und griff auch schon nach Hut und Havelok. Die Droschke müsse natürlich eine „erster Güte“ sein, meinte er noch. Unter dem wollte er es jetzt nicht mehr machen. Zweiter Klasse wäre doch zu „madig.“

Der Alte ließ derartige Bemerkungen nun ruhig hingehen, da er es für zwecklos hielt, Heinz zur Vernunft zu bringen. Schließlich wußte er auch, daß der „große Mund“ bei dem Ältesten die Hauptrolle spielte.

„Dummheit! Ihr geht nicht hin,“ sagte er dann. „Wer weiß, ob es Vatern recht ist, und wenn Du da mit Deiner bekannten Manier aufträtest, so würde ihm vielleicht die ganze Freude verdorben werden.“

Auch Hannchen und Robert waren derselben Ansicht.

„Um so größer wird seine Überraschung sein, wenn er ahnungslos hier herein kommt,“ sagte die erstere.

„Das Gesicht dann, Großvater!“ fügte Robert hinzu. „Ich glaube, er tanzt mit uns allen in der Stube herum.“

„Mich wird er gleich auf den Arm nehmen und küssen, nicht wahr, Großväterchen? Der gute Papa, er hat uns doch alle zu lieb!“ plapperte Trudchen.

„Heute wollen wir aber 'mal ein Abendbrot machen, das sich gewaschen hat," bemerkte noch Hannchen. „Er soll alles gedeckt finden, wenn er kommt."

„Das ist etwas, was sich hören läßt. Du hast eben immer praktische Gedanken," sagte der Alte schmunzelnd. „Wenn wir einen guten Braten auf dem Tisch haben, das wird uns der liebe Herrgott wohl nicht übel nehmen, denn vom Essen und Trinken soll ja der Mensch bekanntlich leben."

„Ein paar Pullen Wein müssen wir auch haben," fiel Heinz ein; „die Sache muß doch gründlich begossen werden! Ich denke, wir machen heute bloß 'ne kleine Vorfeier. Wenn wir erst das Geld haben, ziehn wir uns alle pikfein an und gehen nach irgend einem großen Lokale, wo wir dann ein Extrazimmer mit Beschlag legen. Wir essen dann 'mal die ganze Speisekarte herunter. Meine Bekannten von der Kunstschule wollen auch einmal eingeladen sein. Fritz zaubert uns dann etwas vor. Aber 'n Zimmer mit 'm Klavier! Der lange Emil kann nach Noten pauken ... Übrigens, Hannchen, Klavierunterricht mußt Du jetzt auch nehmen; das jehört zum juten Ton."

Hannchen begann alsdann ihre Vorbereitungen zu treffen. Sie ging Einkäufe machen, wobei Heinz und Fritz sie begleiteten. Bald kehrten alle drei, beladen mit Düten und Paketen, zurück. Als alle Herrlichkeiten ausgebreitet waren, kam Heinz noch mit etwas zum Vorschein, was er bisher vor den Augen aller sorgfältig verborgen hatte. Während Hannchen und Fritz zum Schlächter und Materialwarenhändler gegangen waren, hatte er einen Abstecher gemacht und bei einem Weinhändler zwei Fläschen Rotwein und eine Flasche Champagner gekauft, die er nun mit großem „Halloh" von den Papierhüllen befreite und mitten auf den gedeckten Tisch stellte. Auch einige Gläser holte er aus seiner Manteltasche hervor und gruppierte sie daneben.

Die Flasche mit dem silbernen Kopf erregte allgemeines Aufsehen; namentlich Trudchen ergötzte sich an ihrem Anblick.

„Haltet die Nasen weg, sonst geht sie schon vorher los!“ rief Heinz und erschreckte die Kleine damit, indem er ihr vorredete, das sei eine Bombe, die bald platzen werde.

„Was sagt die Welt dazu! Sekt hat er gekauft!“ rief Hannchen und schlug die Hände zusammen.

Der Alte aber nannte das eine heillose Verschwendung, die man nicht genug verdammen könne. Er werde davon keinen Tropfen trinken. Hannchen versuchte, ihn zu beruhigen.

„Laß doch nur, Großväterchen; das kommt ja nicht alle Tage vor,“ meinte sie. „Bei solch einer Gelegenheit kann man schon 'mal eine Ausnahme machen. Es ist ja doch alles Vaterns wegen.“

Sie schmeichelte so sehr und streichelte ihm die Wangen, daß sein Unmut sich schließlich legte und er sich nun selbst an den Vorbereitungen für den Abend beteiligte; handelte es sich doch um seinen Sohn, um den Vater dieser unbändigen Rangen, der gleich bei seinem Erscheinen zu der Überzeugung kommen sollte, daß man seiner mit Liebe gedacht habe.

Nun begann ein Rumoren, ein Wirtschaften in der Küche, ein Kochen und Braten, ein Hin- und Herlaufen, ein Klappern der Teller und ein Rücken der Stühle. Hannchen, mit einer großen Schürze angethan, erteilte wie eine Feldherrin die Befehle. Die ganze Wohnung wurde fast auf den Kopf gestellt, die Stube gescheuert und gründlich aufgeräumt. Alle beteiligten sich daran, und Robert war einer der fleißigsten.

Während alle beschäftigt waren, hörte man großes Poltern auf der Treppe. Man brachte die Möbelstücke, die Heinz bei Hirsch gekauft hatte: eine große Waschtoilette, ein Küchenspind, einen Spiegel, der bis an die Decke reichte, und ein halbes Dutzend Stühle.

Vater Wilhelm sah auf den ersten Blick, daß alle diese Stücke nur darauf gearbeitet waren, um sobald als möglich aus dem Leim zu gehen; aber er sagte nichts, weil das wenigstens Dinge waren, die man gebrauchen konnte.

„Was sagt Ihr nun zu mir, he?“ sagte Heinz mit großartiger Handbewegung und stellte sich sofort vor den großen Prachtspiegel, den die Männer gegen die Wand gelehnt hatten. „Das ist doch noch 'n Spiegel, da kann man sich wenigstens 'mal von allen Seiten betrachten!“ fügte er hinzu. Dann gab er den Arbeitsleuten ein Trinkgeld und ließ sie gehen, wobei er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß sie nicht versäumen sollten, sobald als möglich in der Lotterie zu spielen.

Hannchen freute sich außerordentlich über das Küchenspind, während die übrigen sofort die Stühle probierten.

Man wies nun den Möbeln in der Eile einen Platz an, so gut es ging. Gegen 7 Uhr — man hatte bereits längst die Lampe angesteckt — verschwand Heinz wieder. Es dauerte nicht lange, so kehrte er mit einem „Hurrah“ zurück, in der Linken einen Blumenstrauß, der dazu bestimmt war, die Tafel zu schmücken, und in der emporgehobenen Rechten eine Abendzeitung, welche die Ziehungsliste enthielt.

„Hier könnt Ihr's schwarz auf weiß gedruckt lesen: Hundertdreißigtausendneunhundertundvier hat gewonnen . . . Großvater, nun wirst Du's wohl auch glauben.“

Alle umringten ihn und blickten auf die Stelle, die er mit dem Zeigefinger andeutete.

Um acht Uhr war alles fertig; man wartete nur noch auf Franz, der heute ungewöhnlich lange ausblieb, so daß Vater Wilhelm auf den Gedanken kam, sein Sohn könnte bereits alles erfahren haben und in den Fehler seiner Kinder verfallen sein, auf Umwegen erst nach Hause zu kommen. Er hatte vergessen, daß heute Überstunden gemacht werden mußten.

Als die Zeit gar zu lange wurde und die Kinder Hunger bekamen, riet ihnen der Alte, schon jetzt zuzugreifen; der Vater werde es ihnen gewiß nicht übel nehmen. So setzte man sich an den gedeckten Tisch und griff tapfer zu. Heinz öffnete eine Flasche Rotwein, wogegen der Champagner noch immer mit Ehrfurcht betrachtet wurde.

Die Gläser klirrten, als man plötzlich Tritte auf der Treppe vernahm, jene kräftigen, wohlbekannten, gleichmäßig erschallenden Schritte, die Vater Wilhelm unter hundert anderen heraus erkannt hätte.

„Er kommt!“ Alle riefen es, setzten die Gläser ab, hielten den Atem an und nickten sich gegenseitig freudig zu.

Es war fast mäuschenstill im Zimmer. Endlich trat er herein, wie immer, schwer Atem holend, wenn er die vier Treppen hinter sich hatte. Nichts an ihm verriet, daß er irgend eine Ahnung habe. Er kam in demselben Aufzuge, den er immer zeigte: den Hut etwas nach hinten über gedrückt, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, den Kragen des abgetragenen Überziehers in die Höhe geschlagen, und das Gesicht leicht gerötet von der Kälte. Und es war auch derselbe Gruß, den er, noch in der offenen Thür, mit lauter Stimme ins Zimmer hinein rief: „Guten Abend, Kinder!“



Geblendet von dem Glanz, der sich ihm darbot, blieb er stehen; Staunen und Verwunderung prägten sich auf seinen Zügen aus.

„Hollah! Was geht denn hier vor, seid Ihr toll geworden?“ brachte er dann hervor. Eine dunkle Ahnung durchzuckte ihn, für welche er aber keinen Ausdruck fand. Noch immer stand er auf demselben Fleck, die Hand auf die Thürklinke gelegt.



I 11 S. 277

Vater Wilhelm war hinter ihn getreten, getrieben von einem unerklärlichen, fürchterlichen Bangen, als könnte im nächsten Augenblicke etwas Schreckliches vor sich gehen.

„Weißt Du denn noch nicht, Vater?“ schwirrte es ihm entgegen. Trudchen sprang auf ihn zu und breitete die Arme nach ihm aus. Sonst pflegte er sie gleich an sich zu ziehen; heute vergaß er es. Alle seine Sinne wurden von anderen Dingen in Anspruch genommen.

„Was soll ich denn wissen? Ich komme doch direkt von der Arbeit und habe mich den Tag über um nichts weiter gekümmert!“ erwiderte er dann. Langsam trat er näher, auf den Tisch zu, die Kleine, die sich heute wie unsinnig gebärdete, sanft von sich abwehrend.

„Hier, Vater, sieh 'mal! — Unsere Nummer . . . das große Los,“ sagte Heinz und hielt ihm das Zeitungsblatt hin.

Auch die übrigen hatten sich unwillkürlich erhoben, lächelten ihn freudig an und weideten sich förmlich an seiner Überraschung.

„Wa—as? . . .“ preßte er zitternd vor Aufregung hervor und beugte sich über die Zeitung. Seine Stimme klang seltsam, anders wie sonst. Es war, als hätte er nicht mehr die Kraft, alles, was ihn in diesem Augenblicke bewegte, durch Laute von sich zu geben.

Vater Wilhelm war hinter ihn getreten, getrieben von einem unerklärlichen, fürchterlichen Bangen, als könnte im nächsten Augenblicke etwas Schreckliches vor sich gehen.

Stille war wieder eingetreten. Man hörte nur das Knittern der Zeitung in den Händen Franzens und sein schweres Atemholen.

Er schien nach Luft zu ringen. Plötzlich wurde es ihm schwarz vor den Augen. „Mein Gott . . .“ war alles, was wie klagend über seine Lippen kam. Er griff mit der linken Hand nach seinem Herzen, wankte und fiel nach hinten über, dem Alten in die Arme. Sein Gesicht war blaß geworden; die brechenden Augen waren gerade auf den Tisch gerichtet. Es war, als wollten sie noch einmal mit einem letzten Ausdruck unendlicher Liebe den Anblick der Kinder umspannen, und all das bescheidene Glück dieses kleinen, traulichen Heims.

„Um Himmels willen, mein Sohn, was ist Dir?" fragte der Alte, und „Vater!" schrieen die Kinder wie aus einem Munde.

Er antwortete nicht mehr. Das Glück hatte ihn getötet. Seine Züge veränderten sich; schwer wie Blei ruhte er in den Armen des Greises, der die Last nicht mehr zu tragen vermochte und sie sanft auf einen Stuhl niederließ.

Unter dem Wehklagen der Kinder legte man den Toten dann auf das Sopha, dorthin, wo er so oft des Sonntags, am Tage der Ruhe nach sechstägiger harter Arbeit, sein Mittagsschläfchen gehalten hatte. Alle vermochten es noch nicht zu fassen, am wenigsten Trudchen, die stumm und neugierig auf die milden Züge blickte mit großen, thränenlosen Augen, gleich einem scheuen Reh, das friedlich in die Welt hinein blickt, ohne ihre Gefahren zu ahnen.

Als der Alte dem Toten die Augen zudrückte, dachte er an die Frage, die er heute früh an seinen Sohn gestellt, und an die Antwort, die er darauf bekommen hatte. Franz hatte leichtsinnig über den Tod gescherzt, daß er ihn gern küssen würde um des Goldes willen, das er ihm brächte.



Nun war er, der Allbezwinger, mitten im Glück erschienen und hatte ihn auf Nimmerwiedersehen von ihnen geholt. Still und lautlos war er hereingetreten, und die Spur, die er hinterlassen hatte, war eine, die ewig bleiben würde.

Langsam rannen große Thränen über die Wangen des Greises. Nun konnte er nicht mehr an sich halten; er sank nieder auf die Diele, ergriff die Hand des Verblichenen, bedeckte sie mit Küssen und stammelte schluchzend: „Mein Sohn, weshalb mußtest Du uns jetzt schon verlassen? Nie und nimmer wird Dein Bild aus meinem Herzen weichen!“

Er konnte nicht weiter sprechen; Thränen erstickten ihm die Laute. Auch die Kinder knieten nieder und falteten schmerzgebeugt die Hände.

Plötzlich wurde die Thür aufgerissen, und Meister Säuberling steckte den Kopf herein. „Ich hab's gefunden; nun kann er leben bleiben!“ rief er laut und schwenkte in der erhobenen linken Hand das Los. Dann versagte ihm die Stimme — still und leise trat er näher und blieb tiefbewegt stehen.





Heinz und seine Kunst.

Da lag er nun kalt und steif und konnte die Früchte seiner innigsten Wünsche, die nun in Erfüllung gegangen waren, nicht mehr genießen! Noch im Tode umspielte ein freundliches Lächeln seine Lippen. Es sah aus, als schliefe er und müßte bei der leisesten Berührung erwachen.

„Du lieber Himmel, wer hätte das heute früh gedacht, so ein kräftiger Mann!" wagte der Schneider endlich schüchtern zu sagen. „Aber es ist so, wie's im Liede heißt: Rasch tritt der Tod den Menschen an, es ist ihm keine Frist gegeben' ..."

Der Meister fuhr sich mit der Hand über die Augen, als hätte er dort etwas wegzuwischen.

„Ehe er fort ging, hatte er schon so eine Ahnung," fiel der Alte mit zitternder Stimme ein. „Ich sollte ihm versprechen, den Kindern ein zweiter Vater zu sein, wenn etwas passierte. Der liebe Gott weiß es, daß ich mein Versprechen halten werde."

Sein thränenumflorter Blick fiel auf den Tisch. Schon lange hatte ihn etwas gestört, was er nun aus dem Wege schaffte. Er ergriff die Weinflaschen und trug sie zur Küche hinaus. Ein gewisser Ingrimm malte sich dabei auf seinen Zügen aus, und seine Hand umspannte den Hals der

Champagnerflasche so kräftig, als wollte er einen Todfeind zermalmen.

„Großväterchen, wird denn Vater nun auch in den Himmel kommen?" fragte Trudchen, als er zurückgekehrt war. Sie war die Einzige, die den grausigen Vorgang nicht zu erfassen vermochte.

„Gewiß, mein Mäuschen; alle guten Menschen kommen in den Himmel, und Vater war ein solcher."

Er mußte für seinen tiefen Seelenschmerz einen Ableiter haben. Er nahm die Kleine auf den Arm, preßte sie krampfhaft an sich und drückte leise Küsse auf ihre Stirn und Augen.

Das Unabänderliche mußte nun mit Würde getragen werden. Man traf sofort Anstalten zum Begräbnis. Meister Säuberling erbot sich, alle notwendigen Gänge zu besorgen; Vater Wilhelm aber lehnte dankend ab.

„So will ich wenigstens versuchen, meinen schwarzen Anzug in Stand zu setzen," sagte der Schneider.

Bevor er sich empfahl, zog er Heinz beiseite und raunte ihm zu: „Sie sind nun der Älteste und auch der Vernünftigste, Sie müssen nun ihrem Herrn Großvater mit Rat und That zur Seite stehen. Und dann — unter uns gesagt, Herr Heinz — ärgern Sie ihn nicht mehr! Sie haben doch gewiß den Sekt gekauft; ich weiß ja, die Herren Künstler sind immer für so etwas. Aber ich sah es ihm an, wie böse er gerade auf den Champagner war. Klingt es auch nicht wie ein Hohn, wenn der Tod mitten unter uns tritt, wo wir das Leben genießen wollen? Sie haben wohl den fürchterlichen Blick nicht gesehen, den Ihr Herr Großvater Ihnen zuwarf, als er hinausging? Vielleicht ist es nur eine dumme Einbildung von mir, aber mir war's doch so. Also, nun seien Sie nur recht gut und lieb — das Unglück macht uns ja alle zahm!"

Heinz war sehr schweigsam geworden. Er hatte einige Thränen zerdrückt, dann aber als praktischer Mensch, der von einem ehrgeizigen Streben erfüllt ist, sofort an die Zukunft

gedacht. Während die andern untröstlich erschienen, drehte sich sein Denken und Trachten immer nur um den einen Punkt: Wer wird jetzt den Lotteriegewinn in die Hände bekommen, und wo ist das Los nun?

Er sagte sich, daß der tote Vater es bei sich tragen müsse. Wiederholt hatte er schon den Entschluß gefaßt, den Alten darauf aufmerksam zu machen; er scheute sich aber, jetzt schon diese Frage zu berühren.

Ein Gedanke war plötzlich in ihm aufgetaucht, der schlimmer war als alle vorigen. Er bemühte sich, ihn fern zu halten, vermochte aber nicht, ihn zu bannen. Immer wieder kehrte er zurück; immer aufs neue klammerte er sich an ihm fest. Einmal, als dieser teuflische Einfall sich wieder seiner bemächtigte und er seinen Blick gerade auf den Toten gerichtet hatte, überlief es ihn eiskalt.

Das geschah, als Brüder und Schwestern in der Küche sich befanden und der Großvater und er allein zurück geblieben waren. Er wandte sich ab und ging ebenfalls hinaus, nicht aber zu Fritz und den übrigen, sondern in die Kammer. Hier setzte er sich auf Hannchens Bett, verschränkte die Arme und starrte in das Dunkel. Nur die weißgefrorenen Scheiben des Fensters leuchteten schwach infolge des hellen Scheines, der aus der Wohnung des Seitenflügels herein drang, und durch die Ritzen der Thüre machte sich der Lichtschimmer aus der Stube bemerkbar.

Während nebenan der Greis im Bewußtsein des Alleinseins aufs neue leise zu schluchzen begann, belebte sich die Einbildungskraft Heinzens und machte schließlich die tollsten Sprünge. Doppelt erkältend wirkte jetzt seine Umgebung auf ihn. Der Vater hatte immer noch auf seiner Seite gestanden; nun aber würde er von dem Alten gewiß kein großes Entgegenkommen zu erwarten haben.

Die guten Lehren kannte er bereits zur Genüge; sie würden alle darauf hinauslaufen, ein nüchterner, arbeitsamer Mensch

zu werden und alle großen Ziele beiseite zu lassen. Er aber hatte eine unbezwingbare Sucht, das Leben mit vollen Zügen zu genießen; schon seit seiner Jugend hatte er Anlagen dazu gezeigt. Er konnte sich schon denken, wie alles kommen würde: Der Alte würde nun das Geld in Empfang nehmen und ihnen allen die Flügel ganz gehörig beschneiden. Dieses stete Moralpredigen hatte gerade einen Zweck! Dabei konnte man ewig ein Philister bleiben und in einer engen Häuslichkeit zu Grunde gehen.

Unwillkürlich versenkte er die rechte Hand in die Hosentasche, wo das Geld steckte. Das leise Klimpern wurde ihm zu einer verlockenden Musik, die ihn belebte und ihn anspornte, den bösen Gedanken, der sich mit Teufelskrallen in ihm festgesetzt hatte, sobald als möglich auszuführen.

Leise, mit betrübter Miene, betrat er wieder die Stube. Er traf den Alten noch immer allein, der sich über den Toten gebeugt hatte und nun etwas beklommen sich abwandte, als wünsche er nicht, auf einer allzugroßen Schwäche ertappt zu werden.

„Es ist das Beste, wir schaffen Vatern in die Kammer und lassen die Mädchen hier schlafen; da drin ist es frisch und kalt," sagte er.

Der Alte hatte das selbst bereits für notwendig gehalten. Kaum hatte er seine Zustimmung gegeben, als Heinz zwei Geldstücke auf den Tisch legte.

„Hier, Großvater, sind vierzig Mark; das andere kann Hannchen zulegen. Morgen werde ich noch mehr Geld verschaffen; wir finden doch jetzt überall Entgegenkommen, wir brauchen doch bloß —" Er wollte hinzufügen: „das Los zu zeigen," besann sich aber sofort und brach ab. Er wollte den Alten durchaus nicht darauf bringen.

Vater Wilhelm gab ihm plötzlich, einer inneren Regung folgend, die Hand und sagte: „Das ist schön von Dir! So ist es doch gut gewesen, daß Ihr etwas herbeigeschafft habt,

denn das Sterbekassengeld hätte doch nicht ganz gereicht. Hannchen muß ein schwarzes Kleid haben, und Euch fehlt's auch an allem Nötigen ... Nun wollen wir aber auch heute noch alles besorgen."

Eine Viertelstunde später hatte man den Toten in der Kammer gebettet. Hannchen machte sich dann zum Ausgehen bereit. Sie hatte plötzlich eine Willenskraft bekommen, die der Alte im stillen bewunderte. Sie kam ihm plötzlich um Jahre gereifter vor, gefaßt und überlegend wie eine geschulte Hausfrau, die gelernt hat, sich ins Unerbittliche zu fügen.

Der Alte holte seine Stiefel hervor und wollte die schweren Gänge selbst besorgen; sie aber duldete es nicht, sondern sagte: „Laß nur, Großväterchen! Du sollst sehen, es wird alles richtig gemacht werden. Trudchen werde ich mitnehmen ... Mein Gott, was hat uns der Himmel beschieden! Wie schön und glücklich hätten wir nun leben können!"

Sie wandte sich ab und senkte das Haupt. Große Thränen rannen über ihre Wangen. Die schlanke Gestalt erzitterte unter der tiefen Erschütterung, deren lauten Ausdruck sie mit Gewalt zurückzuhalten versuchte.

Trudchen aber klatschte in die Hände, erfreut darüber, daß sie mitgenommen werden sollte.

„Und Heinz?" fragte der Alte, indem er sie sanft umschlang und ihr liebevoll das Haar aus der Stirne strich; „will er nicht mitgehen? Ihm käme das doch eher zu als Dir."

„Heinz will ja Vatern zeichnen. Denk nur an! Ob er das wohl fertig bekommt? Es scheint ihm doch sehr nahe zu gehen, trotz des großen Mundes, den er immer hat."

„So, also seine Kunst will er versuchen? Vielleicht gereicht's ihm zum Segen, wenn ihm die Kindesliebe die Hand führt!"

Dieses Vorhaben des Ältesten gefiel ihm so sehr, daß er sich sogar geneigt fühlte, sein Urteil über ihn zu mildern. Er hätte ihm das auch gleich zu verstehen gegeben, wenn Heinz

in der Stube gewesen wäre. Diesmal war er aber nach der Küche gegangen, wo Fritz und Robert sich noch immer befanden. Eine besonders wichtige Frage, die er an den „Rechtsanwalt“ stellen wollte, hatte ihn hinausgetrieben.

„Sagen Sie 'mal, Herr Justizrat“, sagte er launig, indem er sich eine höchst wichtige Miene gab; „Sie sind doch ein Mann des Rechts und also auch in allen höchst knifflichen Dingen erfahren. Bitte, bleiben Sie bedeckt; unsere Konferenz wird nicht lange dauern,“ fügte er mit einer so unnachahmlichen Handbewegung hinzu, daß Fritz nur mühsam ein Lachen unterdrücken konnte, trotzdem ihm die Thränen noch an den Wimpern hingen.

„Vorschuß wollen Sie doch nicht haben, Herr Justizrat?“ fuhr er in derselben Tonart fort, angespornt dadurch, daß der „Kunstreiter“ seinen witzigen Worten die nötige Anerkennung hatte zu teil werden lassen. „Wenn Sie aber wünschen — verfügen Sie nur ganz über meine Kasse! Können Sie mir vielleicht auf einen Tausendmärker herausgeben?“

Fritz krümmte sich und biß sich auf die Lippen. Es fehlte nicht viel, so hätte er laut losgeplatzt.

„Pfui, schämt Euch!“ sagte Robert sehr ernst; „drüben liegt der tote Vater, und Ihr macht hier schlechte Witze!“

„Jotte doch, is ja nich so böse jemeint,“ erwiderte Heinz. „Hab Dich doch nicht so! Lebendig wird er doch nicht mehr. Glücklich sind die Verstorbenen, sagten die Römer; oder waren's die Griechen? Genau weiß ich's nicht. Das ist ja übrigens nach hundert Jahren janz ejal, wie der lange Emil zu sagen pflegt.“

„Du faßt alles von der leichten Seite auf,“ fiel Robert wieder sichtlich ungehalten ein.

„Ich bin eben eine glückliche Natur, während Ihr Euch das Leben mit Gewalt schwer macht,“ erwiderte Heinz, indem er sich wohlgefällig im Kreise umblickte, als stünden hundert Menschen um ihn herum, die seinen Ausspruch bewundern müßten.

„Du namentlich bist einer von denen, die sich am liebsten in ein Mauseloch verkriechen möchten, um von keinem gesehen zu werden und die Welt immer mit der geballten Faust zu bedrohen. So klein wie Du bist! Du bist eben von Großvatern angesteckt worden. Quatsch mit dem ganzen Weltschmerz! — wie der lange Emil zu sagen pflegt. Leben und leben lassen, das ist 'was für sonnige Gemüter! Erst komme ich, und dann kommen andere noch lange nicht. Jetzt werden wir alle wohl hinaus müssen ins Leben, um was zu werden; die Mittel bekommen wir ja dazu. Nun wollen wir einmal sehen, wer es am weitesten bringen wird."

„Du jedenfalls; davon bin ich überzeugt," erwiderte Robert. „Ich wünsche Dir auch alles Gute."

„Freut mich sehr, daß Du das wenigstens einsiehst. Ich werde auch meine Ellbogen tüchtig gebrauchen. Schwere Sachen werde ich nicht machen. Kunststück! Nippereien, recht zierlich und geschmackvoll; mit dem Kram ist noch 'was zu holen. Fürs viele Denken war ich nie. Na, und was das Porträtkleistern betrifft — darüber haben wir ja schon gesprochen."

Fritz war still geworden. Im Innern gab er Robert Recht; da er aber eine lustige Natur war, so ließ er sich von dem Ältesten bei jeder Gelegenheit beeinflussen.

„Es ist eigentlich wahr, Heinz, Du bist wirklich 'ne richtige Gummipuppe," sagte er; „man kann Dich hinwerfen, wohin man will, nirgends thut's Dir weh."

„Fang Du auch noch an, ja?" fiel Heinz gleichgiltig ein. „Dich sehe ich noch 'mal als Katze Domino im Zirkus enden, und wenn ich dann 'mal später als großer Künstler in der Loge sitzen werde, dann sollst Du auch ein ‚Bravo' von mir zu hören kriegen. Aber nicht gleich zu intim werden, sonst bleibt mir die Kreide an den Händen sitzen!"

„Habe nur gar keine Angst," erwiderte Fritz. „Im Zirkus liegt aber Sand. Wenn ich 'mal so 'n paar Hände voll durch

die Beine in die Höh' kratze, Dir ins Gesicht hinein, dann kann ich nicht dafür."

„Wenn ich 'mal 'ne große Gesellschaft gebe, dann werde ich Dich engagieren. Zehn Mark und warm Abendbrot," entgegnete Heinz trocken.

„Jetzt hör aber auf, sonst boxe ich," sagte Fritz gereizt und stellte sich kampfbereit.

„Aber Herr Direktor Renz, wie ich das finde! Sie werden doch Ihren größten Bewunderer nicht thätlich angreifen wollen?" sagte Heinz mit Gönnermiene. „Stecken Sie sich lieber eine Zigarette an."

Fritz lachte und war wieder versöhnt. Heinz schritt ein paar Mal vor seinen Brüdern auf und ab, blieb dann stehen und wandte sich wieder an Robert. „Du, sag 'mal," begann er aufs neue; „wie ist das denn nun eigentlich — — wer wird denn nun den Gewinn ausgezahlt erhalten?"

„Nun, doch derjenige, der's Los hat," fiel Fritz voreilig ein.

„Sie sind nicht gefragt, Herr Direktor, ich frage den Herrn Justizrat ... Ich denke, es ist das Beste, wir nehmen Großvatern die ganzen Scherereien ab und besorgen das allein. Übrigens sind wir Kinder doch die allein rechtmäßigen Erben; es wäre gut, wenn Du morgen noch einmal nach dem Bureau gingest und Dir darüber Auskunft geben ließest. Ein Testament wird Vater doch nicht hinterlassen haben ..."

Das Letztere sollte ein Witz sein; da aber die Brüder das nicht zu bemerken schienen, so blickte er sie fragend an. „Ihr lacht ja nicht einmal! Das wäre doch komisch genug, wenn ein armer Mann wie Vater ein Testament hinterlassen hätte."

„Es ist doch selbstverständlich, daß Großvater alles in die Hände bekommt. Wir sind doch noch Kinder. Ich weiß gar nicht, daß Du Dir jetzt schon darüber den Kopf zerbrichst," erwiderte Robert.

„Kinder? Erlaube 'mal — Ihr seid es allerdings noch; ich bin aber ein junger Mann, und Hannchen ist ein Fräulein,"

sagte Heinz hochmütig. „Ich will doch hoffen, daß Ihr Euch von jetzt ab nach uns richten werdet ...“

Fritz lachte ihn aus. „Nun hör doch den Kieckindiewelt!“ rief er aus. „Schmier Dir man ordentlich Honig um den Mund, damit Du Dich bald rasieren lassen kannst!“

„Du bist wohl neidisch?“ begann Heinz wieder und suchte nach den Spitzen des zarten Flaums unter der Nase, die er dann krampfhaft zu drehen begann. „Was geht denn übrigens Großvatern die ganze Geschichte an?“ fuhr er mit leiser Stimme fort, indem er sich nach der Thür umblickte. „Wir sind doch schon vernünftig genug, um zu wissen, was wir zu thun haben. Wenn Großvater erst das Geld verwaltet, dann werden wir wohl wenig davon zu sehen bekommen.“

„Natürlich wird er doch jetzt unser Vormund werden,“ erwiderte Robert kurz.

„Sooo — unser Vormund ... meinst Du?“ warf Heinz gedehnt ein. „Daran habe ich ja noch gar nicht gedacht. Na, dann können wir uns ja auf etwas gefaßt machen!“ Er versenkte die Hände in die Hosentaschen, durchschritt den engen Raum und pfiff leise vor sich hin.

„Herrjeh! Vater muß ja das Los noch bei sich haben,“ sagte Fritz plötzlich; „das will ich doch drin gleich sagen.“

Er wollte in die Stube eilen, Heinz faßte ihn aber am Arm und hielt ihn zurück. „Ist schon alles besorgt; stör doch jetzt nicht! Ich höre ja, daß sie wieder weinen ... Du denkst wohl, wir werden das Los mitbegraben? ... Damit wir schließlich denselben Jammer durchmachen wie Säuberling! Der hat's wenigstens noch gefunden; was die Erde aber hat, das giebt sie nicht wieder her.“

Es sollte etwas scherzhaft klingen, aber sein Lächeln war gezwungen. Er begann nun über gleichgiltige Dinge zu plaudern. Wenn Fritz und Robert nicht so vertrauensselig gewesen wären, so hätten sie bemerken müssen, wie er mit einer gewissen Absicht immer auf ein anderes Gespräch zu

kommen versuchte, sobald einer von ihnen des Loses Erwähnung that.

Nach etwa zehn Minuten befanden sich der Großvater und der Älteste allein in der Wohnung. Hannchen und Trudchen waren unterwegs zum Sargmagazin, während Fritz und Robert den Besuch des Arztes übernommen hatten.

Heinz spannte einen Bogen Papier auf sein Zeichenbrett, nahm Bleifeder, Gummi und Kreide und steckte ein frisches Licht auf die Flasche. Er sah bleich aus, sprach kein Wort dabei, zeigte aber große Unruhe. Der Alte stand nicht weit von ihm und sah den Vorbereitungen zu. Innerlich freute er sich und war neugierig, wie die Sache ausfallen würde.

„So soll's also losgehen?" begann er nach einer Weile. „Nun kannst Du einmal zeigen, was Du gelernt hast! Es wird aber drinnen etwas kalt sein."

„Es wird nicht lange dauern, Großvater," erwiderte Heinz etwas beengt; „'n paar kühne Striche, 'n paar kräftige Schatten, dann ist's gemacht. Ich hab' ja Vatern oft genug gesehen — ich könnt' ihn fast aus dem Kopf zeichnen."

„Deine Hände zittern ja förmlich — es wird Dir doch wohl etwas schwer? . . . Und wie blaß Du aussiehst! Deine Lippen haben gar kein Blut."

Heinz beugte sich tief über das Brett, um den letzten Reißnagel fest zu machen. Eigentlich war es nicht mehr nötig; aber er that so, als wäre das Gegenteil der Fall.

„Mir geht's sehr nahe, Großvater," war die abermalige, gedrückte Antwort.

„Das kann ich mir denken, Junge. Es ist ja auch eine Liebe, die Du dem toten Vater bringen sollst. Denkst Du noch daran, wie Du so oft gesagt hast, daß Du ihn 'mal zeichnen möchtest?"

„Gewiß, Großvater! Vater wollte ja niemals." Er begann den Bleistift zu spitzen.

„Ja, er war darin etwas eigen ... lachte immer und meinte, er könne nicht stille sitzen ... Beeile Dich nur! ... Ich mein' es deswegen, weil wir ihn auskleiden müssen. Ich werde das selbst besorgen. Jetzt kannst Du ihn wenigstens noch in seinem Werktagsanzug aufnehmen, in dem er gestorben ist."

Heinz hielt den Atem an, antwortete aber nichts. Er glaubte, daß noch etwas folgen würde, was den Alten plötzlich auf einen Einfall bringen könnte, der seinen Plan zu durchkreuzen imstande wäre.

„Länger nicht als eine Viertelstunde, Großvater," preßte er dann hervor. Er legte den Bleistift beiseite und begann nun die schwarze Kreide an einer kleinen Feile zu spitzen. Eine Pause entstand, während welcher man nur das leise kreischende Geräusch hörte.

„Soll ich Dir auch das Licht halten?" fragte der Alte dann.

Plötzlich wurde Heinz lebhaft.

„Nein, nein, ich danke! Es wäre mir lieber, Du ließest mich ganz ungestört. Ich werde das Licht so stellen, daß es die beste Beleuchtung giebt." Er wagte nicht, aufzublicken, drehte sich vielmehr um und that so, als suchte er etwas auf dem Tische.

„Nun, wie Du willst. Geh mit Gott und mach Deiner Kunst Ehre!"

Heinz nahm Reißbrett und Licht und betrat die Kammer. Als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, blieb er stehen und lauschte einen Augenblick. Es schien ihm, als könnte der Alte hinter ihm herkommen. Die Flasche mit dem Licht zitterte in seiner Hand; es war so kalt, daß die Flamme hin- und herzüngelte, und daß der Atem, den er von sich stieß, wie heller Nebel zerrann.

Als er das Klappern der Ofenthür in der Stube hörte, geriet er in Bewegung. Um sich dem Alten bemerkbar zu machen, stieß er das Reißbrett etwas unsanft auf die Diele;

dann schritt er der Ecke zu, unsicher, mit schlotternden Knieen, wie jemand, der das Bewußtsein in sich trägt, einer schlechten That entgegenzugehen.

Der Tote lag mit dem Haupte gegen das Fenster, bis zur Brust in eine Decke gehüllt. Das war Hannchens Liebesthat gewesen. Es hatte sie in kindlicher Treuherzigkeit gedünkt, als könnte den Vater noch frieren, nachdem das Leben bereits entflohen war.

Heinz stellte das Licht auf das Fensterbrett und rückte es verschiedene Male hin und her, um die ihm passende Beleuchtung zu erhalten. Als er die Flasche endlich in die äußerste Ecke gerückt hatte, glaubte er das Richtige gefunden zu haben. Nun setzte er sich, nahm das Reißbrett auf den Schoß und wollte die Arbeit beginnen; aber seine Hand kam nicht von der Stelle. War es die Kälte, die seine Zähne klappern machte, war es die unheimliche Empfindung, mit einer Leiche allein zu sein, oder war es der fortwährende Gedanke an das, was ihn eigentlich hier hereingetrieben hatte — er vermochte keinen Strich zu thun. Wie Blei lag es ihm in den Fingern. Aber vielleicht waren sie nur erstarrt? Er blies den warmen Atem in die Hände und begann diese zu reiben. Dabei lauschte er nach der Stube hin, während der Blick auf das Gesicht des Verblichenen gerichtet war. Aufs neue unternahm er den Versuch, zu zeichnen, machte auch einige Striche, griff dann aber sofort zum Gummi, um sie wieder fortzubringen.

Nun dachte er darüber nach, ob er sein Vorhaben gleich ausführen oder erst die Zeichnung fördern solle. Das erstere erschien ihm am ratsamsten, denn es konnte sein, daß die Neugierde nach einiger Zeit den Alten doch hereintrieb. Dann also vorwärts!

Leise stellte er das Brett auf den Boden und schlich sich auf den Zehen zur Thür. Er hörte, wie der Alte seufzte, und da es etwas entfernt klang, so nahm er an, daß der Großvater sich auf seinem Lieblingsplatz am Fenster befinde.

Nun versuchte er lautlos den Riegel der Thür umzudrehen; aber es gelang ihm nicht. Auch besser so, dachte er, sonst würde er stutzig werden. Nun schlich er wieder zurück und blieb zitternd am Bett stehen. Er wollte schon die Hand ausstrecken, als ihm einfiel, man könnte ihn vom Seitenflügel aus beobachten. Er wollte das Licht erst fortnehmen, ließ es aber wieder stehen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Scheiben vollständig zugefroren waren.

Nochmals lauschte er; dann beugte er sich weit über den Toten. Sofort aber prallte er entsetzt zurück. Das Licht hatte seinen Schatten riesengroß auf die Wand geworfen. Wie ein schwarzes Gespenst war er vor ihm aufgestiegen. Wollte er ihn mahnen, ihm drohen? Bleich wie der Tote, mit einem Gefühl, als wären die Glieder ihm abgestorben, stand er da, nachdem er einen Schritt zurückgetreten war.

Ein scharfer Luftzug kam durch die schlecht gefügten Fenster, trieb die Flamme des Lichts leise hin und her und strich auch über das Gesicht des Gestorbenen. Es war Heinz, als bewegte sich das Haar der Leiche, als huschte etwas über die starren Züge. Von Schauern gepackt, zuckte er zusammen. Dann faßte er wieder Mut und trat, wie von Grauen angetrieben, näher. Er mußte lächeln. Die unruhige Flamme des Lichts veränderte den Schatten im Gesicht des Toten und das hatte die Täuschung verursacht.

Um das Spiel seines eigenen Schattens an der Wand zu beobachten, beugte er sich nun mehrmals weit hinüber; dann brachte er sein Gesicht fast ganz dem des Verblichenen nahe. Kein Zug regte sich. Es zeigte denselben milden Ausdruck wie zuvor; nur die Augen lagen tiefer, und der Kopf hatte sich mehr zur Seite geneigt.

Heinz wollte die Hand ausstrecken, um die Rocktaschen zu betasten, als er zum zweiten Male entsetzt zurückwich. Es war des Großvaters Stimme, die jetzt wieder laut wurde.

„Nun, wie geht's, Heinz?“ fragte der Alte hinter der Thür. „Kommst Du vorwärts? Ich will Dich nicht stören.“

„Ich danke, Großvater; es geht! Es wird nicht mehr lange dauern.“

Fast heiser brachte er es hervor. Er fiel mehr auf den Stuhl, als er sich setzte, griff wieder zum Zeichenbrett und begann nun krampfhaft, mit verklammten Fingern, die Umrisse des Gesichts zu entwerfen. Ich muß erst schaffen, damit er etwas sieht, war sein einziger Gedanke in dieser jämmerlichen Stimmung.

„Wärm Dich doch erst etwas auf,“ sprach der Alte wieder durch die Thüre; „Du mußt ja da drin erfrieren!“

„Laß nur, Großvater. So etwas muß man hintereinander machen,“ gab der Älteste ebenso tonlos zurück wie zuvor.

Es war allerdings beinahe zum Erfrieren; aber er biß die Zähne aufeinander und zeichnete, getrieben von schlimmen Furien, die ihm die Hand lenkten. Heller Schweiß trat ihm auf die Stirn, erzeugt von jener fürchterlichen Angst, die der Verbrecher zeigt, wenn er bei der Arbeit ist und im nächsten Augenblick gestört zu werden glaubt.

Fieberhaft schnell zeichnete er, die Augen abwechselnd auf den Verblichenen und auf das Papier gerichtet. Die Umrisse waren fertig; nun setzte er die Schatten ein, verwischte sie mit dem kleinen Finger, um dann durch kräftige Striche die plastische Form zu schaffen. Er wunderte sich selbst, wie überraschend ihm alles zu glücken schien. Mehrmals hauchte er in die steifen Finger, um sie geschmeidig zu machen; dann fügte er wieder Strich an Strich.

Der angehende Künstler war wieder in ihm erwacht, und fast vergaß er dasjenige, wofür diese Kunstfertigkeit der Deckmantel sein sollte. Wiederholt hatte Vater Wilhelm von der Stube aus zu ihm gesprochen und immer befriedigende Antworten erhalten.

Endlich glaubte Heinz die Arbeit ziemlich fertig zu haben. „Nun komme ich gleich, Großvater!“ rief er laut und rieb sich abermals die Hände, diesmal mit einem gewissen Vergnügen.

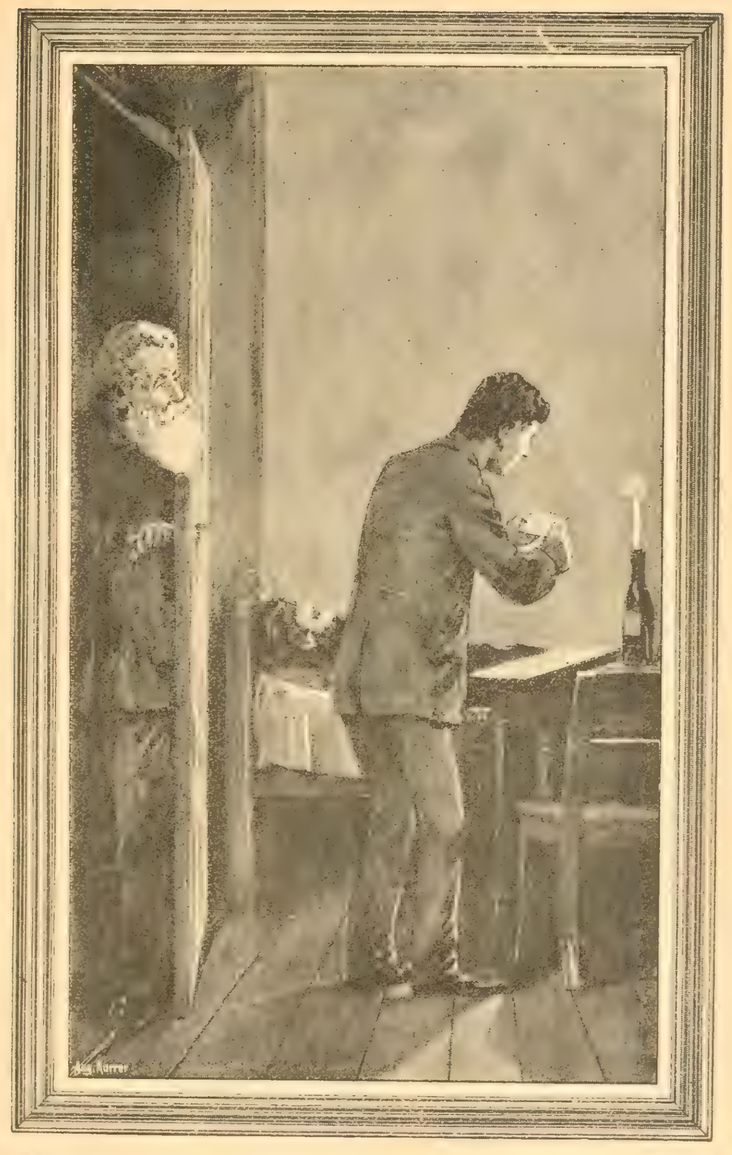
„Du sollst auch belohnt werden; ich koche frischen Kaffee,“ klang es aus der Stube zurück.

So war der Alte also beschäftigt; das trieb Heinz zu einem schnellen Entschluß. Er stellte das Brett wieder beiseite, erhob sich, knöpfte den Rock des Toten auf und zog aus dessen Brusttasche ein altes Notizbuch hervor. Unbeweglich hielt er es einige Augenblicke in Händen. Als er es aufschlug, fiel ein vertrocknetes Epheublatt zur Erde. Er wußte, daß es dasselbe war, das sein Vater im letzten Sommer vom Grabe der Mutter gepflückt hatte. Es war am Sterbetage gewesen, an dem sie alle zum Friedhof hinaus an der weitentlegenen Landstraße zu wandern pflegten.

Er bückte sich, hob das Blatt auf, legte es wieder in das halbzerrissene Buch und steckte dieses dann schnell in die Außentasche seines Jacketts. Aber die Neugierde ließ ihm keine Ruhe. Noch wußte er nicht, ob er auch dasjenige, was er suchte, schon besaß.

Er wollte sich sofort davon überzeugen, zog das Buch wieder hervor, trat dicht an das Licht heran und begann nun, fieberhaft erregt, zu blättern und in den Papieren zu wühlen. Alles um ihn herum war vergessen. Seine sämtlichen Sinne waren nur auf das Buch gerichtet. Endlich hatte er das Los in Händen. Fast wäre ein Freudenschrei über seine Lippen gekommen.

In diesem Augenblicke öffnete Vater Wilhelm geräuschlos die Thür und steckte den Kopf herein. Er sah, wie Heinz das Los prüfend gegen das Licht hielt, es dann zu sich steckte, sich über den Toten beugte und das Notizbuch wieder an die alte Stelle brachte. So entsetzlich wirkte dieser Anblick auf ihn ein, daß er ihm die Sprache raubte. Er wollte rufen, ihn fragen, was das bedeuten solle; aber er brachte keinen



I 12 S. 294

Er sah, wie Heinz das Los prüfend gegen das Licht hielt, es dann zu sich steckte, sich über den Toten beugte und das Notizbuch wieder an die alte Stelle brachte.

Laut hervor. Plötzlich überkam ihn tiefe Scham, als Zeuge dieses Vorganges gesehen zu werden. Er zog den Kopf wieder zurück und schloß ebenso leise wie zuvor die Thür.

Wie der Blitz war ihm die Erkenntnis gekommen, daß Heinz das wichtige Papier nur zu seinem persönlichen Vorteil an sich genommen hatte. Noch stand ihm der triumphierende Blick vor Augen, noch sah er die katzenartigen Bewegungen, wie der Dieb sie zu entfalten pflegt. Wankend schritt er zum Fenster und halb erschöpft ließ er sich auf den alten Korbstuhl nieder. Nun kam auch der Zweifel. Es konnte ja nicht sein! Wie durfte ein Sohn sich an den irdischen Überresten seines eigenen Vaters so vergessen! ... Aber wenn es nur ein anderer gewesen wäre, nicht gerade der Älteste! ... Ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, leise und gramvoll, wie es von einem Menschen kommt, der in qualvoller Lage sich befindet. Seine Augen glitten ruhelos umher, dann blieben sie starr auf einem Punkte haften.

„Verdammtes Geld, du Triebfeder aller schlechten Thaten!“ preßte er zischend hervor. „Gemeiner Egoismus, der du die Welt beherrschest! Du raubst den Abendmahlbecher vom Altar, du gehst über die Leichen deiner Brüder, du scheust dich nicht, den Erzeuger auf dem Sterbelager zu berauben! Wann wird die Zeit kommen, wo aus Christi Blut die ewige Saat der frommen Menschenpflicht emporschießt?“

Ein langer Seufzer folgte. Dann holte er tief und lange Atem, um sich von der Last seiner Erschütterung zu befreien. Plötzlich schlug er die Hände vor das Gesicht, neigte das Haupt tief, stützte die Ellbogen auf die Kniee und blieb unbeweglich sitzen. Langsam quollen große Thränen zwischen den Fingern hervor. Er weinte leise und unterdrückt, schüttete in diesem Augenblicke seine ganze Seele aus vor dem Höchsten, mit dem er stumme Zwiesprache hielt.

Minuten vergingen so. Dann schnellte er plötzlich empor; alle Schwäche war entschwunden. Während er zum Ofen schritt,

um der häuslichen Arbeit nachzugehen, zeigte er sich wieder als der kraftvolle Greis, der sich noch stark genug fühlt, dem Leben mit allen seinen Gefahren zu trotzen. Und so würde er auch ihm trotzen, dem Entarteten dort hinter der Kammerthür, der an diesem Sterbetage seine unreine Seele ihre Feste feiern ließ.

Er kam nun zu dem Entschluß, sich vorläufig nichts merken zu lassen, Heinz aber scharf zu beobachten und abzuwarten, was er thun würde. Als dieser nach einer Weile zu ihm zurückkehrte, that Vater Wilhelm so, als wäre nichts Besonderes vorgefallen. Der Älteste legte das Reißbrett auf den Tisch, schüttelte sich vor Kälte und wärmte sich die Hände am eisernen Ofen. Dabei richtete er es so ein, daß er dem Alten den Rücken zukehrte.

„Nun wollen wir doch einmal sehen, was Du fertig gebracht hast!" sagte der Greis und beugte sich über den Tisch. „Wer soll das sein?" fragte er nach einer Pause, während welcher er stumm die Zeichnung betrachtet hatte.

„Komische Frage von Dir," erwiderte Heinz verblüfft, ohne aufzublicken. „Wer das sein soll? Vater soll es sein! Ein Toter sieht eben anders aus wie ein Lebender."



„Dir haben wohl die Hände dabei gezittert?" fragte der Alte abermals und richtete seinen durchdringenden Blick auf Heinz, der einen Augenblick den Kopf erhoben hatte, ihn aber nun schnell wieder senkte.

„Die Finger waren mir klamm, Großvater, und da ist es nicht besonders ausgefallen. Am liebsten möchte ich es zerreißen und noch 'mal von neuem beginnen . . . Gieb's nur gleich her!"

Er richtete sich empor und trat ebenfalls an den Tisch.

„So schlimm ist es nun nicht. Das eine Auge kommt mir etwas geöffnet vor. Fast scheint es, als hätte Dein seliger Vater noch im Tode gesehen, was Du mit ihm vorgenommen hast."

Der Alte wandte sich langsam nach ihm um und fuhr fort: „Deshalb soll dieses Bild mir ein ewiges Angedenken bleiben an diesen Tag. Vielleicht, daß dereinst bei seinem Anblick alle Erinnerungen in mir wach werden, die mich im Fluge zurückführen zu Dir und Deinen unsterblichen Thaten!"

Er nahm das Bild vom Brett, rollte es zusammen und legte es in die Schublade des Kleiderschrankes, wo er seine Kleinigkeiten aufzubewahren pflegte.

Heinz wurde aus dieser Rede nicht recht klug; schließlich aber glaubte er, der Alte meine es aufrichtig, und so begann er sich wieder zu fühlen.

„Wenn Du meinst, Großvater — meinetwegen, so will ich es Dir verehren. Mein Gott, ich habe es ja nur flüchtig hingeworfen! Später werde ich 'mal eine Büste danach machen."

Auf dem Flur erschallten Tritte. Fritz und Robert kehrten in Begleitung des Arztes zurück.





Heimliche Verlobung.

Als Hannchen sich von ihren beiden Brüdern getrennt hatte und, Trudchen an der Hand, durch die Straßen schritt, durchzuckte sie plötzlich ein freudiger Schreck. Sie sah Treuling daher kommen, welcher sie nicht zu bemerken schien, vielmehr gerade vor einem Schaufenster stehen blieb und gleichgiltig die ausgelegten Waren musterte.

Sie überlegte einige Augenblicke, ob sie sich ihm unsichtbar machen sollte, trotzdem ihr eigentlich nichts angenehmer gewesen wäre, als von ihm gesehen zu werden. Aber sie hätte auch beim besten Willen nicht mehr ausweichen können, denn ganz unvermutet blickte er auf. Und da sie sich eben in der Nähe einer Laterne befanden, so erkannte er sie sofort, zog höflich den Hut und trat auf sie zu.

„Das ist aber ein glücklicher Zufall, Fräulein!" begrüßte er sie, sichtlich erfreut, und streckte ihr die Hand entgegen. „Ei, wohin soll's denn noch so spät gehen?" Dann fügte er launig hinzu: „Wohl das kleine Fräulein Schwester?" Er wollte nun auch Trudchen die Hand reichen; die Jüngste aber zeigte Furcht und wich zurück.

„Du scheinst ja eine auffallende Abneigung gegen mich zu haben," begann er wieder lachend. „Na, warte nur! Das

wird sich beim nächsten Chocoladenhändler schon legen. Wenn es Ihnen nicht gerade unangenehm ist, dann begleite ich Sie



ein Stückchen," wandte er sich dann an Hannchen. Erst jetzt fiel ihm ihre trübe Miene und ihre Schweigsamkeit auf.

„Aber, was ist Ihnen denn? Ist es Ihnen nicht recht, daß ich Ihnen in den Weg gelaufen bin? Dann genügt ja nur ein Wort. Mir war's gleich so, als wollten Sie auf die andere Seite hinüber gehen."

„Gewiß nicht, Herr Treuling! Weshalb sollte ich Ihnen denn ausweichen? Sie haben mir ja nichts Böses zugefügt," erwiderte sie mit weicher Stimme, die dennoch zitterte vor Erregung; denn in die Freude, hervorgerufen durch diese Überraschung, mischte sich plötzlich der Gedanke an die Trauer im Hause.

„Nun also! Weswegen diese Stimmung? Ich kenne Sie gar nicht wieder. Sind Sie plötzlich stolz geworden, weil Sie das große Los gewonnen haben?" fuhr er lächelnd fort, während er ihr langsam zur Seite ging. „Ihr Bruder wird Ihnen wohl schon gesagt haben, woher ich das weiß."

„Ich wollte, niemals wäre dieser Tag gekommen; dann wären wir arm, aber glücklich geblieben," erwiderte sie leise.

Nur mühsam konnte sie sprechen, denn das heraufquellende Schluchzen drohte die Worte zu ersticken. Aber sie unterdrückte diesen Seelenjammer, trotzdem es ihr eine Wohlthat gewesen wäre, laut aller Welt ihren Schmerz zu verkünden. Dafür umflorte sich ihr Blick mit den Thränen, die heiß ihre Augen benetzten und welche der Halbschleier den Blicken der Vorübergehenden verbarg. Treuling, der ihr gerade ins Gesicht sah, bemerkte es.

„Sie weinen? Hannchen, um Himmels willen, was ist geschehen? Was es auch sei — seien Sie versichert, daß ich es ebenso mit empfinden werde, als berührte es mich selbst!"

Als Trudchen vernahm, daß ihre Schwester weinte, glaubte sie, das geschähe um des fremden Herrn willen. Ihr Händchen vergrub sich fest in die Kleiderfalten Hannchens und bemühte sich, die ihrer Ansicht nach Gefährdete beiseite zu ziehen.

„Hannchen, will Dir der Mann etwas thun?" raunte sie ihr zu, deutlich genug, daß Treuling es hören konnte. Er mußte lächeln.

„Da haben wir's!" sagte er. „Wenn Sie jetzt nicht mit der Sprache gerade heraus kommen, dann wird die kleine Beschützerin schließlich die Polizei zu Hilfe rufen ... Aber warte nur! An Dir werde ich Vergeltung üben. Zwei Stückchen Chocolade sollst Du jetzt haben!"

Ehe Hannchen ihn bitten konnte, davon abzustehen, hatte er schon eine Schwenkung gemacht und war in einen Zuckerwarenladen gegangen, aus welchem er nach wenigen Minuten zurückkehrte.

„So! Ich habe Dir gleich eine ganze Düte mitgebracht; nun wird die Strafe wohl groß genug sein?"

Trudchen wollte ihre Feindseligkeit nicht gleich aufgeben; erst als sie die Herrlichkeiten in der geöffneten Düte erblickte und Treuling ihr eigenhändig ein Stück Zuckerwerk in den Mund schob, schloß sie Frieden und knabberte lustig darauf los.

„So viel Güte — ich danke Ihnen sehr," sagte Hannchen. „Ich weiß gar nicht, womit wir das verdient haben. Sie waren heute schon so nett zu Robert; ich kann Ihnen nur sagen, daß er ganz weg nach Ihnen ist — ich glaube, er ginge für Sie durchs Feuer."

„Das wollen wir nicht wünschen; das könnte am Ende weh thun," fiel Treuling heiter ein. „Übrigens thäte er dasselbe für Sie. Sie können stolz darauf sein, so ein kleines Kerlchen als Bruder zu besitzen! Wissen Sie, was er dachte?"

„Nun? Ich bin wirklich neugierig."

„Denken Sie nur — er glaubte, ich hätte etwas Schlechtes mit Ihnen vor. Er war ordentlich wütend und hätte mir am liebsten einen Passierschein zur Hölle gegeben. Ein merkwürdig früh entwickelter Junge!"

„Wie kann er nur so etwas sagen! Das werde ich ihm aber besorgen," erwiderte sie, anscheinend scherzhaft. Im Innern ärgerte sie sich aber darüber, daß Robert die Veranlassung zu einer derartigen Bemerkung gegeben hatte. Ihre weiteren Gedanken lauteten dann: Meint er nun das „Schlechte" aufrichtig oder spöttisch? Hat er eine besondere Absicht dabei, gerade d a r a u f zu kommen?

Sie hatte jedoch nicht viel Zeit, sich weiter darüber den Kopf zu zerbrechen, denn Treuling, der wohl ahnte, was in ihr vorging, versuchte sie zu beruhigen, indem er sagte:

„Lassen Sie nur! Ich bin überzeugt, daß er es nur gut gemeint hat. Ich fand es sehr schön, daß er mich sofort für einen schlechten Kerl hielt, denn das hatte wenigstens zur Folge, daß ich ihn vom Gegenteil überzeugen konnte. Er handelte jedenfalls nur instinktiv, denn es mußte ihm mit Recht auffallen, daß ein feiner Herr wie ich — entschuldigen Sie dieses Selbstlob, aber ich äußere nur die Gedanken meiner Eltern, für welche ich ja nicht verantwortlich zu machen bin — sich nach Ihnen eingehend erkundigte. Sie nehmen mir das doch nicht übel, nicht wahr? Und

wenn Sie wirklich noch irgend welches Mißtrauen haben sollten —"

Er unterbrach sich, weil er nicht wußte, was er hinzufügen sollte. Da er ihr nun anmerkte, wie verlegen sie um eine Antwort war, so drang er wieder in sie, ihm die Veranlassung ihrer Stimmung mitzuteilen. So erzählte sie ihm denn, leise und gedrückt. Sie durchlebte gleichsam noch einmal alles, was bereits überstanden war. Teilnahmsvoll hörte er zu.

„O — dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meine herzlichste Teilnahme ausspreche," sagte er, nachdem er sie angehört. „Das ist eine Tragödie, die jedenfalls zu denken giebt, und die selbst auf den Unbeteiligten grausig genug wirkt. Aber Sie müssen sich trösten. Das hätte auch geschehen können, wenn Ihr Vater irgend etwas anderes Aufregendes erfahren hätte; jedenfalls neigte er schon zu ähnlichen Anfällen. Besser ist es jedenfalls, er hat Sie in Ihrem jetzigen Glück verlassen, als wenn er gestorben wäre mit dem Gedanken, er würde Sie alle nun arm und hilflos verlassen. Auf alle Fälle war es ein seliger Tod. Und das Eine kann ich Ihnen versprechen, Hannchen — bedürfen Sie in Rat und That eines Freundes, so denken Sie an mich! Es mag Ihnen das alles sehr sonderbar erscheinen; aber es ist nun nicht mehr aus der Welt zu schaffen, daß Sie einen Eindruck auf mich gemacht haben, wie zuvor noch kein anderes Mädchen. Ich weiß ja, daß es genug Leute giebt, die aus gewissen gesellschaftlichen Gründen das nicht begreifen werden; zum mindesten werden die mich für überspannt halten — ich bin sogar sicher, daß einige mir ganz nahestehende Personen von dieser Meinung befallen sein dürften. Das alles aber soll mich doch nicht abhalten, gerade jetzt, in der Stunde, wo Sie so viel Bitternis durchkosten, die Frage an Sie zu richten, Hannchen, ob ich Ihnen nicht so ganz gleichgiltig bin, wie vielleicht andere junge Männer es bisher für Sie waren? Seien Sie ganz offen und kurz — sagen Sie einfach: ja oder nein!"

„Mein Gott, ich weiß ja nicht —“ preßte sie als Antwort mühsam hervor.

Sie wußte in der That nicht, was anderes sie erwidern sollte. Sie schwelgte in innerem Entzücken. Hatte das nicht beinahe wie eine Liebeserklärung geklungen? Sie hätte kein romantisch angehauchtes Mädchen aus dem Volke sein müssen, um nicht im Augenblicke mit offenen Augen zu träumen, trotz des kalten Winterabends und trotz des Seelenwassers, das noch in ihren Augen schimmerte. Sie hätte ebenso aufjauchzen mögen wie heute vormittag, als die Ahnung von der Neigung Treulings zu ihr verheißungsvoll zu dämmern begann. Sie dachte gar nicht daran, ob jene verschlossenen Hoffnungen, denen sich ein Mädchen, und gehörte es auch zu den Niedrigsten aus dem Volke, bei einer derartigen Frage hingiebt, auch jemals in Erfüllung gehen könnten. In ihrem Kopfe wirbelte es von den Eindrücken, die auf sie einstürmten. Sie befand sich völlig im Banne des Augenblicks der letzten Worte Treulings, die noch in ihren Ohren wiederklangen. Sie fühlte auch gar nicht das Bedürfnis, mehr zu antworten, als sie gesagt hatte. Sie hätte stundenlang stumm an seiner Seite dahin schreiten mögen, berauscht von der Thatsache, daß dieser Sohn reicher Eltern sie gefragt hatte, ob er ihr gleichgiltig sei. Und ganz ernsthaft, nicht etwa in der Art und Weise jener Gecken seines Standes, unter deren Zudringlichkeiten sie mehr als einmal zu leiden gehabt hatte.

Als er nach einer längeren Pause, während welcher er ihr Zeit zur Sammlung gelassen hatte, aufs neue dieselbe Bitte wiederholte, und als er gleich darauf wie ein guter Freund seinen Arm unter den ihrigen legte, schauerte sie unter seinem Drucke süß zusammen.

Endlich, nach einem Widerstreben, das ihm viel zu lange dünkte, ließ sie sich zu dem gewünschten Geständnis herbei.

„Das sollten Sie doch schon gemerkt haben, Herr Treuling, daß Sie mir nicht gleichgiltig sind,“ sagte sie einfach,

ohne es zu wagen, ihn anzublicken, „sonst hätte ich mich doch nicht so gefreut, als Sie uns plötzlich entgegenkamen."

Der Druck, den sie am Arm verspürte, machte sie zutraulich. Und da sie die Scheu einmal überwunden hatte, so fuhr sie gleich fort: „Ach, ich war ja so glücklich, als Sie bei der Frau Engel für mich Partei nahmen! So glücklich!" wiederholte sie, selbstvergessen, lebte nun auf und lächelte ihn an.

„Hannchen, so liebst Du mich also?" fragte er plötzlich und beugte sich so tief zu ihr hernieder, daß sein Atem ihre Wange streifte. „Sage ja, und niemals in der Welt will ich Dir das vergessen!"



Trudchen, ganz mit ihrer Leckerei beschäftigt, ging einige Schritte vor ihnen her. Wenn Hannchen sonst mit der Kleinen ausgegangen war, hatte sie ihr Händchen nicht losgelassen, aus Furcht, es könnte ihr im Gewühl der Straße irgend etwas zustoßen. Jetzt vermißte sie ihre unmittelbare Nähe kaum; und wenn Trudchen hundertmal so weit von ihr entfernt gewesen wäre, sie hätte wenig darauf geachtet.

Etwas Unnennbares durchzog ihre Seele; Welt und Menschen um sie herum waren ihren Sinnen entrückt. Umgeben von Schnee und Eis, erbebend unter dem schneidenden Winde, der ihr die Ohren rötete, fühlte sie sich doch in einen lachenden Frühling versetzt, in dem alles blühte und duftete. Wonneschauer waren die sanften Wellen, die in ihrem Herzen auf- und abwogten. Sie war jetzt nicht mehr sie selbst; sie war ein Teil von demjenigen geworden, an dessen Seite sie dahinschritt.

Sie hatte die Gewißheit, seine Worte hatten es ihr verkündet, und der belebende Strom, der durch ihren Körper ging, drängte sie mit Allgewalt, es ihm auch zu verstehen zu geben.

„Ja! Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, aber es ist so — ich bin Ihnen sehr gut,“ sagte sie leise und senkte den Kopf. Blut stieg ihr ins Gesicht; sie schämte sich plötzlich, als hätte sie irgend etwas gesprochen, was man ihr übel deuten könne.

„Hannchen! ...“ preßte er leidenschaftlich hervor. Weiter vermochte er nichts zu sagen. Es vergingen Minuten, ehe er wieder begann: „Ich danke Dir dafür. Du weißt nicht, wie glücklich Du mich gemacht hast ... Nun sage auch einmal ‚Du‘ zu mir — bitte, bitte!“

Wie schön er bitten konnte! Niemals glaubte sie eine sanftere Stimme vernommen zu haben. „Ich kann ja nicht — es wird mir so schwer,“ erwiderte sie zaghaft und berührte mit ihrem Kopf seine Schultern.

Er bat aber so lange und inständig, bis sie seinen Wunsch erfüllt hatte.

„So bist Du also von jetzt ab meine kleine Braut, nicht wahr?“ fuhr er dann fort. „Willst Du?“

„Trudchen!“ schrie sie plötzlich auf, riß sich von ihm los und stürzte vorwärts. Sie hatten den Fahrdamm zu überschreiten, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die Kleine unter die Pferde eines Wagens gekommen. Zitternd vor Schreck zog Hannchen die Schwester an sich. „Mein Gott, das hätte ja 'was Schönes werden können, wenn ich nicht dazu gesprungen wäre!“ sagte sie und nahm wie vordem die Hand der Kleinen, die nun in der Annahme, etwas Unrechtes begangen zu haben, zu weinen begann.

„Nun, werde ich eine Antwort bekommen?“ fragte Treuling aufs neue, als sich die Aufregung beider gelegt hatte.

In diesem Augenblick fiel Hannchens Blick auf das Schaufenster des Ladens, an dem sie vorüber wollten. Ein großer, schwarzer Prachtsarg, der wie ein Aristokrat unter den übrigen schlichten Holzkästen thronte, deutete das Ziel ihrer Wanderung an. Beinahe hätte sie es in ihrer Zerstreuung verfehlt. Mit einem Schlage war all das jauchzende Glück verschwunden; sie wurde wieder an das erinnert, was in dieser Stunde allein ihre Seele ausfüllen sollte. Der Übergang aus einer Stimmung in die andere war ein so plötzlicher, daß sie zusammen zuckte. Fast war es ihr, als wäre sie von einer eiskalten Hand berührt worden, die sie davor warnen wollte, nicht dem Glücke allzu sehr zu trauen.

Sie war vor die Scheibe getreten und warf einen Blick in das hell erleuchtete Magazin, in dem alles an die Vergänglichkeit des Irdischen erinnerte. Sie sprachen kein Wort, weil sie sich in denselben Gedanken begegneten. Nur Trudchen zeigte eine beneidenswerte Gleichgiltigkeit. Sie lehnte sich mit dem Rücken an die blanke Schutzstange und öffnete die Düte zum ungezählten Male.

Hannchens Einbildung belebte sich unheimlich. Sie kam sich vor wie aus dem Himmel getrieben. Wie verlockend hatte das Wort „Braut" geklungen; kaum, daß sie gewagt hatte, ihrem Gehör zu trauen. Nun sah sie im Geiste den Vater vor Augen, wie er fröhlich und guten Mutes mitten unter seine Lieben getreten war, wie seine Augen aufgeleuchtet hatten bei der Verkündigung der frohen Botschaft, und wie er dann sterbend dem Großvater in die Arme gesunken.

Plötzlich schallte eine Stimme an ihre Ohren, die sie beide nur zu genau kannten, und, die um diese Zeit hier zu vernehmen, sie am allerwenigsten vorausgesetzt hätten.

„Sie wollen sich wohl ein Erbbegräbnis kaufen, hä? Schaurig-schöne Sache — Sie beide so im Anblick des Memento mori vertieft zu sehen! Ordentlich romantisch! Hoffentlich doch keine Selbstmordgedanken? . . Aus unglücklicher Liebe, hä?



I 13 S. 307

Es war Freudenfeld, der wie ein Gespenst hinter ihnen aufgetaucht war.

Meine Passion wäre das nicht. 'n Abend, Herr Treuling!... 'n Abend, mein wertes Fräulein! ... Da ist ja noch so 'ne reizende Kleine. Viel versprechende Rasse, kleiner Wurm! ... Führen wohl gleich ganze Familie spazieren, was? Fabelhaft guter Mensch, Sie!"

Es war Freudenfeld, der wie ein Gespenst hinter ihnen aufgetaucht war. Er hatte wie gewöhnlich die Hände in die Seitentaschen seines Überziehers versenkt, mit der Linken den dicken Spazierknüppel wie ein „Gewehr auf" verkehrt gegen den Körper gedrückt, und qualmte eine Virginia. Der glänzende Zylinderhut neigte sich etwas stark über die Stirn. Langsam zog er die rechte Hand aus der Tasche und bedächtig, als ließe er sich zu dieser Auszeichnung herab, streckte er Treuling die üblichen zwei Finger zur Begrüßung entgegen. Dann, zu Hannchen gewandt, faßte er an die Krempe seines Hutes; kaum, daß er ihn ein wenig lüftete.

Treuling war diese Begegnung sehr unangenehm, und er machte aus seiner Stimmung auch gar keinen Hehl. „Sie treiben sich wohl überall herum?" fragte er ärgerlich, indem er die ihm dargereichten Finger gar nicht beachtete.

Der Bankier reckte den Hals gleich einem Pelikan. Er hatte die Absicht, eine scharfe Antwort zu geben, beherrschte sich aber und erwiderte mit einem Lächeln, das andere als ein unverschämtes längst erkannt hatten, das er aber für überlegen hielt:

„Bitte um Entschuldigung, wenn im kleinen tête-à-tête gestört haben sollte! Etwas unangenehme Witterung dazu, bäbäbä ... aber, wo zwei Herzen zusammenschlagen, da ist innerlich geheizt."

Er wußte, daß er mit derartigen, halb scherzhaft klingenden Worten eine offene Natur wie Treuling mehr verletzte als durch Grobheit.

Hannchen hatte die Empfindung, als drohte ihr irgend eine Gefahr, unwillkürlich griff sie nach Eberhards Arm und schmiegte sich an ihn.

Als Freudenfeld das sah, glitt abermals ein hämisches Lächeln über seine Züge, und in diesem Augenblick hatte er viel Ähnlichkeit mit einem Mephisto, der sich in der Rolle eines Gecken gefällt. Und als sie ihm mit Absicht den Rücken kehrte, sagte er, immer die Zigarre zwischen den Zähnen:

„Also immer noch die Schmollende? . . . Ihr Fräulein Braut scheint kleines Versehen von heute früh schwer vergessen zu können.“

Er hatte das Wort „Braut“ besonders stark und mit unverhohlenem Spotte betont. Treuling fühlte das sofort heraus und ärgerte sich noch mehr. Er hätte gern eine abweisende Bemerkung darauf gemacht, wenn er das Heikle seiner Lage nicht so außerordentlich stark empfunden hätte. So kam er sich wie ein Mensch vor, der gern etwas Treffendes erwidern möchte, dem man aber die besten Waffen vorweg genommen hat.

Das einfachste, seiner Meinung nach, wäre gewesen, Hannchen plötzlich als das vorzustellen, was sie ihm nach seinem Geständnisse von nun an sein sollte. Aber er fand nicht den Mut dazu, wenigstens diesem Manne gegenüber nicht. Hinzu kam, daß er befürchtete, Freudenfeld könnte plötzlich in ein lautes Lachen ausbrechen, wenn er ihm allen Ernstes zu verstehen gäbe, daß er allerdings die redlichsten Absichten mit seiner Begleiterin habe. Seinem geraden Sinne widerstrebte es, anders zu handeln, als er dachte; aber in dieser peinlichen Minute fühlte er mehr denn je, wie sehr er noch gegen seinen Willen in gesellschaftlichen Vorurteilen steckte.

Überdies hatte es für ihn einen eigenen Reiz, sich an einer heimlichen Liebe sonnen zu dürfen, von der die große Welt, die sie umgab, noch nichts wissen sollte.

Was geben meine Beziehungen überhaupt diesen Krämer an? dachte er und nahm sich nun vor, sich dem Bankier gegenüber so zugeknöpft als möglich zu verhalten und dessen zudringliche Bemerkungen nicht zu beachten. Wird er unangenehm,

so werde ich ihn schon abschütteln, fügte er in Gedanken hinzu.

Wenn er dagegen Hannchens Empfindungen zu hören bekommen hätte, wäre er von seinem eigenen Entschlusse vielleicht nicht so erbaut gewesen. Sie wartete auf den Augenblick, wo er plötzlich eine ernste Miene annehmen würde, um ungefähr folgendes zu sagen: Sie haben ganz recht, Herr Freudenfeld, und ich habe alle Veranlassung dazu, Ihren Scharfsinn zu bewundern. Ich erlaube mir also, Ihnen hiermit in aller Form Fräulein Hannchen Tetzlaff als meine wirkliche Braut vorzustellen. Wir haben uns nämlich soeben heimlich verlobt. Betrachten Sie es als eine besondere Auszeichnung von uns, wenn wir Sie zu dem ersten Glücklichen machen, der diese Neuigkeit zu hören bekommt! Selbstverständlich werden Sie noch eine gedruckte Verlobungsanzeige erhalten ...

Diese Augen, die der ihr widerliche Mensch machen würde! Dann hätte er ein für allemal gewußt, was er für die Zukunft von ihr zu halten habe. Das wäre ihre glänzendste Rache für den Auftritt heute früh im Atelier gewesen, trotzdem jeder rachsüchtige Zug ihrem Wesen sonst ferne lag. Aber mein Gott, man hat doch auch seine kleine Freuden, an denen man sich ergötzt!

Diese große Erwartung ging jedoch nicht in Erfüllung. Sie hielt fast den Atem an, aus Verlangen, es zu hören. Der Mann ihrer Liebe aber schwieg, trotzdem er das Zittern ihres Armes in dem seinigen verspüren mußte. Nun erst empfand sie die Stiche, die ihr die herausfordernde Bemerkung des Bankiers verursachte.

Eine peinliche Pause trat ein, während welcher sie zusammen standen gleich Menschen, die eigentlich nicht wissen, was sie sich noch erzählen sollen. Trudchen wurde plötzlich zur Retterin.

„Hannchen, weshalb trägt denn der Mann das Stück Glas im Auge?“ sagte sie laut mit der ganzen Furchtlosigkeit eines unverdorbenen Kindergemütes der Vorstadt. Ein Stück Chocolade im Munde, deutete sie auf den Bankier.

Das gab Treuling das Gleichgewicht seiner Seele wieder. Er lachte und fiel sofort ein: „Das will ich Dir sagen — damit der Herr seine Nase besser sehen kann."

Die Kleine lachte, und auch Hannchen fühlte sich gedrängt, es zu thun, wodurch sie sich besonders erleichtert fühlte, weil es sich gerade um Freudenfeld handelte.

„Heißt 'n Witz," bemerkte der Bankier, zuckte die Achseln und neigte den Kopf ein paarmal hin und her, was eine Gebärde seiner Erhabenheit über derartige Scherze ausdrücken sollte. „Wenn Sie keine besseren machen können, dann lassen sich da drin begraben."

Er deutete auf den schwarzen Sarg im Schaufenster; da er aber befürchtete, man könnte sich noch einmal über ihn lustig machen, so riß er das rechte Auge besonders weit auf und ließ das Glas herunterfallen. Er empfahl sich nun kurz, indem er abermals nur an die Krempe des Hutes faßte, und ging, drehte sich aber noch einmal um, winkte mit der Hand und schnarrte: „Viel Amüsement dem Brautpaar!"

„Zudringlicher Patron!" murmelte Treuling; Hannchen aber fühlte dieselben Seelenstiche wie zuvor.

„Wenn er uns doch gar nicht gesehen hätte, das wäre besser gewesen," sagte sie und wandte unwillkürlich den Kopf nach dem Davongehenden.

„Weshalb denn, Schatz? Deswegen brauchst Du Dir doch keine Kopfschmerzen zu machen; der zählt nicht."

„Das sagen Sie so ... ach, entschuldige nur, ich will mich ja nicht mehr versprechen, gewiß nicht!" verbesserte sie sich rasch, als er eine komisch-drohende Bewegung machte. „Wer weiß, was er nun denkt ... Er kennt ja Frau Engel; heute vormittag war er auch da."

„So? Hat er Dich auch gesehen? Was wollte er denn?"

„Laß mich nur erst hinein gehen und alles besorgen. Sonst schließen sie am Ende noch das Geschäft; ich will es Dir dann sagen."

„Du thust ja sehr geheimnisvoll. Es wird doch nichts Schlimmes gewesen sein?"

In einer Anwandlung von Eifersucht, gepaart mit Mißtrauen, sah er sie prüfend von der Seite an.

„Rein geschäftliche Dinge; Du kannst ganz beruhigt sein. Aber ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich diesen Menschen fürchte," fügte sie mit einem angstvollen Ausdruck im Gesicht hinzu. „Thu mir den Gefallen, und halte ihn Dir nicht zum Freunde! Ich habe so eine Ahnung, als drohte uns beiden noch einmal großes Unheil von ihm."

„Kleine Närrin, Du," erwiderte er lächelnd und zog sie unwillkürlich an sich. „Der sollte unserem Glücke noch einmal über den Weg laufen, dann wollte ich ihm heimleuchten!"

„Du Guter, Bester," flüsterte sie selig und sah beglückt zu ihm auf. Sie bat ihn, auf der Straße zu warten; er aber wollte nichts davon wissen, meinte vielmehr, daß er es für seine Pflicht halte, ihr beim Einkauf mit seinen Erfahrungen zur Seite zu stehen. So gingen sie denn alle drei in den Laden.





Spionierkünste.

Freudenfeld war nur zum Scheine weiter gegangen. Als er sicher war, nicht mehr gesehen zu werden, machte er wieder Kehrt und schritt zur anderen Seite der Straße hinüber. Die Neugierde und der Zweck, den er längst im Auge hatte, trieben ihn an, sich zu überzeugen, wohin Treuling und Hannchen sich nun begeben würden.

Er hatte den Ärger darüber, heute früh „abgeblitzt" zu sein, noch kaum verschluckt, als er sich zum zweiten Mal einer ähnlichen Lage hatte aussetzen müssen. Dadurch war er in eine gelinde Wut versetzt worden, die um so anhaltender war, als er diese bei sich verbeißen mußte.

Fast schien es, als wollte man sich über ihn lustig machen. Er war aber nicht der Mann, sich das gefallen zu lassen. Leute seines Schlages, die die Menschen nur als Ziffern betrachten, welche je nach ihrer „Höhe" Ehrfurcht einflößen, ließen sich nicht hinreißen, ihre Gefühle preiszugeben; aber sie handelten nach kalter Berechnung, um desto sicherer an ihr Ziel zu gelangen.

Treuling erschien ihm gar nicht gefährlich. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß dieser junge Mann sich wirklich ernstlich in eine Blumenmacherin verliebt haben könne.

Aber das war die Jugend, die noch Ideale hatte! Merkwürdige Verirrung der Zeit! — lauteten seine Gedanken weiter. Da er niemals höhere Interessen gekannt hatte als solche, die sich mit seinem Geldsack verknüpften, so hatte er auch für edlere Regungen des Herzens kein Verständnis.

Wo stecken sie denn nur? fragte er sich, als er in seiner langsamen, breitbeinigen Gangart zurückschritt.

Als er an dem Sarglager wieder vorüber kam und seinen Blick unwillkürlich hinüber sandte, entdeckte er die, die er suchte. Betroffen blieb er stehen. „Was wollen die denn da drin?“ murmelte er vor sich hin und stellte sich dann in den Schatten eines Thorweges, von wo aus er die Vorgänge drüben im Laden genau beobachten konnte. Er sah, wie man einen Sarg aussuchte und allem Anscheine nach nicht ganz einig werden konnte. Jedenfalls dünkte ihn, als hätte Treuling die Absicht, einen besseren zu erstehen, während Hannchen anderer Ansicht wäre.

Das ist ja 'ne ganz merkwürdige Geschichte! Wer mag denn da gestorben sein? dachte der Bankier wieder. Die können sich doch nicht aus reiner Liebhaberei Särge kaufen!

Er wurde nicht klug daraus, reimte sich aber den Vorgang dunkel zusammen, als er sah, daß Treuling schließlich seine Börse zog und zahlte, was Hannchen nur mit Widerstreben duldete. Aha! Also ist bei ihr jemand gestorben — waren seine weiteren Gedanken. Der wirft sich ja gleich ordentlich ins Zeug für diese Familie — der arme Junge! Das sollte nur der Alte wissen! Weiß doch schon lange, daß er das niedliche Fräulein Bandel ... da unten am Schlesischen Thor ... heiraten soll. Giebt wieder 'n Familienskandal.

Er erwog nun sofort die Vorteile für sich, die er aus dieser Verwicklung der Dinge ziehen würde, und war so befriedigt darüber, daß er die Lippen zu einem leisen Pfeifen spitzte.

Als er dann sicher war, daß man drüben bald gehen werde, verließ er seinen Platz und schritt eilig voraus. Dann blieb

er abermals stehen und stellte seine Beobachtungen aufs neue an. Als er nun sah, daß die drei denselben Weg auf der anderen Seite nahmen, beeilte er sich noch mehr. In einiger Entfernung schritt er dann über die Straße und schlenderte ihnen langsam entgegen. Die Straße war noch stark belebt, und so war er sicher, daß man seine Schliche nicht bemerken würde.

„Habe ja besonderes Glück heute, hä," begrüßte er sie dann wieder mit völlig harmloser Miene, als wäre das der reine Zufall. „Hab' den Kerl nicht zu Hause getroffen," log er. „Menschen denken wahrhaftig, man stiehlt sich die Zeit. Hum dja. ... Lassen wir ihn 'reinfallen, wenn er's nicht besser haben will! 's handelt sich nämlich um Verluste."

Treuling und Hannchen waren sehr überrascht, ihn nach so kurzer Zeit wieder zu sehen, und der erstere warf ihm einen mißtrauischen Blick von der Seite zu, ließ sich dann aber täuschen durch das unverfänglich erscheinende Auftreten des Bankiers.

„So spät machen Sie noch Besuche?" konnte er sich nicht enthalten, zu fragen.

„In wichtigen Geschäftssachen nimmt man's nicht so genau; das sollten Sie doch wissen," erwiderte Freudenfeld. Treuling wurde nicht ganz klug daraus, ob das abermals eine Anspielung sein sollte, oder nicht.

„A propos — ich habe heute Ihren Herrn Papa gesprochen an der Börrrse," sagte der Bankier plötzlich, um die Anknüpfung zu einem Gespräche zu erlangen. „Er macht jetzt viel! ... Tolle Wagnisse! Sollte er nicht thun! Hab' ihn auch gewarnt. Er ist nicht der Mann dazu, der den Rummel versteht. Zu viel Gefühl, zu viel Anstand! Solche Leute fallen immer gründlich 'rein bis über die Ohren. Warnen Sie ihn auch! Ich will aber nichts gesagt haben. Der Freudenfeld meint's immer gut, wenn auch die Leute behaupten, er mache seinen Rebbes. Was gucken Sie mich so sonderbar

an, mein Fräulein? Es ist wahr! Sie haben sich wohl auch etwas in die Ohren blasen lassen?"

Treuling hatte erstaunt aufgeblickt. „Mein Vater an der Börse? Seit wann denn?" fragte er etwas gedehnt.

„Ach so, das wissen Sie gar nicht? ... Schau, schau! Das hätte ich allerdings nicht geahnt. Ich glaubte vielmehr — — also großes Geheimnis vom Alten, hä? Wahrscheinlich, um Mama 'mal mit einem gehörigen Posten Gewinn zu überraschen. Haben sich übrigens viele gewundert! Hat's doch wirklich nicht nötig. Ist doch altes, solides Haus — Geld wie Heu, hä? Aber die Welt ist verrückt geworden; selbst die vernünftigsten Menschen kriegen 'n Turkel. Bis 'mal wieder der große Krach kommt. Dann suchen sie alle nach den Schwimmhosen. O — pardon, mein verehrtes Fräulein," fügte er schnell und spöttisch, wie zur Entschuldigung, hinzu; „etwas hartes Wort, aber man kann's gedruckt lesen."

Er hatte es für ganz selbstverständlich gehalten, neben ihnen her zu schreiten, um so mehr, da er nun wußte, daß Treulings Neugierde gereizt war.

Allerdings hatte diese Neuigkeit Eberhard ungemein überrascht. Er hätte eher den Hinweis auf ein neues Weltwunder erwartet, als darauf, daß sein geschäftlich so nüchtern denkender Vater im schmutzigen Strome der Zeit schwimmen könnte. Aber er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Freudenfeld recht habe.

Nun konnte er sich auch erklären, wo sein Vater die Zeit zubrachte, wenn er des Vormittags in die Stadt fuhr, angeblich, um wichtige geschäftliche Dinge zu erledigen; und nun hatte er auch den Grund für die zeitweilige Gereiztheit des Alten, nicht minder auch für die Launenhaftigkeit, die abwechselnd in freudige Aufgelegtheit und Mißstimmung umschlug.

„Wissen Sie auch genau, daß mein Vater spekuliert?" fragte er. Plötzlich aber war es ihm peinlich, eingestehen zu müssen, von der ganzen Sache nichts zu wissen. Und so ver-

besserte er sich schnell. „Richtig, richtig — ich entsinne mich ... Er sprach ja öfters davon. Es ist nur eine leichte, vorübergehende Zerstreuung für ihn."

„Meinen Sie?" fiel Freudenfeld spöttisch ein. „Das nennen Sie Zerstreuung? Ich danke für Obst! Nette Zerstreuung, so 'mal 'rin zu schliddern mit Hunderttausend! Sie wissen wohl gar nicht, was Ihr Alter alles wagt? Kleinigkeiten sind das gerade nicht! Müßten Sie's gerade dafür halten?"

„Du lieber Himmel, wenn er wirklich 'mal das Pech haben sollte, wir können's ja vertragen," erwiderte Treuling möglichst gleichgiltig, trotzdem ihn als einzigen Erben diese Aussicht nicht gerade angenehm berührte.

Hannchen horchte doch auf, als sie derartige Summen nennen hörte, und ihr nächster Gedanke lautete: Muß aber Eberhards Vater viel Geld haben, wenn ein solcher Verlust für ihn ein nicht zu großer sein soll! Unwillkürlich blickte sie voller Bewunderung zu Treuling empor.

Plötzlich wandte sich der Bankier an sie, indem er Treulings Seite verließ und sich an die ihrige begab. „Hatte ganz vergessen, wertes Fräulein ... Gestatten aber wohl, daß großes Versehen jetzt nachhole. Haben ja immenses Glück im Leben! Nicht nur, daß Sie Herz von Freund Treuling gewonnen haben, sondern auch — — Lassen Sie nur, lassen Sie nur, es ist doch so," unterbrach er den Faden seiner Rede mit einer Handbewegung zu Treuling. „Kleiner Schäker, können mich doch nicht dumm machen, hähä ... Ich wollte also sagen, wertes Fräulein, daß doppeltes Glück gehabt haben ... Gratuliere, gratuliere!"

Er hatte diesen Glückwunsch bereits vormittags abgestattet, als er bei Frau Engel war und durch diese erfuhr, daß Hannchens Vater und auch sie selbst an dem Gewinn beteiligt seien. Auch einige der übrigen Mädchen spielten einen kleinen Anteil, und so war die Aufregung eine große gewesen. Jetzt that er Treulings wegen mit Willen so, als hätte er es nachträglich

erfahren, daß auch Hannchens Los dieselbe Nummer trage. Er verband einen bestimmten Zweck damit, das Gespräch darauf zu bringen, und war viel zu sehr Menschenkenner, um nicht zu wissen, daß Hannchen sich durch das Erwähnen dieser Thatsache endlich zum Sprechen geneigt fühlen werde.

„Gratuliere nochmals, recht herzlich," sagte er abermals, indem er seiner Stimme eine gewisse Aufrichtigkeit gab. „Freu' mich immer kolossal, wenn Gewinne 'mal an die richtige Adresse kommen. Bin ordentlich stolz darauf, daß das in meine Kollekte gefallen ist. Hum dja. Und wenn ich Ihnen in irgend einer —"

Er brach plötzlich ab, weil er die Gelegenheit noch nicht für gekommen hielt, seinen Vorschlag anzubringen.

„Ich danke sehr; wir können's auch wirklich gebrauchen." Es waren die ersten freundlichen Worte, die sie ihm gönnte. Und dadurch fühlte sich auch Treuling bewogen, gegen Freudenfeld etwas umgestimmt zu werden.

„Richtig, Sie sagten mir ja gleich, daß Frau Engel ebenfalls gewonnen habe; nun ist mir ja alles erklärlich. Wahrscheinlich sind Sie gleich hinübergegangen."

„Nu, ich werde mich genieren!" erwiderte der Bankier. „Wenn ich 'nem Menschen 'ne Freude bereiten kann, dann thu' ich's doch."

„Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil," citierte Treuling etwas düster. Und einmal im Zuge, berichtete er über den Kummer in Hannchens Familie. Der Bankier horchte hoch auf. Eine Weile schwieg er; dann sagte er mit einem Ernste, der ihm sonst völlig fremd war:

„O, was für ein Schicksalschlag, für ein grausiger Schicksalsschlag! Wertes Fräulein gestatten mir — mein tiefstes Beileid, mein allertiefstes Beileid! ... So jung, so hoffnungsvoll, und schon die trübe Erfahrung machen zu müssen, daß die Götter sich nicht ungestraft versuchen lassen! Glücksgötter meine ich natürlich. Hum dja ... Nochmals, seien Sie versichert —"

Er reichte ihr die Hand, in welche sie trübe lächelnd die ihrige legte, die sie aber sofort wieder zurückzog, als sie einen merklichen Druck verspürte. Und als sie ihn aus Höflichkeit dabei ansehen wollte, wandte sie auch rasch die Augen von ihm ab, denn er sah sie durch sein Augenglas ganz ebenso zudringlich an, wie er es bereits heute früh gethan hatte. Ein unbehagliches Gefühl überkam sie; unwillkürlich wich sie von ihm zurück, als wollte sie auch die geringste Berührung mit ihm vermeiden.

Er merkte das, und ein spöttisches Lächeln blitzte in seinem Gesicht auf, das im nächsten Augenblick sich wieder in würdige Falten legte.

Endlich hielt es Treuling für nötig, sich von ihm zu verabschieden, und verdiente sich dadurch den inneren Dank Hannchens. Das Gespräch drohte wieder ernst zu werden, und er wäre auch nicht in der Stimmung gewesen, noch viel zu sprechen. Die Mitteilung über seinen Vater ging ihm fortwährend durch den Kopf.

So trennten sie sich also zum zweiten Male.

„Es war mir ein besonderes Vergnügen, gnäd'ges Fräulein," sagte der Bankier, diesmal ohne irgendwelche verletzende Absicht, verbeugte sich höflich und zog sogar so tief den Hut, als hätte er eine Dame der großen Welt vor sich. Es war ihm plötzlich eingefallen, daß man ein junges Mädchen, gehörte es selbst dem „Volke" an, unter allen Umständen mit einer gewissen Aufmerksamkeit behandeln müsse, wenn sie den Anspruch auf ein Zehntel des großen Loses erheben durfte. So war er noch im letzten Augenblick zu seiner alten Anschauung zurückgekehrt, daß das Geld allein den Wert des Menschen mache.

„Das klang ja außerordentlich ehrerbietig," sagte Treuling launig, als er mit Hannchen und Trudchen wieder allein war. „Vielleicht geht er in sich und befleißigt sich von jetzt ab besserer Umgangsformen, wenn wir ihm wieder einmal die Ehre schenken, ihn in unserer Gesellschaft zu dulden."

„Ich finde ihn unausstehlich,“ erwiderte Hannchen kurz; dabei konnte sie sich aber nicht verhehlen, daß das „gnädige Fräulein“ aus dem Munde des Bankiers gar nicht so übel geklungen habe.

Freudenfeld war davon geschritten, ohne sich ein einziges Mal umzusehen, langsam und bedächtig, wie ein Mensch seiner Gattung, der es niemals eilig hat, wenn er dem Pflaster die Ehre anthut, es eigenfüßig zu treten. Er war so mit sich selbst beschäftigt, den Blick vor sich auf den Boden gerichtet, daß selbst das „Ewigweibliche“, das ihm entgegenflutete, kein besonderes Interesse in ihm erweckte. Ausnahmsweise natürlich! Nur einmal ließ er die Augen flüchtig auf ein junges Mädchen streifen, weil es ihn dünkte, als habe sie eine auffallende Ähnlichkeit mit Hannchen.

Er hatte aber kaum fünfzig Schritt zurückgelegt, als er gleichgiltig vor einem Schaufenster stehen blieb und dann den Blick dahin sandte, woher er gekommen war.

Sein Entschluß war wieder gefaßt; er wollte wissen, wo Hannchen wohne, und so kehrte er um. Es dauerte auch nicht lange, so bekam er das Pärchen und Trudchen abermals zu Gesicht. Er hielt sich in einem gewissen Abstand, und als er sah, daß sie vor einem Hause stehen blieben, that er dasselbe, was er bereits einmal vorgenommen hatte: er trat in einen schräg gegenüber liegenden Thorweg und beobachtete. Da es ihm schien, als betrachteten einige junge Burschen seine auffallende Erscheinung länger als schicklich war, so ließ er das Augenglas fallen und klemmte es zwischen die Knöpfe seines Überziehers.

Das Hervorheben von Stutzergewohnheiten in dieser, seiner Meinung nach nicht eben Vertrauen erweckenden Gegend schien ihm nicht empfehlenswert. Wer konnte wissen, was ihm schließlich passierte! Unwillkürlich fühlte er an die Brusttasche, wo seine Banknoten steckten. Aber die Abenteuerlust verdrängte schließlich alle Bedenken. Wenn man bestimmte Pläne wie er hatte,

dann mußte man auch einmal Wachtposten in der äußersten Vorstadt spielen.

Nach einer Weile hatte Treuling von Hannchen und Trudchen Abschied genommen und ging auf der anderen Seite vorüber. Freudenfeld trat in den äußersten Winkel des Thorwegs; dann, als er sich sicher fühlte, wagte er sich wieder hervor. Ein paar Minuten blieb er stehen und blickte Treuling nach, und als dieser seinem Gesichtskreis entschwunden war, ging er weiter. Fünf Minuten lang ging er auf der Straße auf und ab und musterte das gegenüber liegende Haus, wo Hannchen wohnte; dann zog er seine Uhr und ließ die goldene Kapsel springen. Es war halb zehn. Trotzdem es bereits so spät war, hätte er gern etwas Näheres über die Familie Tetzlaff erfahren (den Namen hatte er von Frau Engel gehört); aber er wußte nicht, wie er das anstellen sollte.

Wenn wenigstens ein Restaurant da drüben gewesen wäre, oder irgend ein Laden, in dem er hätte etwas kaufen können; aber nichts von alledem. Er sah nur zwei erleuchtete Keller. Der eine trug ein Schuhmacherschild, und die Aufschrift des anderen wies auf eine Speisewirtschaft hin. Man konnte ihm doch nicht zumuten, einen Budikerkeller aufzusuchen! Man würde schöne Augen gemacht haben …

Die großen, roten Zettel an den Fenstern des zweiten Stockwerks, welche anzeigten, daß diese Wohnung zu vermieten sei, fielen ihm auf. Das wäre so etwas! Bei der Besichtigung fände sich die beste Gelegenheit, dachte er. Wenn es nur nicht so spät gewesen wäre. Gut, so verschieben wir es auf morgen! dachte er weiter.

Er wollte schon gehen, als er eine Frau aus dem Hause kommen sah, die über den Damm gerade auf ihn zuschritt. Sie war im Mantel, hatte aber keinen Hut auf. Ein Körbchen, das sie in der Hand hielt, verriet, daß sie noch irgend einen Einkauf machen wollte. Überdies schien sie große Eile zu haben.

Der Bankier war noch wankelmütig, ob er sich unter irgend einem Vorwande die erwünschte Auskunft bei ihr holen sollte, als er sie aufmerksam zu mustern begann. Das Gesicht kam ihm merkwürdig bekannt vor. Da sie den Blick gesenkt hielt, um nicht auszugleiten, so ging sie an ihm vorüber, ohne groß auf ihn zu achten. Wenige Häuser weiter betrat sie einen Kaufladen. Er folgte ihr, warf einen Blick in den hell erleuchteten Raum und erkannte sie.

„Das ist ja Frau Kork, hä?“ sprach er halblaut vor sich hin, als er vorübergegangen war; „die kommt mir gerade zur rechten Zeit.“



Als sie den Laden wieder verlassen hatte und zum zweiten Male an ihm vorbei wollte, sprach er sie an, indem er mit einem Ruck stehen blieb, wie jemand, der unerwartet einen alten Bekannten trifft.

„Ei, sieh da — ich sehe doch recht... verehrte Frau Kork, nicht wahr?“ sagte er und streckte ihr die Hand entgegen. „Also hier in dieser herrlichen Straße wohnen Sie, hä? Wohl noch 'nen kleinen Leckerbissen geholt zur Nacht, hä? Was der Mensch braucht, das muß er haben. Hum dja ... Scheint wieder Eis zu frieren diese Nacht.“

Frau Kork bekam einen leichten Schreck; dann wußte sie nicht gleich, was sie sagen sollte, bis ein Lächeln ihre spitzen Züge verklärte.

„Ach — ach ... Herrjeh, das ist doch nicht unser guter Herr Freudenfeld? ..." brachte sie dann wie berauscht hervor.

„Na natürlich bin ich's! Wer denn sonst? Ihr Bankier Freudenfeld aus der Köpnickerstraße; kann mich ja auch 'mal hierher verirren. Juckte linkes Auge; dachte gleich, daß noch 'was Liebes zu sehen bekäme."

Das könnte mir gerade passen, mit dieser Schachtel hier beobachtet zu werden! dachte er bei sich. Er warf einen Blick nach rechts und links, zog die Schultern in die Höhe, um den unteren Teil seines Gesichtes noch mehr in den emporgeschlagenen Kragen des Überziehers zu vergraben. Aber er hatte nichts zu befürchten. Die Straße war hier fast zu Ende und mündete auf eine einsame Brücke, die über den Kanal führte. Jenseits dieser war ein großer, zum Teil unbebauter Platz, und so war die Gegend nicht besonders belebt. Außerdem war es um die Zeit, wo jeder danach strebte, so schnell als möglich in seiner Behausung zu sein.

„Ach ja, Sie sind's wirklich," preßte Frau Kork abermals freudig erregt hervor; dann wischte sie sich erst die rechte Hand am Mantel ab, ehe sie es wagte, sie in die des Bankiers zu legen. Unstreitig war sie sehr stolz darauf, sich derartig begrüßt zu sehen.

„Möchte Sie gerne etwas fragen, werte Frau Kork! Kommen Sie doch ein paar Schritte ... das heißt, wenn auch Zeit dazu —"

„Zu dienen, Herr Bankier ... so pressiert's nicht," fiel sie ein und hätte beinahe einen Knix gemacht. „Nein, diese Überraschung! Das hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen. Ich wollte schon immer 'mal mit heran kommen."

„Hätten's nur thun sollen, beste Frau Kork. Meinen Kunden stehe ich jederzeit zur Verfügung. Günstige Nachrichten für Sie, sehr günstige."

„Was Sie sagen, Herr Bankier?"

Während sie der Brücke zuschritten, zitterte sie vor Verlangen, irgend etwas Näheres zu erfahren. Freudenfeld hatte den größeren Teil ihres Vermögens in Verwahrung, das sich in Wertpapieren immerhin auf sechstausend Mark belief; den kleineren Teil, etwa zweitausend Mark, hatte sie ihm zu Spekulationszwecken übergeben, ganz nach seinem eigenen Ermessen, wie die unwissenden Leute es vertrauensvoll bei ihm zu thun pflegten.

Hin und wieder zahlte er ihr kleine Beträge aus, die den Zinsfuß von fünf Prozent nicht überschritten, womit sie aber sehr zufrieden war schon um deswegen, weil er ihr immer versicherte, den größeren für sie erzielten Gewinn habe er zu ihrem Kapital geschlagen. Da sie, wie bereits erwähnt, von einem kleinen Witwengehalt zehrte, so erhob sie auch keine größeren Ansprüche, wiegte sich vielmehr immer in dem Traume, nach ein paar Jahren plötzlich als reiche Frau dazustehen, die dann erst beginnen werde, ihr Leben zu genießen.

„Ja, ich habe wieder für Sie geschafft, beste Frau Kork," sagte Freudenfeld weiter. „Soll ich Ihnen den Betrag —? Aber nee, kommen Sie doch selbst bei Gelegenheit; Sie können dann gleich Einsicht in die Bücher nehmen!" verbesserte er sich sofort. „Alles glatt, wie Sie sich überzeugen werden; stimmt auf 'n Pfennig. Reell, immer reell — so muß es in 'nem anständigen Geschäft aussehen! Hegen Sie Zweifel, hä?"

Diesen Zusatz pflegte er mit erhobener Stimme sehr oft zu sagen, um die beschränkten Leute einzuschüchtern. Er blieb stehen und sah sie fest an, so daß sie merklich zusammenzuckte.

„Aber mein juter, bester Herr Bankier, wie können Sie nur so etwas sagen!" brachte sie stammelnd hervor. Sie hatte

stets Furcht, Freudenfeld könnte eines Tages ihr sagen, er wolle ihre Interessen nicht mehr wahrnehmen. So zitterte sie auch jetzt bei diesem Gedanken.

„Nie und nimmer nich, Herr Bankier," fuhr sie fort. „Nehmen's nur nicht so genau, wenn ich 'mal etwas sagen sollte, was — mein Gott, bin ja man 'ne arme Frau, die keine große Bildung besitzt! Ich weiß ja, daß Sie von den Leuten überlaufen werden — so 'n juter Herr, wie Sie sind! Sie werden mich doch nicht fallen lassen, nein ... Besser kann man's ja gar nicht finden wie bei Ihnen."

Er ließ sich herab, wieder milde gestimmt zu sein. „Soll wohl sein, liebe Frau Kork, hum dja ... Gehn Sie 'mal hin, zu den anderen da, die's unter hundert Prozent nicht machen. Ist da Gefühl für die Armen, hä? Freudenfeld aber opfert sich auf, wenn man's auch nicht anerkennt; aber 's Gewissen, 's Gewissen! Hum dja. Könnte auch nicht mit kleinem Profit arbeiten, wenn nicht so anspruchslos lebte. Sehn ja, verkehre noch spät abends in der Vorstadt!"

„Das weiß ja auch alle Welt, Herr Bankier. Und das schätzt ja auch alle Welt so sehr!"

Da sie merkte, daß er wieder gut gelaunt war, wollte sie sich beliebt bei ihm machen. So sagte sie plötzlich geheimnisvoll, indem sie in einen Flüsterton verfiel: „Ich hab' ja auch wieder gesorgt, Herr Bankier; Sie sollen sehen, daß die Korken immer dankbar ist! Da ist 'ne Familie in unserm Hause, die hat's jroße Los jewonnen. Der Alte wird woll nich 'ran wollen; das is nämlich 'n merkwürdiger Mensch, der haßt das Jeld."

Den möchte ich wirklich kennen lernen; so einer ist mir noch nicht vorgekommen, dachte Freudenfeld; entweder unheilbar verrückt, oder Nachkomme von Diogenes. Scheint doch noch Ausnahmetiere zu geben!

„Dajejen was die Tochter ist, scheenes Mächen, wirklich

scheenes Mächen, die arbeitet Blumen, hat auf eigene Part gespielt; die wird ihr Jeld woll hinbringen. Ich hab' schon mit ihr darüber gesprochen; sie will noch nicht recht, aber thun wird sie's doch. Morgen werde ich ihr alles ausführlich auseinandersetzen. Da sind nämlich 'ne Menge Brüder, und wenn die das erst in die Hände kriegen, dann machen sie's bald kleene. Was soll denn so 'n unerfahrenes Ding jetzt schon mit so vielem Jelde? Jeben thut sie ooch noch mit keenem — ich wüßte's wenigstens nich. Also! Herr Bankier, Sie sollen sehen, daß die Korken es auch gut mit 'n Menschen meint."

Sie waren auf der Brücke angelangt. Hohl und dumpf klangen ihre Schritte. Im Hintergrunde lag die Hasenhaide, die in dem unendlichen Dunkel fast verschwand. Hin und wieder tauchten Lichter auf, ohne daß man die Häuser genau erkennen konnte, und, gleich verkrüppelten Geisterfingern aus dem Dunkel hervorgestreckt, zeigten sich die schneebedeckten Äste und Zweige der Bäume. Der Kanal war zugefroren; seine Schneedecke wand sich nach beiden Seiten wie die Enden einer riesigen weißen Schleife in die Stadt hinein. Stille herrschte, nur über die Dächer der Häuser hinweg drang das leise Grollen des ersterbenden Lärms von Berlin, gleich dem letzten Murren eines sich reckenden Riesen, der endlich zur Ruhe gehen will; und unter die Brücke hindurch jagte der Wind und pfiff leise das Schlummerlied der Winternacht. Über allem aber wölbte sich die ungeheure Kuppel des Himmels in durchsichtigem, kaltem Blau, besät mit unzähligen leuchtenden und funkelnden Sternen. Und hingestreut zwischen die großen Sterne tauchten tausend andere, kleinere auf, die winzig wie Lichtfunken dem Auge sichtbar wurden und wieder verschwanden. Dann schien es, als zwinkerten die Äuglein von unzähligen gestorbenen Kindern, die zu den Engeln gegangen waren und nun grüßende Blicke aus einer fernen, unbekannten Welt hinab zu ihren Lieben auf die Erde sandten.

Freudenfeld war stehen geblieben; er lehnte sich gegen das Geländer der Brücke und blickte zum Himmel, als wollte er von dort oben Anregung zu einer Erwiderung auf das soeben Gehörte erlangen. Die ewigen, erhabenen Schönheiten der Unendlichkeit machten auf ihn keinen Eindruck. Er dachte an ganz etwas anderes.

„Viele Sterne am Himmel,“ sagte Frau Kork in der Meinung, damit seinen Gedanken zu folgen.

„Was meinen Sie, wenn das alles Zwanzigmarkstücke wären?“ erwiderte er, holte sein Monocle wieder hervor und klemmte es in die Augen hinein. So fixierte er nun eine Weile die Sterne in dem angenehmen Bewußtsein, dafür nicht bestraft werden zu können.

„Bin doch neugierig, ob der eine da oben wieder zum Vorschein kommen wird,“ sagte er und fixierte weiter. Als seine Erwartung nicht erfüllt wurde, knippste er voller Verachtung das Glas wieder ab.

Was für feine Gewohnheiten! dachte Frau Kork. Tritte ließen sich hören. Sie machten wieder kehrt und gingen langsam zurück. Es wurde nun Freudenfeld nicht schwer, durch vorsichtig hingeworfene Fragen alles das zu erfahren, was er wünschte. Sie redete ihm fast zu viel, freiwillig, um sich ihm erkenntlich zu zeigen.

„Warnen Sie die junge Dame und sagen Sie ihr, sie soll ihr Geld sicher anlegen! Kommen Sie 'mal, bitte, morgen nachmittag zu mir, bestimmt!“ sagte er zum Schluß, als er mit einem ängstlichen Blick um sich herum von ihr Abschied nahm.

Nach etwa fünf Minuten gabelte er eine Droschke erster Klasse auf, die ihm gerade über den Weg fuhr.

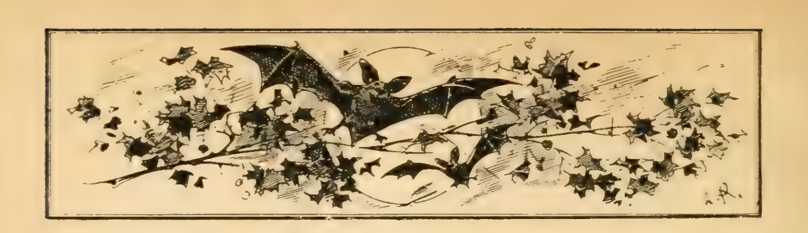
„Fahren Sie 'mal zu Dressel, aber die Friedrichstraße 'runter! Strengen Sie den Gaul 'n bißchen an, verstehen Sie?“

Der Kutscher hatte nicht gleich verstanden und fragte daher.

„Zum Restaurant Dressel sollen Sie fahren! Unter den Linden! Können Sie denn nicht hören?“ schrie Freudenfeld nun ärgerlich.

„Rindvieh von einem Kutscher! Als wenn ich wo anders meinen Sekt trinke!“ murmelte er entrüstet vor sich hin, als er sich in die Ecke des Wagens drückte und die Beine weit von sich flegelte.





Flucht in der Nacht.

Mit keinem Worte war Vater Wilhelm Heinzen gegenüber auf das zurückgekommen, was er voll geheimen Schauderns wahrgenommen hatte, auch nicht, als der Arzt, der einen Herzschlag als Todesursache festgestellt hatte, gegangen war und er mit den drei Enkeln allein sich befand. Dafür beobachtete er den Ältesten um so schärfer. Er war neugierig, zu erfahren, was dieser nun thun würde.

Vielleicht hat er das Los nur in unserem Interesse zu sich gesteckt, dachte er mehr als einmal. Das wäre auch ganz natürlich gewesen, denn danach suchen hätten sie doch müssen. Er hätte Heinzen zu gern durch irgend etwas entlastet, um sich selbst die Ruhe zu geben.

Aber der Älteste blieb verstockt, selbst dann noch, als man den Toten seiner alltäglichen Kleidung entledigt hatte, und der Alte mit Absicht das Notizbuch seines verblichenen Sohnes den Brüdern sichtbar auf den Tisch legte, um den Inhalt näher zu untersuchen.

Als das geschah, ging Heinz plötzlich nach der Küche. Die große Unruhe, die ihn beherrschte, trieb ihn hinaus.

Während Robert und Fritz den Großvater umstanden, lauschte er zitternd hinter der Thür. Sein Herz schlug so

dumpf und laut, daß er die Schläge zu hören vermeinte. Einen Augenblick kämpfte das Bessere in ihm mit dem Bösen einen harten Kampf.

Du wirst hineingehen und sagen, daß er nicht vergeblich suchen soll, dachte er. Er streckte auch schon die Hand nach der Klinke aus, ließ sie aber wieder sinken. Er lauschte weiter, um zu hören, ob man den Verlust entdecken würde. Dann war ja immer noch Zeit, lächelnd hereinzutreten und zu gestehen, daß er ihnen bereits zuvorgekommen sei. Dann wäre alles gut gewesen, und er hätte sich höchstens ein Lob verdient.

Aber es blieb alles still, und so trug das Böse den Sieg davon. Nur, daß die Brüder ein paar gleichgiltige Fragen an den Alten richteten, die in keinem Zusammenhange mit dem standen, was er empfand.

„Das Buch hat Vater vor drei Jahren gewonnen," hörte er Fritz sagen. Dann vernahm er deutlich das Umschlagen der einzelnen Blätter. Merkwürdig, daß niemand an das Los denkt! — spann er seine Gedanken weiter, ohne zu wissen, daß des Alten Gedanken sich um nichts anderes drehten.

Daß auch Fritz und Robert nicht darauf kamen, war allerdings merkwürdig. Die Aufregung der letzten Stunden hatte sie zerstreut gemacht, so daß selbst Fritz, der zuerst um das Los gebangt hatte, jetzt nicht mehr daran dachte. Vielleicht glaubten sie auch, der Großvater habe es schon gut aufbewahrt.

Als Heinz hörte, wie der Alte endlich das Buch beiseite legte, atmete er auf und empfand wieder neuen Mut. Plötzlich kam er auf einen Einfall, den er sofort ausführte. Er zog das Los aus der Tasche und verbarg es eilig in einen leeren Topf, der oben auf einem Wandbrett stand. Dann kehrte er in die Stube zurück.

Er hatte nun den festen Vorsatz gefaßt, eine möglichst unverfängliche Miene zu zeigen und durch Freundlichkeit dem Alten gegenüber jeden Verdacht, falls ein solcher gegen ihn aufstauchen sollte, von sich abzuwälzen.

Aber so oft er sich auch mit dem Großvater in ein Gespräch einlassen wollte — jedesmal trafen ihn aus den großen blauen Augen Blicke, die er nicht zu ertragen vermochte.

„Wißt Ihr denn schon — Euer Bruder, der Künstler, hat seinen Vater gezeichnet?“ sagte der Alte plötzlich zu den beiden anderen und holte das Bild aus dem Kasten hervor. „Das müßt Ihr sehen, die Liebe hat ihm dabei die Hand geführt! ... Es ist doch so, Heinz, nicht wahr?“

Während er den Bogen aufrollte, sah er den Ältesten abermals lange an, mit jener stummen, strafenden Drohung, deren Wirkung das böse Gewissen allein verspürt.

Was das nur wieder soll? dachte Heinz. Er fühlte immer mehr, daß alles, was der Alte zu ihm sagte, eine bestimmte Bedeutung haben müsse. Aber: sich nur nichts merken lassen, war seine Losung.

„Ja, Großvater, mein Herz trieb mich an, das kannst Du mir glauben,“ erwiderte er und trat näher.

„Hört Ihr's? — hört Ihr's? Euer Bruder hat ein Herz; eifert ihm nach!“ sagte der Alte mit so schneidender Betonung, daß auch Fritz und Robert überrascht aufblickten. Derartige Aussprüche über Heinz hatten sie noch nie aus seinem Munde gehört. Der Älteste aber schreckte zusammen, wie drin in der Kammer, als sein eigener Schatten ihm Furcht eingeflößt hatte.

Er soll Höllenqualen erdulden; die Gewissensbisse sollen ihn martern! — waren die Gedanken des Alten. Er wollte ihn strafen wie einen Dieb, den man zwingt, den Rock anzuziehen, den er gestohlen hat. Langsam wollte er ihn peinigen, Stich für Stich seiner schwarzen Seele die Wunden beibringen. Vielleicht, daß ihm dadurch die Reue käme und er sich selbst Erlösung gäbe.

Voller Rührung betrachteten die jüngeren Brüder das Bild und überboten sich gegenseitig, Heinz zu loben. Als es so eine Weile fortging, sagte dieser plötzlich:

„Weißt Du was, Großvater? Nun werde ich gleich zum Glaser gehen und das Bild einrahmen lassen! Sonst verwischt sich am Ende die Kreide noch . . . . Bin bald wieder hier.“

Er konnte die Luft im Zimmer nicht mehr ertragen und wäre zu gern mit sich allein gewesen, um über seine weiteren Pläne nachzudenken.

Der Alte durchschaute ihn. „Bleib nur hier; ich möchte das gerne selbst besorgen! Das Bild soll gewiß nicht beschädigt werden,“ versetzte er.

„Dann möchte ich Hannchen entgegengehen,“ begann Heinz nach einer Weile; aber auch hiervon wollte der Alte nichts wissen. Sie würde den Weg schon allein finden; morgen sei auch noch ein Tag, an dem man vieles besorgen könne, meinte er.

Heinz preßte die Lippen aufeinander. Warte nur, bald werde ich deiner Fuchtel entlaufen sein! dachte er; äußerlich aber fügte er sich mit Gleichmut in diesen Beschluß.

Dann kam Hannchen mit Trudchen nach Hause und berichtete über den Erfolg ihres Ganges, wobei sie verschwieg, daß Treuling alles bezahlt hatte. Sie hatte seine Bitten so lange anhören müssen, bis sie sich endlich fügte. Innerlich hatte sie das als einen Beweis seiner Liebe zu ihr angesehen, wenn schon sie ihm auf dem Heimwege lächelnd sagte, sie betrachte das Geld nur als geliehen und werde es ihm wiedergeben, sobald der Lotteriegewinn sich in ihren Händen befinde. Wunderbar, wie vertraut sie doch beide während so kurzer Zeit geworden waren!

Sie hatte kaum Platz genommen, als es leise klopfte und Meister Säuberling fragte, ob er so spät noch eintreten dürfe.

„Immer kommen Sie nur herein! Sie sind uns stets willkommen,“ sagte der Alte, der gern noch ein halbes Stündchen mit dem Nachbar geplaudert hätte. Er fürchtete sich vor der Nacht, die er zum erstenmale seit Jahren ohne seinen Sohn im Zimmer zubringen sollte.

Hannchen ging in die Küche, um noch schnell Thee zu brühen. Wiederholt verließ Heinz die Stube und ging zu ihr hinaus. Dann versuchte er mit der Schwester irgend ein gleichgiltiges Gespräch zu führen, das nur ein Vorwand für ihn war. Er wollte sich davon überzeugen, ob der Topf, in dem das Los enthalten war, noch auf seinem Platz stünde.

Als er zum vierten Mal hereintrat, fiel Hannchen das auf.

„Was hast Du denn nur?“ fragte sie; „Du läufst ja hin und her, als könntest Du gar keine Ruhe finden.“

„Da soll man wohl Ruhe finden, wenn man plötzlich vor großen Ereignissen steht! Hast Du 'ne Ahnung, wie's in 'ner Künstlerseele aussieht? Ihr habt ja alle keen Verständnis für mein Inneres. 'n Riese sitzt in 'ner kleenen Kammer und stößt mit'm Kopp gegen die Decke, wenn er sich recken will. Da habt Ihr 'n Bild von mir! Aber mein Tag wird ooch 'mal kommen.“



Er setzte sich auf einen Schemel, stützte die Ellenbogen auf die Kniee, den Kopf in die Hände und starrte vor sich hin.

Sie hatte den Wasserkessel vom Feuer genommen und schürte die Glut, so daß die Flamme hoch aufschlug und ihr Gesicht und das Antlitz des Bruders grell beleuchtete.

„Sei doch man wieder gut, Heinz; nun werden ja alle Deine Wünsche in Erfüllung gehen," sagte sie währenddessen. „Nun kannst Du Dich gründlich ausbilden lassen und ein großer Bildhauer werden .... Und wenn's nicht reichen sollte — siehst Du, dann bin ich ja noch da, Dein Schwesterchen, die auch ihr eigenes Vermögen bekommt."

Sie setzte den Kessel wieder auf den Ring. Der Schein der hellen Glut verschwand; Halbdunkel trat wieder ein, trübe flackerte das Licht der alten Küchenlampe.

„Dann wird das Trotzköpfchen doch zufrieden sein, nicht wahr?" fuhr sie fort, trat von hinten auf ihn zu und fuhr mit der Hand über sein weiches, lockiges Haar.

Plötzlich erhob er den Oberkörper, streckte die Arme aus, umschlang sie und zog sie an sich. Er seufzte tief und lang auf.

Erstaunt blickte sie ihn an. „Ja, was seufzst Du denn so? Das hört sich ja gerade an, als ob Du großen Kummer hättest! .. Dir geht wohl Vaterns Tod sehr nahe? ... Mein Gott, Du kannst Dir wohl auch denken, wie mir zu Mute ist!"

Sie wollte sich abwenden, weil ihr die Augen feucht wurden; er hielt sie aber zurück, zog ihren Kopf zu sich herunter und drückte Küsse auf beide Augen.

„Ach Hannchen, wenn Du wüßtest —" preßte er stöhnend hervor; „Du bist ja noch die einzige, mit der man 'mal 'n vernünft'ges Wort reden kann, weil Du auch von jeher immer für etwas Besseres warst ... Ja, ich habe wirklich großen Kummer .... Hör 'mal, ich will Dir etwas sagen —"

Es war, als wollte er sich in dieser Minute entlasten, aber er schwankte nur einige Augenblicke; dann fügte er sofort schnell hinzu: „Nee, lieber nich! Der Mensch muß feste Grundsätze haben. Weshalb auch? Geschehen ist 'mal geschehen!"

Sie trat wieder an den Herd, ohne zu ahnen, was er meinte, und er nahm seine vorige Stellung ein. Von der

Stube herein drang die helle Trompetenstimme des Schneiders, der seinen Traum erzählte.

„Ach ja, ich hätte Dir auch manches zu erzählen, Heinz," sagte Hannchen und überlegte einige Augenblicke, ob es ratsam wäre, zu dem Bruder über Treuling zu sprechen. Ihre Stimmung hätte sie beinahe dazu verleitet.

„Ach Heinz, sei doch so gut und lange mir einmal den Topf da herunter," warf sie dann gleichgiltig hin, eigentlich nur, um etwas zu sagen .... „Willst Du nicht so gut sein, Heinz?" wiederholte sie. „Du sitzt auf dem Schemel, und ich kann nicht hinauf langen .... Du willst nicht? Na, dann werde ich auf das Waschfaß steigen."

Jetzt wurde er erst aufmerksam. „Wie, was?" fragte er. Als sie dieselbe Bitte noch einmal äußerte, schreckte er zusammen und sprang mit einem jähen Ruck auf.

„Den Topf, den Topf? Welchen Topf? .. Ach, laß doch das schmutzige Ding stehen!"

„Aber das verbitte ich mir denn doch, Heinz! Ich habe erst gestern alles sauber gemacht. Du träumst wohl mit offenen Augen? .. Wie wunderlich Du heute bist!" Sie sah ihn erstaunt an und schüttelte mit dem Kopf.

„Du wirst doch nicht etwa solche lange Brühe machen; nimm doch 'n kleinern," fiel er fast unwillig ein. „Wenn jeder 'ne Tasse hat, dann ist's ooch jenug."

„Du hast Dich ja noch nie so sehr um die Wirtschaft bekümmert," erwiderte sie lächelnd. „Wenn Du aber meinst — dann will ich Dir schon den Gefallen thun. Dann lang mir wenigstens den anderen herunter. Sieh Dich aber vor, denn da stehen die Gläser!"

Er atmete auf, stellte sich auf die Zehen und reckte sich in die Höhe. Er konnte mit den Fingerspitzen gerade das Brett erreichen. Seine Hände zitterten vor Aufregung, und so kam es, daß das von Hannchen Befürchtete eintrat: Während er

nach dem Topf langte, riß er ein Glas herunter, so daß es laut klirrend in Scherben auseinander platzte.

„Glück und Glas — wie leicht bricht das," sagte sie, nachdem sie leicht aufgeschrieen hatte.

Das Gespräch in der Stube verstummte. Fritz steckte den Kopf zur Küche hinein und fragte: „Nanu, was ist denn hier los?"

„Was nich angebunden is," erwiderte Heinz und häufte mit dem Fuße die Scherben zusammen. „Das Glas langweilte sich da oben, und da is es 'mal 'n bißken auf die Erde jesprungen .... hat sich 'n Kopp kaputt jestoßen."

Fritz trat ganz herein und schloß die Thür. „Weißt Du nicht, daß das Unglück bedeutet, wenn ein Toter im Hause ist und Geschirr geht entzwei?" sprach er weiter.

„Wer hat denn das wieder aufgebracht?"

„Meister Säuberling sagte es."

„Wenn dem der Pudel diese Nacht nur nicht krepiert — vor Aufregung," erwiderte Heinz und hob die Scherben auf. „Was habt Ihr denn sonst noch besprochen?" fragte er lauernd; „hat Großvater 'was gesagt?"

„Was soll er denn gesagt haben? Er meinte nur, Du machtest heute lauter Kunststücke ... recht schwarze sogar."

„Es ist wahr, Fritz — was Heinzen in die Krone geschossen ist, weiß ich auch nicht," fiel Hannchen ein.

„Schwarze Kunststücke," wiederholte Heinz langsam; „wie meinte er denn das?"

„Ja, ich weiß es auch nicht. Er sagte noch, man müßte Dir 'mal gehörig auf die Finger klopfen, sonst würden sie zu lang wachsen."

In diesem Augenblick wußte Heinz, daß der Alte ihn belauscht hatte. Diese Gewißheit durchschoß sein Hirn und verließ ihn nicht mehr. Aber merkwürdig: sowie ihm dieser Gedanke kam, bäumte sich auch der Trotz in ihm auf. Nun fühlte er sich allen Gefahren gewachsen; jetzt wollte er die

Rolle des Heuchlers bis zum Siege spielen. Sein Gleichmut war wieder hergestellt, denn jetzt kannte er den Feind.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff leise vor sich hin.

„Olle Leute sind oft wunderlich; sie sprechen Keilschrift, wie die ollen Ägypter,“ sagte er leicht hin.

Er warf einen Blick auf den weißen Topf auf dem Brett und dachte bei sich: da könnt ihr lange suchen; morgen wird der Schatz versilbert.

Hannchen trug den Thee hinein, und die Brüder folgten. Dann saßen sie alle um den Tisch, aßen und tranken. Der Schneider erzählte noch immer seine letzten Erlebnisse mit Pollo. Als er zu Ende war, sagte der alte Tetzlaff plötzlich:

„Jetzt sind Sie schöne 'raus, Meister Nachbar; dafür werden wir aber das Nachsehen haben. Nun heißt es wirklich: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Denken Sie nur, das Los von meinem Sohne ist fort! Er hat's nicht bei sich gehabt; es ist nirgends zu finden.“

„Du lieber Himmel!“ rief der Schneider aus, und zwar mit so teilnahmsvoller Miene, als begegnete ihm das überstandene Unglück noch einmal. „Ich weiß, Herr Großvater, daß Sie in solchen Dingen nicht scherzen; also muß es wohl wahr sein. Das ist ja geradezu entsetzlich, fürchterlich, wenn man bedenkt, daß der selige Herr Sohn ein ganzes Zehntel gespielt hat! Vom Munde hatte er es sich abgeknappst, wie er mir manchmal erzählte.“

Die Kinder gerieten in große Aufregung und sprachen durcheinander auf den Alten ein. Sie vermochten das nicht zu fassen. Nur Heinz schwieg, sagte aber plötzlich zu Hannchen: „Gieb mir doch 'mal 'n Stücksken Zucker! Der Thee is ja bitter wie Jalle.“

„Aber Du hast Dir ja schon drei Stück genommen,“ erwiderte Hannchen, worauf der Alte sofort einfiel:

„Aber so laß ihn doch — weshalb soll er sich das Leben nicht versüßen — nicht wahr, Heinz? ... Vater sieht's ja nicht mehr; also kann er auch nicht mehr schelten über eine solche Verschwendung."

„Wir haben's ja jetzt dazu," warf Heinz ein, ohne aufzublicken, während er andauernd mit dem Theelöffel in der Tasse rührte; nur er allein verstand die Bedeutung der Worte des Alten. Seine Kniee begannen zu zittern; aber er beherrschte sich.

Die übrigen überhörten das; sie konnten den Verlust des Loses noch immer nicht begreifen. Es war ihnen, als wären sie plötzlich mit eiskaltem Wasser begossen worden; namentlich Hannchen saß wie vom Schreck gerührt da.

„Hast Du auch Vaterns Kleider genau nachgesehen?" fragte sie endlich.

„Alles durchsucht, bis aufs kleinste. Nichts da. Auch im Notizbuch nichts, und da pflegte er solche wichtige Sachen ja immer aufzubewahren. Fritz und Robert haben's ja eben mit angesehen."

„Vielleicht hat's Vater gar nicht zu sich gesteckt," fiel Robert ein.

„Dann müßte es ja in der Kommode sein, mein Junge. Auch da habe ich vergeblich gesucht."

„Das ist aber gar nicht zu glauben!" rief Hannchen aus und schlug mit den Händen zusammen; „dann wären ja alle unsere Träume zu Schaum geworden."

Sie war im Augenblick so verblüfft, daß sie an ihr eigenes Los gar nicht dachte.

„Dann will ich doch noch einmal gründlich nachsehen; vielleicht könnt Ihr alle nicht sehen," sagte Heinz plötzlich, erhob sich und zog den obersten Kommodenschub auf, in welchem er zu wühlen begann. Eigentlich war das nur ein Vorwand, um seine grenzenlose Verlegenheit zu verbergen und sein Gewissen wenigstens auf Minuten zu betäuben. Er fühlte,

daß er nicht mehr zurück könne, und daß er nun mit ins allgemeine Horn stoßen müsse. Eher wäre er zum Fenster hinausgesprungen, als jetzt seine Schuld einzugestehen.

„Das ist recht; sieh Du noch 'mal nach!" sagte der Alte; „Du hast ja immer Glück beim Finden gehabt."

Ein spöttisches Lächeln glitt über seine ehrwürdigen Züge, während ein Seitenblick den Ältesten streifte, dem alle Farbe aus den Wangen entwichen war.

„Hast Du's schon?" fragte er nach einer Weile mit demselben nur Heinz fühlbaren Spott, der diesen wie tausend Nadelstiche traf.

„Aber irgendwo muß es doch sein, Großvater!" preßte er mit aller Anstrengung hervor, und zog nun auch die anderen Schubladen auf.

„Da hast du recht, irgendwo muß es sein," erwiderte aber der Alte schneidend. „Wenn nicht hier, dann dort; wenn nicht dort, dann wo anders. Aber die Stelle mußt Du finden, mein Sohn."

„Vielleicht hat's der Vater in der Fabrik gelassen," warf Hannchen ein und begann nun ebenfalls zu suchen.

„Sie werden das Richtige getroffen haben, so wird's sein," lautete die Bemerkung des Schneiders. „Gewiß hat der selige Herr Vater dort einen verschlossenen Kasten gehabt und hat es vielleicht mit Willen dagelassen."

Auch Robert und Fritz stimmten ihm bei; der Alte aber machte eine abwehrende Bewegung. „Davon kann gar keine Rede sein."

„Ja, woher weißt Du denn das so genau?" sagte Heinz plötzlich so rauh und unvermittelt, daß nun der Alte in Gefahr geriet, verblüfft zu werden. Diese Keckheit brachte ihn fast in Verlegenheit. Aber sofort bekam er seine überlegene Ruhe wieder.

„Ich weiß es bestimmt!" sagte er scharf, indem er jedes Wort betonte. Niemals hatte er seine Augen so durch-



I 14 „Du weißt es genau?“ schrie er den Alten an. S. 339

dringend auf einen Menschen gerichtet, wie jetzt auf den Ältesten. Aber er irrte sich — Heinz senkte seinen Blick nicht. Er that geistig einen Sprung in jenes schwarze Reich, wo tausend böse Dämonen unsichtbar den Menschen für ewig festhalten, um ihn nur noch hin und wieder an das Licht zu lassen, damit er seine Blößen sehe und sich ihrer schämen könne.

Nun war er „fertig" als Künstler, aber in einem anderen Sinne, als diejenigen es aufgefaßt hatten, von denen seiner Entwicklung bisher alles Gute gewünscht worden war.

Er richtete sich auf und ging zum Angriff über, mit halbverzerrten Zügen, aber mit jener Siegesgewißheit, die derjenige hat, der am Rande eines Abgrundes dahin schreitet.

„Du weißt es genau?" schrie er den Alten so an, daß die übrigen zusammenfuhren. „Das ist doch sehr merkwürdig, Großvater! Dann mußt Du doch auch wissen, wo das Los sich befindet! Das wird doch jedem einleuchten. Du willst uns wohl das Los vorenthalten? Das ist Dir schon zuzutrauen, denn Du hast uns ja immer nur Enthaltsamkeit gepredigt und uns ein lustiges Leben nie gegönnt."

„Aber Heinz, wie kannst Du nur so etwas sagen!" schrie Hannchen auf.

Eine allgemeine Bewegung entstand. Fritz und Robert sahen sich erstaunt an, denn sie wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Trudchen, die in der Sophaecke bereits eingeschlafen war, wachte auf und fing an zu weinen, da sie glaubte, man wolle sich gegenseitig etwas thun. Meister Säuberling aber erhob sich und versuchte den Ältesten zu beruhigen.

„Aber Herr Heinz, bester Herr Heinz, wie kann man sich nur so hinreißen lassen," sagte er bittend, „heute am Todestage Ihres Vaters! Sie haben gewiß nicht gewußt, was Sie gesprochen haben."

„Ja, am Todestage seines Vaters!" wiederholte der Alte langsam. „Sehn Sie sich ihn nur genau an, Meister Säuberling! ... Nimmt er sich nicht aus wie ein Gemeinrecht, der

sich plötzlich als Adler vorkommt? Adler? Nein, nein; ich habe mich nur versprochen! Wie ein Geier, meinte ich, den es um die Beute bangt."

Auch er vergaß auf Augenblicke den Ernst des Tages und brach in ein kurzes Gelächter aus.

Ein Zittern war durch seine mächtigen Glieder gegangen, wie ein Sturm, der an einem alten Eichenbaum rüttelt. Einen Augenblick schwankte er: Sollte er ihn entlarven, ihn an den Haaren zu den Füßen des toten Vaters schleifen, um ihn an der irdischen Hülle Abbitte thun zu lassen? Schon wollte er den ersten Schritt vorwärts thun, schon die Hand ausstrecken — aber er bezwang sich.

Er schämte sich, eingestehen zu müssen, daß ein derartiges räudiges Schaf in der Familie vorhanden sei. Wenn auch er ihn verachtete, seine Brüder und Schwestern sollten wenigstens den Glauben an ihn nicht verlieren! Und was hätte auch der Nachbar Schneider denken sollen? Er wollte ihn unter vier Augen vornehmen, wenn nicht heute mehr, so doch am anderen Tage. Noch hatte er ihn in seiner Gewalt, war er sicher, daß er ihm nicht entgehen werde.

„So gestehen Sie doch, lieber Herr Heinz, daß Sie sich haben hinreißen lassen vom Augenblick, daß Ihre Gedanken verwirrt waren," sagte Meister Säuberling. „So etwas kann ja 'mal vorkommen; da sieht man dann sein Unrecht ein, und die Sache ist abgemacht."

„Heinz, bitte ab!" raunte auch Fritz ihm zu und gab ihm ein paar leichte Stöße in die Seite.

„Das wird sich wohl auch so gehören," fiel Robert ein.

Auch Hannchen bat und beschwichtigte dann Trudchen, die immer noch weinte.

„Nun ja, wenn Ihr alle wollt ... Es ist mir ja nur so herausgeplatzt," erwiderte Heinz, eingeschüchtert durch die Ruhe des Alten. Er hatte ganz etwas anderes erwartet. „Man

kann sich doch nicht alles gefallen lassen. Das hörte sich ja gerade so an, als wenn ich —"

Er unterbrach sich plötzlich, trat auf den Alten zu und fuhr fort: „Sei man wieder jut, Großvater; es soll nicht wieder vorkommen! Du kennst mich ja, ich habe eben meine Schrullen — Künstlerschrullen! ... Hier meine Hand."

„So ist's hübsch, Herr Heinz, das ehrt Sie!" rief freudig der Schneider.

Der Alte machte eine abwehrende Handbewegung, drehte sich um und sagte kurz: „Es ist gut."

„Du willst mir die Hand nicht geben, Großvater? — dann kann ich nichts dagegen machen. ... Aber Ihr alle hört es ... ich bitte hiermit Großvatern um Verzeihung," wandte er sich den übrigen zu. Bei sich aber dachte er: Den Gefallen will ich ihm noch thun; lange sehen wir uns ja doch nicht mehr!

Der Schneider empfahl sich.

Nach einer halben Stunde waren sie alle zur Ruhe gegangen. Die Brüder schliefen wie gewöhnlich in der Küche; Hannchen und Trudchen blieben beim Alten in der Stube.

Die Aufregung des Tages hatte alle abgespannt und so ermüdet, daß sie bald in sanftem Schlummer lagen. Auch der Alte war gegen seine Gewohnheit früher eingeschlafen als sonst. Nur einer konnte die Ruhe nicht finden und wandte sich unruhig auf seinem Lager nach rechts und links, wach gehalten von einem einzigen Gedanken, der ihm wüste Kopfschmerzen verursachte. Es war Heinz.

Stundenlang lag er so und lauschte auf die Atemzüge der Brüder, auf jedes Geräusch, das aus der Stube hätte hereindringen können. Wiederholt richtete er sich empor, blieb minutenlang sitzen, strengte sein Gehör an und grübelte über seinen Plan nach. Mehrmals zündete er ein Streichholz an, beleuchtete die Brüder und überzeugte sich, ob der Topf noch auf dem Brette stehe. Dann, wenn das flackernde Flämmchen verlöscht war, legte er sich wieder nieder und zog

das Deckbett weit über das Gesicht, um die halberstarrten Glieder zu wärmen.

Abermals warf er die schützende Decke von sich und richtete sich aufs neue in die Höhe. Seine Schläfen hämmerten, sein Herz schlug dumpf vor Aufregung. Im Dunkeln stützte er den Kopf in die Hände und rang mit einem Entschluß.

Was würde der andere Tag bringen? Gutes oder Schlimmes für ihn? Er war fest überzeugt, daß das Letztere der Fall sein werde. Er traute dem Großvater nicht. Wenn er zur Rede gestellt würde, sollte er alles leugnen? Gewiß würde dies das beste sein; aber was würde dann geschehen? Wenn der Alte ihm alles auf den Kopf zusagte, wenn man das Los fände ... sollte er Brüdern und Schwestern gegenüber als Lügner dastehen? Sollte er zeitlebens im Joche bleiben, abhängig von der Gewalt des Alten, der ihn bei jeder Gelegenheit die Schandthat fühlen lassen würde? ... Nie und nimmer! Lieber hinaus ins Leben, Berlin den Rücken gekehrt und dorthin, wo man seine hochtrabenden Ziele zu würdigen versteht! Mit gefüllter Tasche kam man durch die ganze Welt.

Wieder sann er und grübelte. Das Gewissen schlug ihm und gaukelte ihm all die friedlichen, schönen Stunden vor, die er inmitten der Seinen verlebt hatte, trotzdem er stets zu behaupten pflegte, er hätte nie etwas von seinem Dasein gehabt. Aber langsam verschwanden sie, wie in Nebel gehüllt. Verlockendere Bilder, in leuchtende Farben getaucht, zogen an seinen Sinnen vorüber. Alles, was er über das Leben großer Künstler gelesen hatte, regte seine Einbildung an. Was für ein berauschendes Dasein, geehrt von der Welt, vergöttert von schönen Frauen, getragen von der Gunst der Menge!

Ach was, Hannchen bekommt ja doch genug Geld; die wird schon für alle sorgen, dachte er und beruhigte damit sein Gewissen. Sein Gleichmut war wieder hergestellt.

Mitternacht war vorüber, als er sich im Dunkeln anzukleiden begann. Es dauerte nicht lange, so war er fertig. Dann tastete er nach dem Topf, entnahm ihm das Los und steckte es zu sich. Minutenlang blieb er dann unbeweglich stehen und atmete so leise als möglich.

Er mußte durch die Stube, um auf den Flur zu gelangen. Auf der Kommode pflegte der Hausschlüssel zu liegen, den er haben mußte, um auf die Straße zu kommen.

Als alles stille blieb, trat er auf den Zehen an die Thür. Früher knarrte sie stark beim Öffnen; nun pries er im Innern den Alten dafür, daß dieser erst gestern die Angeln mit einer Federpose eingeölt hatte.

Schon wollte er auf die Klinke drücken, als er zurückschreckte. Trudchen, die stets einen unruhigen Schlaf hatte, schrie einigemal weinerlich laut auf, war aber dann sofort wieder ruhig. Bei dieser Gelegenheit pflegte Hannchen sofort munter zu werden; heute aber rührte sich nichts.

Merkwürdig, die schlafen wie die Mehlsäcke! dachte er, lauschte aber weiter mit angehaltenem Atem, weil er befürchtete, die Kleine könnte noch einmal von bösen Träumen geplagt werden. Zehn Minuten stand er so da, die ihn eine Ewigkeit dünkten. Dann endlich wagte er es, die Thüre zu öffnen. Er schloß sie nicht wieder, damit sie nicht unnütz Geräusch verursache.

Aufs neue blieb er stehen; dabei verspürte er dasselbe starke Herzklopfen und das gleiche Zitterspiel der Nerven, das ein dumpfes Summen in seinen Ohren erzeugte. Es war ihm, als dehnte und weitete sich sein ganzer Körper, als drohte er zu zerspringen, getrieben von der Angst, die ihm in allen Gliedern lag.

Die leichten, regelmäßigen Atemzüge des Alten gaben ihm die Kraft, wieder vorwärts zu tappen. Er hatte sich nicht getäuscht: der Hausschlüssel lag an der alten Stelle. Nun mußte er noch Hut und Mantel haben, die in der Ecke hingen.

Er hatte beides in Händen, setzte ersteren auf und nahm den letzteren über den Arm. Auch die Außenthür war leise von ihm entriegelt worden. Schon wollte er auch diese öffnen, als er jäh zusammenzuckte. Die Kleine begann wieder im Schlaf zu sprechen, diesmal in zusammenhängenden Worten: „Ja doch, Vater . . . lieber Vater," sagte sie in schläfrigen Tönen und wiederholte das „lieber Vater" in abgebrochenen Silben noch einmal.

Ein Schauer überlief ihn, ein heiliger Schauer, den er nicht abzuwenden vermochte. Es war ihm, als müßte der Tote in der Kammer im nächsten Augenblick antworten. Gleich den übrigen hatte er Trudchen sehr lieb, und er fühlte, daß er wenigstens von ihr Abschied nehmen müsse, ehe er ginge.



Unhörbar trat er an ihr Bettchen, suchte nach ihren Händchen, beugte sich tief hernieder und preßte seine Lippen darauf. Die Körperwärme berührte ihn eigentümlich. In diesem Augenblicke hätte er gewünscht, es wäre alles ungeschehen zu machen. Nun suchte er auch ihr Gesicht. Der süße Duft der Haare drang ihm entgegen, den er immer so gern gehabt hatte, wenn sie von ihm geherzt und geküßt worden war.

Plötzlich begann sie aufs neue zu sprechen: „Nicht doch, nicht doch! . . ."

Er schnellte in die Höhe.

Der Alte wurde munter. „Was ist Dir denn, Mäuschen? Schlaf nur ruhig weiter; es thut Dir niemand etwas. Ich bin ja hier."

Die Bettstelle knackte unter der Last — dann die vorige Stille.

Heinz rührte sich nicht. Das Lager des Alten stand nur wenige Schritte von ihm entfernt. Abermals wartete er etwa fünf Minuten. Plötzlich konnte er dieses unheimliche Schweigen, das wie Zentnerlast seine Seele bedrückte, nicht mehr ertragen. Schnell hinaus! war sein einziger Gedanke. Er war an der Thür, öffnete sie mit einem kühnen Griff ohne jede Rücksicht und schloß sie ebenso hinter sich. Er ging nicht gleich weiter, denn er wollte sich erst überzeugen, ob er auch unbeobachtet entronnen sei.

Der Alte fuhr wieder empor. „Ist da jemand?“ fragte er; „ist einer von Euch munter?“

Keine Antwort. Heinz schnitt im Finstern eine Grimasse. Es war der Ausdruck der Freude über die Gefahr, der er glücklich entgangen.

„Na, denn hat mir wohl das geträumt,“ brummte Vater Wilhelm vor sich hin.

Heinz hörte deutlich, wie sich der Alte auf die andere Seite wälzte und dann mit der flachen Hand mehrmals auf das Deckbett schlug. Mehrere Minuten noch lauschte er; dann schritt er leise die Treppe hinab.

Es dauerte nicht lange, so war er auf der Straße, die menschenleer war, soweit er blickte. Nur über die Brücke schritt langsam eine dunkle Gestalt, die er für den Wächter hielt.

Jetzt erst holte er tief und lang Atem und sog mit Wollust die kalte Nachtluft ein, die kühlend sein Gesicht umstrich. Aufs Geratewohl schritt er in die Nacht hinein, ohne zu überlegen, wohin er wolle. Nach Schlaf hatte er keine Sehnsucht; er wünschte sich ein Lokal oder Café herbei, wo er den Morgen hätte abwarten können, in irgend einem verlassenen Winkel, den die Menschen aufzusuchen pflegen, die irgend etwas zu verbergen haben und allein mit ihren Gedanken sein wollen.

Den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Überwurf des Mantels vorn fest zusammengehalten, durchmaß er den Oranienplatz und schritt am Kanal entlang, vorbei an der Sankt Michaelkirche. Seine Gedanken kehrten fortwährend zu seinen Brüdern und Schwestern zurück. Er malte sich aus, was für Augen sie nach dem Erwachen machen würden. Die Stimme Trudchens klang ihm in den Ohren wieder. Wollten kindliche Mächte mit ihrem süß-bestrickenden Zauber ihn zurückrufen, dorthin, wo die einzigen Menschen dieser Riesenstadt weilten, die oftmals ihr Brot unter Thränen mit ihm geteilt hatten, an welchen die natürlichen Bande ihn ketteten?

Er blieb stehen und starrte vor sich hin. Große Schneeflocken fielen langsam aus den Wolken hernieder, die den Himmel seit einer Stunde verdeckten. Sie umtanzten ihn und benetzten sein Gesicht. Schließlich jagten sie im tollen Wirbel um ihn herum, stiegen auf und nieder, wie unzählige Teilchen einer unsichtbaren Größe, die danach trachtete, ihn stumm zu verhöhnen. Wollten sie ihm die Aussicht versperren, ihn irre führen?

Er ging weiter, indem er mit der breiten Krempe des Hutes gegen die losgelassenen Nachtkobolde kämpfte. Herausfordernd streckten ihm die Gaslaternen ihre flackernden Lichtzungen entgegen.

In der Nähe der Köpnickerstraße drang wüster Lärm aus einem erleuchteten Kellerlokal zu ihm herauf. Da unten schien es lustig herzugehen; man sang sogar, und zeitweilig erklangen die abgebrochenen Töne einer verstimmten Guitarre.

Er blieb stehen, überlegte und versuchte durch die Fensterscheiben das Innere zu erspähen.

Von der anderen Seite der Straße kam wankenden Ganges ein breitschultriger Mann heran, gleich ihm in einen Mantel gehüllt. Er trug eine Pelzmütze auf dem Kopf und ein knallrotes Tuch um den Hals geschlungen.

„Da steht ja noch so'n Gespenst von Schneemann," brachte er lallend hervor, als er ziemlich nahe war. „Woll'n wir oder woll'n wir nicht? — Sie sehn so — — vertrauenerweckend aus, junger Mann," fuhr er fort und deutete auf den Eingang zum Lokal. „So'n bißken Berlin bei Nacht is ooch nich schlecht; da lernt man alles, was man — — noch — — nich weeß . . . Erlauben Sie mir, daß ich mich — — Ihnen vorstelle: Mein Name is Hipfel — — Konstantin Hipfel — — Maler — und Künstler. Jawohl . . . ooch janz natürlich! Allens, wat so'n bißken is, is entweder — — Maler, oder — — Künstler. Und wenn man ooch bloß Blätter malt. Malen, malen — — muß man 'mal — 'mal können. Die Natur hat den Blättern ooch Rip — pen je — je — ben. Und die Rip — pen müssen jemalt wer — den, verstehn Sie woll! Nu kommen Sie man! . . . 's jroße Los jewinnt man nich — — alle Tage."



„Sie also auch, mein Herr?" stieß Heinz unwillkürlich hervor, überrascht von dieser Enthüllung. Dann fühlte er sich verpflichtet, den gebildeten Ton anzuschlagen.

„Gestatten Sie mir ebenfalls — mein Name ist Heinz Tetzlaff, Bildhauer." Er zog höflich seinen Hut.

„Also — also ooch Schuster? Tetz — laff, Tetz — laff, kommt mir sehr bekannt vor! Wohl 'n jroßes Licht — was? Die jro — ßen Lichter leuchten immer bei Nacht."

Heinz fühlte sich etwas geschmeichelt und nickte wie zur Bestätigung. Konstantin Hipfel aber fuhr fort: „Ich bin etwas sehr im — Jumm. Das macht die Verlobijung, die wir je — fei — ert haben. Nun zieren Sie sich man — nicht mehr — so. Da unten jiebt's ooch Conjack. Das war 'n — dicken Aujust sein — Stammlokal. Verste — hen Sie woll?"

Arm in Arm polterten beide die Treppe hinunter.





Heinz als nobler Mann.

Am Nachmittage des anderen Tages saß Zacharias auf seinem Drehschemel und gab sich die größte Mühe, den Nagel des kleinen Fingers der linken Hand mit den Zähnen zu kürzen. Diese Beschäftigung unterbrach er nur, wenn er den Mund zum Gähnen möglichst weit aufriß. Dann wurden Töne laut, die man im Zoologischen Garten vor der Fütterung der Raubtiere zu hören bekommt.

Es war zwischen vier und fünf Uhr. Da er allein anwesend war, so nahm er keinen Anstand, sich gehörig „gehen" zu lassen.

Er hatte „seinen Tag", wie Freudenfeld zu behaupten pflegte. Die Faulheit lag ihm in allen Gliedern, und er hätte sich am liebsten hinten im Allerheiligsten auf das Sopha gelegt, wenn ihm nicht jener Tag noch zu deutlich vor den Augen gestanden hätte, an dem sein Herr und Meister ihn an den Ohren von der unerlaubten Schlafstelle herunter gezogen hatte.

Damals war er in den Schlaf eines Murmeltieres verfallen. Zum Unglück für ihn hatte sich Schimmel, der Kassenbote, als Wächter sehr schlecht bewährt, denn er war ebenfalls eingenickt, und so hatte sie denn Freudenfeld, der zum Glück

noch zur rechten Zeit eingetroffen war, um sich vor einem Vermögensverlust zu bewahren, im schönsten Schnarch-Duett vorgefunden.

Er war um so wütender, als er ebenfalls an diesem Tage nicht ganz ausgeschlafen hatte, selbst einen kleinen Schlummer auf dem Sopha vorzunehmen gedachte und dabei auf um so größere Munterkeit seiner Untergebenen rechnete.

Die Folge davon war, daß von nun an Zacharias in einem ähnlichen Falle sich die erdenklichste Mühe gab, die Augen so weit als möglich aufzureißen, und es nur noch für erlaubt hielt, den Kopf auf das Pult zu legen, um sich dabei einzubilden, er hätte eine sanftere Unterlage.

Aber auch dieses süße Nichtsthun war stets von kurzer Dauer, sobald er die Augen blöde aufriß und den Blick über die matte Scheibe hinweg auf das gegenüberliegende Haus der Straße richtete. Dort, im zweiten Stockwerk, wohnte sein Todfeind, ein Herr in den Dreißigern, der regelmäßig am Fenster erschien, sobald Zacharias sich gänzlich unbeobachtet glaubte.

Dann grinste er höhnisch herunter, schien sich köstlich zu unterhalten und winkte zum Überfluß noch seine Wirtin und deren Kinder heran, die sich dann alle vor Lachen ausschütten wollten und nicht eher verschwanden, bis sie sicher waren, ihren Zweck erreicht zu haben.

Zacharias kannte diesen Herrn weder dem Namen nach, noch wußte er, was er trieb. Aber er haßte ihn mit glühender Seele, wie man überhaupt einen Menschen zu hassen im stande ist, durch den man die schönsten Pläne durchkreuzt sieht und dessen bloßer Anblick schon Abscheu erweckt.

Zacharias hielt ihn für einen lebenslustigen Junggesellen, für einen Beamten, der regelmäßig um 4 Uhr nach Hause kam und nun ein Vergnügen daran fand, sich in das Fenster zu legen oder an dasselbe zu stellen, je nach der Jahreszeit,

um die Nachbarn auf der anderen Seite mit kritischem Auge zu mustern und ihnen in die Töpfe zu gucken.

Was ihn am meisten ärgerte, war, daß dieser gräßliche Mensch ein sehr einnehmendes Äußere besaß, unterstützt von zwei Reihen weißer Zähne, die unter dem üppigen, wohlgepflegten Schnurrbart beim Lächeln jedes Mädchenherz zu bethören imstande sein mußten, woraus der Commis den Schluß zog, daß der Nachbar nur deswegen so oft lachte, um sie aller Welt zu zeigen.

Um diesen zudringlichen Blicken zu entgehen und doch während der Arbeit der Müdigkeit Rechnung tragen zu können, hatte Zacharias allerlei Mittel angewandt, von denen ihm am bewährtesten dasjenige zu sein schien, das riesige Hauptbuch stehend im aufgeschlagenen Zustande als Schutzwall aufzupflanzen. Am zweiten Nachmittage aber war es ihm aus unbekannten Ursachen derartig auf den Kopf geschlagen, daß er es fernerhin verschmähte, aus Furcht, es könnte auf den großen Seiten ein Abdruck seines fett pomadisierten Haares für ewig zurückbleiben.

Zum Überdruß hatte man in der Nachbarschaft auch dieses Mißgeschick beobachtet, und so war denn ein Gelächter entstanden, das er allerdings nicht hören konnte, dessen Wirkung aber auf ihn dieselbe blieb. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er sein breites Gesicht gegen die Scheibe gedrückt und dem Neugierigen wie ein Schuljunge die Zunge entgegengestreckt. Er fühlte sich so machtlos, daß er sich vergeblich bemüht hätte, einen anderen Ausdruck seiner Wut zu finden.

Auch seine Beschwerde bei dem Chef hatte keinen Erfolg, und als er gar um Anbringung eines Vorhanges bat, wurde er von Freudenfeld kurzweg ausgelacht.

„Reden Sie doch nicht, Zacharias, daß Sie in der Arbeit gestört werden," hatte der Bankier gesagt; „ist ja purer Unsinn! Sie wollen bloß nicht gesehen werden, wenn Sie mich um die Zeit bestehlen. Hum dja . . . Lassen Sie dem Mann

das Vergnügen da drüben! Sie sind 'n hübscher Mensch, und das freut 'n gewiß, wenn Sie die Augen aufschlagen wie 'n junger Gott, häbäbä ... Was haben Sie überhaupt die Augen aufzuschlagen? Schlagen Sie sie 'runter auf Ihre Arbeit, verstehen Sie! Sie sehen überhaupt alles schief an. Man sieht's bei Ihren Eintragungen in die Bücher; 'mal fallen die Zahlen nach links 'rüber, und 'mal fallen sie nach rechts ... Gestern sagte jemand zu mir: Gott, was haben Sie für'n interessanten jungen Mann; wenn der an einer Straßenecke steht, dann kann er beide Seiten zugleich sehen! Darauf habe ich ihm erwidert: Bei der Arbeit macht er's nicht, da sieht er kaum die eine Seite. Hum dja. Nehmen Sie sich das zu Herzen! Mit Ihren ewigen Beschwerden! Heißt 'ne Sache! Ich werde mir doch nicht Ihretwegen 'n Beschwerdebuch anlegen. Dann würden Sie den ganzen Tag über 'was 'reinzukritzeln haben."

Das hatte Zacharias sehr geärgert, so daß er erwiderte: „Daß ich schiele, Herr Freudenfeld, brauchen Sie mir nicht immer aufs Brot zu schmieren. Das ist 'n Naturfehler, wofür ich nicht kann. Mein Großvater hat auch geschielt, und da habe ich neulich gelesen von der Vererbung. Also hab' ich's geerbt vom Großvater."

„Da haben Sie doch wenigstens etwas geerbt," war Freudenfeld boshaft eingefallen, worauf gleich die Entgegnung kam:

„Muß mir alles gefallen lassen von Ihnen, Herr Freudenfeld, weil ich bin 'n armer, abhängiger Mensch; aber ich kann Ihnen sagen: die von Natur aus schielen, die sind noch nicht die schlimmsten. Es giebt Menschen, die schielen, trotzdem sie nicht schielen! Das heißt, sie schielen wo anders hin, nach den Emissionen, nach der Börsenmacht, nach den kleinen Leuten und nach dem Sekt und den Austern. Mich soll der Schlag treffen, wenn ich schon habe welche essen sehen!"

„Wenn Se noch 'mal so'n Kauderwälsch zusammen reden, Zacharias, dann sind Sie entlassen, und dann kriegen Sie 'n Zeugnis mit'm Schandfleck! Hum dja," hatte Freudenfeld ruhig geantwortet und war langsam die Treppe zum Kontor hinauf gegangen.

An diese Unterredung dachte Zacharias gerade heute, als er seinen Blick auf das gegenüber liegende Haus gerichtet hatte und des neugierigen Quälgeistes wieder ansichtig geworden war. Du wirst nicht hinsehen und wirst 'n verachten, dachte er und bemühte sich dann, die Feder möglichst fest zu führen.

Hin und wieder musterte er über den Kneifer hinweg die Straße; dann lauteten jedesmal seine Gedanken: Nanu, wo bleiben denn heute die Menschen?

Plötzlich sah er einen jungen Mann vor dem Laden stehen bleiben und die Aufschrift der matten Scheibe lesen. Nun, wird er hereinkommen? Der sieht ja aus wie ein Künstler; bei dem wird wohl nichts zu holen sein. Was wird er groß wollen? — dachte er und begann zur Abwechselung am Federhalter zu kauen.

Dann klirrte die Glasthür, und Heinz trat herein. Er sah sehr übernächtigt aus, so daß sein ohnedies von Natur blasses Gesicht noch durchsichtiger und blutleerer erschien.

Er hatte mit Hipfel, der eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hatte, bis zum frühen Morgen gekneipt, war dann auf kurze Zeit in dessen Wohnung mitgegangen, um wenigstens nicht ganz um den Schlaf zu kommen. Gegen Mittag war er dann in der Stadt umhergebummelt, hatte sich rotbraune Glacéhandschuhe und einen Spazierstock gekauft, und sehr gut zu Mittag gespeist. Schließlich war er auf den Gedanken gekommen, entweder Hannchen oder einen der Brüder auf der Straße abzufangen, um Erkundigungen über die neuesten Vorgänge zu Hause einzuziehen.

Als all sein Warten und Harren vergeblich gewesen war, hatte er sich hierher auf den Weg gemacht, um die Anregungen auszunützen, die er von seinem neuesten Freunde bekommen hatte.

Er trat mit einer merkwürdigen Sicherheit auf, die Zacharias sofort mit Ehrfurcht erfüllte. Die neuen Handschuhe und der Stock mit silbernem Knopf flößten dem Commis die nötige Achtung ein, und da Heinz überdies ein hübscher Bursche war, dessen Körpergröße über die achtzehn Jahre hinweg täuschte, beeilte er sich, als er von seinem Schemel herunter geklettert war, die üblichen Verbeugungen zu machen, die, je nach dem Äußern der Eintretenden, mehr oder weniger wiederholt wurden.

„Herr Bankier Freudenfeld vielleicht zu sprechen?“ fragte Heinz währenddessen, und fuhr sich sofort mit den Fingern durchs Haar, nachdem er den Schlapphut in künstlerischer Ungebundenheit auf den Ladentisch geworfen hatte.

„Augenblicklich nicht, mein Herr,“ erwiderte Zacharias, „aber vielleicht kann ich dienen . . . Wünschen Sie den Herrn Chef in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen, oder wünschen Sie ihn in Privatangelegenheiten zu sprechen?“

„Nee, in Je— nein, in Geschäftsangelegenheiten,“ fiel Heinz ein, indem er sich noch zur rechten Zeit besann, daß er den Vorstadtston hier bei Seite lassen müsse.

„Herr Freudenfeld ist noch zu Tisch, aber ich vertrete ihn während der Zeit. Sie können sich mir ganz und gar anvertrauen. Wünschen Sie Papiere zu kaufen oder vielleicht Lotterielose? Wir haben mit 's größte Debit in Berlin.“

Er rutschte mit den Ellenbogen auf der Tischplatte entlang und auch wieder zurück, nachdem er zu den verschiedensten Losen gegriffen hatte.

Nun pries er sie nach seiner Gewohnheit an: „Kölner, Marienburger, Stettiner, Pferde, Rote Kreuz, Koburger, Freiburger, Preußische, Mecklenburger – und so weiter, und so

weiter ... Bei uns können Sie alles haben. Wir haben den Vertrieb bis ins Ausland. Versuchen Sie 'mal Ihr Glück; Sie werden es nicht zu bereuen haben! Alle unsere Kunden gewinnen. Zu uns kommen sie immer wieder. Haben Sie vielleicht das große Hufeisen auf der Schwelle gesehen? Das macht's; ich hab's gefunden auf der Straße und mitgenommen ins Geschäft. Seit dieser Zeit nennen sie unser Geschäft den Glückstempel. Die Fortuna kommt gar nicht mehr von uns weg. Draußen auf der Scheibe ist sie sehr schön gemalt, haben Sie gesehen?"

„Nee, ick — nein, ich danke," wehrte Heinz ab. „Ich wollte —"

Zacharias gab vorläufig die Hoffnung noch nicht auf. Der Losverkauf war sein Steckenpferd, worauf er sich etwas einbildete.

„Zu Preußischen rate ich Ihnen ganz besonders, mein Herr. In unsere Kollekte ist diesmal das große Los gekommen, schon zum fünften Male."

Die übrigen vier Mal hatte er hinzugelogen, aber er machte sich kein Gewissen daraus. Aus Geschäftsrücksichten hielt er alles für erlaubt.

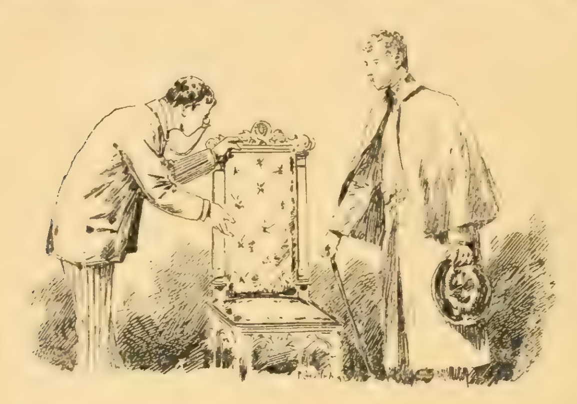
„Auf die Nummer Hundertdreißigtausendneunhundertundvier ist es gefallen, wenn Sie's vielleicht noch nicht wissen sollten. 'ne schöne Nummer, 'ne große Nummer! Herrliche Zahl — so nett, so abgerundet! Zwei Nullen und drei Dreizehn. Hier ist 'ne ganz ähnliche mit drei Nullen und zwei Dreizehn. Versuchen Sie die 'mal, nehmen Sie schön das Los, werter Herr!"

Der riskiert ja 'ne ordentliche Lippe, dachte Heinz. Dann platzte er hervor: „Jeben Se sich keene Mühe!" (Diesmal fiel er ganz aus der Rolle.) „Des jroßen Loses wegen bin ich eben herjekommen. Ick hab's ja jewonnen."

Zacharias war so überrascht, daß er die ganz gewöhnliche Sprechweise überhörte und nur auf den Sinn der Rede achtete. Er legte die Lose aus der Hand und beeilte sich, auf seinen

kurzen Beinen so schnell als möglich um den Ladentisch herumzukommen.

„Aber, bitte, so nehmen Sie doch einstweilen Platz,“ sagte er nun mit einer Höflichkeit, die beinahe an Unterthänigkeit grenzte, und griff nach einem der beiden Stühle, die unweit des Ofens standen. Er ließ ihn aber sogleich wieder fahren und nahm den anderen mit hoher geschnitzter Lehne, weil dieser ihm würdiger erschien, von dem Besucher gedrückt zu werden.



„Der Herr Chef wird gewiß nicht lange auf sich warten lassen, und er wird sich sehr freuen über die große Ehre ... Sehr verbunden wird er Ihnen sein ... Nein, nein, setzen sich nicht auf die Bank, sie ist etwas staubig! Unser Hausknecht hat sie noch nicht rein gemacht. Gott, wir haben jetzt so viel zu thun! Alle unsere Leute sind unterwegs ... wir haben allein drei Kassenboten ... Bitte nochmals, nehmen Sie gefälligst hier Platz! Auf diesem Stuhl hat schon 'mal der Herr von Bleichröder gesessen. Vierspännig ist er vorgefahren gekommen, und die Leute haben die Straße gesperrt und herein gegafft. 'ne hohe Auszeichnung, 'ne seltene Auszeichnung! .. Der Herr Chef hat öfters geschäftlich mit ihm zu thun. Wir stehen in großem Ansehen bei ihm. Das macht aber unser Renommee, unser gutes Renommee. Immer solide, großer Umsatz, kleiner

Gewinn — das ist unsere Parole! Dann haben auch die Leute Vertrauen."

Du Gauner willst mich dumm machen, dachte Heinz, der durch Hipfel verschiedene Andeutungen über Freudenfeld und dessen Gehilfen erhalten hatte. Da er sich aber durch diese Aufnahme doch sehr geschmeichelt fühlte, so nahm er Platz, warf ein Bein über das andere und legte den Spazierstock wie eine Balancierstange über das Knie. Er fühlte sich ungemein sicher und sah nun allem, was kommen würde, mit freudiger Ruhe entgegen.

Zacharias turkelte wieder der hinteren Seite des Ladentisches zu und stützte sich mit beiden Händen auf die Platte. So kam er sich immer wie ein Feldherr vor, der die Truppenschau abhält.

„So, so, so — Sie sind also auch beteiligt am großen Los?" erkundigte er sich dann wieder. „Was für 'n Anteil haben Sie denn, wenn ich mir die Frage gütigst erlauben darf?" Was wird er denn eigentlich wollen? — schoß ihm dabei durch den Kopf.

„Ein ganzes Zehntel," erwiderte Heinz.

„Wollen Sie's Inkasso durch uns besorgen lassen, werter Herr?" fuhr Zacharias lauernd fort. Vielleicht will er's gleich deponieren, war sein zweiter Gedankensatz.

Was meint er denn damit? dachte Heinz, der das Wort Inkasso wohl schon öfter gehört hatte, aber seine Bedeutung nicht kannte. Da er nicht gleich eine Antwort gab, so that er so, als hätte er die Frage überhört.

„Vielleicht kennen Sie die kaufmännischen Ausdrücke nicht ganz genau, werter Herr," begann Zacharias wieder, der seine Neugierde gar zu gern befriedigt hätte. „Ich meine, wollen Sie den Gewinn durch uns einziehen lassen? Das lassen alle unsere Kunden durch uns besorgen ... Wollen Sie's Los gleich deponieren? Das Geschäft kann ich auch abwickeln, da brauchen Sie nicht erst lange zu warten, werter Herr. Den Herren Künstlern ist die Zeit ja immer kostbar."

„Nanu — woher wissen Sie denn, daß ich Künstler bin?“ fragte Heinz erstaunt.

Also doch, dachte Zacharias. Er lächelte überlegen und zierte sich ein wenig, indem er den dicken Kopf hin und her neigte.

„Spaß! Das habe ich sofort gesehen, werter Herr. Ein Blick genügt. Ich hab' doch auch meine Menschenkenntnis! Wir haben mit den verschiedensten Berufsarten zu thun. Die Herren Künstler haben immer so etwas Extraes ... so etwas — so etwas Fürnehmes, Nonchalantes, Fesselndes. Es ist noch nicht ganz das Richtige, was ich meine. So etwas Freies, Ungebundenes — Geniales. Ich schwärme für die Kunst; meine sämtlichen Angehörigen schwärmen dafür. Wenn die Kunstausstellung eröffnet wird, sind wir immer die Ersten, die wir uns die Bilder ansehen. Wenn ich die Mittel dazu gehabt hätte, wäre ich auch 'n großer Maler geworden wie Sie. Das Auge dazu habe ich immer gehabt; alles, was ich einmal gesehen habe, habe ich behalten. Was habe ich immer geträumt von der Reise nach Italien und nach Rom, wo der Honig für die Künstler fließt. Madonnen hätte ich gemalt, immer nur Madonnen, wie Sie sie gewiß auch malen. Oder malen Sie vielleicht Historienbilder, wie sie von Kaulbach sind im Museum?“

Das ist ja ein Rindvieh mit Eichenlaub, dachte Heinz. Im Innern aber fühlte er sich doch ungeheuer geschmeichelt darüber, so ernst genommen zu werden.

Er wollte gerade etwas erwidern, als seine Aufmerksamkeit von der anderen Seite in Anspruch genommen wurde. Freudenfeld, noch im Überzieher, den Hut auf dem Kopfe und den Stock in der Hand, wurde oben im Kontor sichtbar.

Nach seiner Gewohnheit hatte er den hinteren Eingang benutzt und diesmal beim Eintreten so wenig Geräusch gemacht, daß Zacharias sein Kommen ganz überhört hatte.

„Da ist ja der Herr Chef schon," sagte der Commis, erschreckt darüber, daß sein Meister so plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, vor ihm aufgetaucht war.

Heinz erhob sich und machte eine etwas ungeschickte Verbeugung. Freudenfeld lüftete höflich den Hut und rief herunter: „Bitte wenige Augenblicke um Entschuldigung ... werde sofort zur Verfügung stehen ... Zacharias!"

Er gab seinem Commis einen Wink, zu ihm heraufzukommen, trat dann zurück und entledigte sich seines Überziehers.

„Stecken Sie 'mal das Gas an ... hätten Sie auch schon thun können, das sieht von draußen besser aus. Hum dja," sagte er dann mit einem Gesicht, aus dem Zacharias sofort seine Schlüsse zog. Der hat ja wieder Laune mitgebracht! dachte er, während er den Gashahn aufdrehte.

„Ich soll doch immer sparen, wenn Sie nicht hier sind," erwiderte er. „Von morgen ab werde ich's den ganzen Tag brennen lassen." Bei sich aber dachte er: Dann kriege ich erst recht 'n Anschnauzer.

„Was haben Sie denn da wieder für 'n Unsinn geschwatzt?" fuhr Freudenfeld halblaut fort, während der Commis die Flamme am Schreibtisch anzündete. „Sie wollten Maler werden? Sie sind 'n bißchen meschugge! Sie haben gerade soviel Talent fürs Malen wie der Esel für die Oper. Hähä. Was ist — wie kommen Sie überhaupt darauf, mit dem jungen Mann zu reden? Was ist der junge Mann überhaupt, was will er?"

„'n Zehntel vom großen Los hat er gewonnen, und nun will er's gewiß zum Inkasso geben und in Papieren spekulieren. Deshalb habe ich so erhaben von der Kunst gesprochen. Wenn's 'n Pferdehändler gewesen wär', hätte ich auch von Pferden gesprochen. Ich thue immer meine Schuldigkeit, Herr Freudenfeld, und bearbeite die Menschen, daß sie uns in ihr Herz schließen und nicht gehen zu einem anderen. Und dann soll ich meschugge sein!"

„Reden Sie nicht immer so ordinär, Zacharias, und sprechen Sie nicht von ‚bearbeiten'! Wir bearbeiten unsere Kunden nicht; wir lassen sie thun und machen, was sie wollen. Hum dja."

Zacharias lächelte verständnisvoll, dann erwiderte er: „Sie wissen ja, wie ich's meine, Herr Freudenfeld. Wenn ich sage bearbeiten, dann kann man auch denken, ich hätt's Geistige, 's große Ideal im Auge gehabt. Man muß die Menschen aufklären. Wir nehmen doch gewiß die Interessen der Leute wahr, die zu uns kommen."

„Zacharias, Sie machen Fortschritte. Sie sollen Zulage haben, wenn Sie so fortfahren."

„Sie sind heute so gütig, Herr Freudenfeld. Gewiß haben Sie 'was Angenehmes erlebt," fühlte Zacharias sich verpflichtet, mit einem dankbaren Lächeln einzuwerfen.

„Wissen Sie, wie der Mann heißt?" fragte Freudenfeld, indem er, ungesehen von Heinz, einen Blick in den Laden warf.

„Soll ich'n fragen?" fiel Zacharias ein.

Er wollte schon gehen, als der Bankier ihn zurückhielt. Die hübschen, mädchenhaften Züge des unten Sitzenden fielen ihm auf. Wo habe ich denn das Gesicht schon gesehen? dachte er. Plötzlich mußte er an Hannchen denken. Sie schwebte ihm fortwährend vor, und daher kam es, daß er eine große Ähnlichkeit zwischen dem jungen Manne und ihr zu entdecken glaubte.

Ein Blitz der Erkenntnis zog über seine Züge, die heute schlaff und abgelebt wie selten aussahen, da er bis morgens vier Uhr bei Dressel gesessen und dem Champagner eifrig zugesprochen hatte. Er spitzte den Mund zu einem leisen Pfeifen und nickte vor sich hin, als wollte er den in ihm aufgetauchten Gedanken bestätigen.

„Bringen Sie mir 'mal das Spielbuch herauf, und beschäftigen Sie sich noch ein paar Augenblicke mit dem jungen Manne! Ich werde ihn dann bitten lassen."

Das „Spielbuch" enthielt neben den betreffenden Losnummern die Namen derjenigen, die die Lotterie-Kollekte des Geschäftes in Anspruch genommen hatten.

Zacharias kehrte gleich darauf mit dem Buche zurück und ging dann wieder hinunter in den Laden, wo er sagte:

„Entschuldigen Sie nur noch kurze Zeit! Der Herr Chef wird gleich bereit sein . . . 'ne hübsche Kälte draußen, was? Aber die Herren Künstler spüren sie nicht so wie wir gewöhnlichen Menschenkinder. Sie haben so viel heißes Blut, schneidiges Temperament! . . . Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, aber mir ist, als hätte ich schon von Ihnen verschiedene Bilder in der Ausstellung gesehen. Ihr Porträt auch. Gott, Gott — wie war doch gleich der Name?“

Alles das sagte er etwas leise, den Blick auf das Kontor gerichtet. Freudenfeld sollte es nicht hören; er wollte aber durch seine Schlauheit herbeiführen, daß Heinz freiwillig seinen Namen nannte.

Es ärgerte ihn jedesmal, daß sein Meister bei einem neuen Kunden stets sehr geheimnisvoll that und sich erst nach längerer Zeit aus geschäftlichen Rücksichten verpflichtet fühlte, ihn näher einzuweihen.

Heinz mußte unwillkürlich lachen, weniger über die Frage, als über die Grimassen, die Zacharias dabei zeigte. Sein Ernst wirkte nur lustig. Heinz aber war zu gewitzt, als daß er die Hintergedanken nicht sofort entdeckt hätte. Dir werde ich doch 'was Gehöriges aufbinden! dachte er.

„Das glaube ich wohl, daß Sie schon viel von mir gesehen haben,“ sagte er. „Ihnen ist wohl die Venus aus Marmor aufgefallen, die im Kuppelsaal stand. Die war von mir. Ich hätte beinahe die kleine goldene Medaille bekommen, wenn ich nicht so viel Neider hätte. Na, 's nächste Jahr — dann kann sie nicht ausbleiben!“

„Richtig, richtig, Sie sind Bildhauer, mein Herr; ich hatte mich vorhin auch nur versprochen. Ich entsinne mich, ich entsinne mich! Ein schönes Werk, ein herrliches Werk! Gott, was für ein Talent Sie haben, und noch so jung, Herr — — daß ich doch nicht auf Ihren Namen kommen kann!“

Freudenfeld wurde in diesem Augenblick wieder sichtbar. „Darf ich bitten, Herr Tetzlaff!“ rief er freundlich herunter.

Heinz blickte überrascht auf und nicht minder Zacharias, der aber seine Sicherheit sofort wieder erlangte, sich verbeugte und, mit einer Handbewegung nach oben, einfiel:

„Der Herr Chef läßt bitten, Herr Tetzlaff ... Gott, daß ich solch einen berühmten Namen vergessen konnte!“

Freudenfeld warf ihm einen zürnenden Blick zu, machte eine Handbewegung, die für Zacharias, ins Deutsche übersetzt, ungefähr lautete: Sie reden wieder 'ne kolossale Dummheit; blamieren Sie sich nicht!

„Ich bin für die erste halbe Stunde nicht zu sprechen, Zacharias,“ sagte der Bankier noch, nachdem er Heinz höflich vorübergelassen hatte.

„Schön, Herr Freudenfeld; ich werde die Herrschaften bitten, zu warten, wenn sie mit Ihnen 'was zu reden haben sollten.“

Er sah, wie Freudenfeld den Vorhang fest zuzog, und kletterte dann auf seinen Drehschemel, Haß im Herzen gegen den Meister darüber, daß er jedesmal, wenn es sich um große Dinge handelte, wie eine unwichtige Sache beiseite geschoben wurde.





I 15 S. 362

Freudenfeld wurde in diesem Augenblick wieder sichtbar. „Darf ich bitten, Herr Tetzlaff!“ rief er freundlich herunter.



Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

„Nehmen Sie doch Platz, Herr Tetzlaff," sagte Freudenfeld sehr höflich, und wies auf einen Sessel. „Sie rauchen doch? Jedenfalls eine leichte Sorte?"

Und ehe Heinz, der fast sprachlos war vor Verblüffung darüber, wie genau man ihn hier bereits kannte, etwas erwidern konnte, kehrte der Bankier aus einer Ecke bereits mit einer Kiste Zigarren zurück und bat ihn, zuzugreifen.

Und als Heinz das gethan hatte, empfing er auch, höchst zuvorkommend dargereicht, Feuer, begleitet noch von der Aufforderung, doch den Mantel ablegen zu wollen. Er solle sich durchaus keinen Zwang anthun, und es plaudere sich auch gemütlicher, als wenn es immer aussähe, als stünde man auf dem Sprunge.

„Ich danke; ich werde ja nicht lange bleiben," erwiderte Heinz, dem es einfiel, daß seine Jacke bereits ziemlich abgetragen aussah und nicht im entferntesten den Vergleich mit dem neuen Mantel aushalten konnte. Der Eindruck, den er bisher zu machen glaubte, wäre jedenfalls sofort zu seinen Ungunsten ausgefallen.

„Woher kennen Sie mich denn?" fragte er dann, nachdem er zu rauchen begonnen und Platz genommen hatte.

Er lächelte gezwungen. Ein unbehagliches Gefühl überkam ihn wie einen Menschen, dem zu große Liebenswürdigkeit verdächtig vorkommt.

Was soll denn das alles heißen? Weiß denn der bereits alles? dachte er bei sich und überlegte, ob es nicht besser wäre, sich mit irgend einer Ausrede zu verabschieden und zu versprechen, wiederkommen zu wollen.

„Oh, sind mir bereits lange bekannt. Hum dja," erwiderte Freudenfeld, der, während er sich eine Virginia anzündete, vor ihm stand. Die Unruhe Heinzens steigerte sich. Sein Gewissen schlug ihm, und nur mit Mühe bewahrte er seine Fassung.

„Es muß wohl ein Irrtum vorliegen; ich habe Sie wenigstens noch niemals gesehen," preßte er dann zaghaft hervor.

„Hä, das glaube ich wohl. Hä ... hatte auch noch nicht das Vergnügen," fiel Freudenfeld ein; „aber kenne Ihr Fräulein Schwester."

Er klemmte sein Glas in die Augenhöhle, schlug die Hände über den Rücken zusammen und musterte Heinz, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

Heinz wurde noch blässer. Er hielt schon alles für verloren, als er sich durch die folgenden Worte des Bankiers wieder beruhigt fühlte.

„Das heißt, kenne sie nur ganz oberflächlich durch Frau Engel drüben, die mit mir in Geschäftsverbindung steht. Habe schon gehört von Ihrem kolossalen Glück ... leider auch von Ihrem Unglück. Schrecklich, wirklich schrecklich! Spreche Ihnen mein tiefstes Beileid aus."

Er reichte Heinzen seine Hand hin und sagte dann ganz unvermittelt: „Sie sind doch auch Herr Tetzlaff, wie?"

Er kam jetzt erst auf den Gedanken, daß er sich trotz alledem geirrt haben könnte, und daß Heinz ihn aufziehen wolle. Er glaubte, einen verschmitzten Zug in dessen Gesicht zu entdecken, der ihm, dem Menschenkenner, nicht gefiel.

Heinz kam ihm aber sofort entgegen, indem er erwiderte, nun etwas sicherer geworden:

„Natürlich heiße ich Tetzlaff. Ich bin der älteste Sohn und hierher gekommen, um —“

Er stockte, denn er wagte nicht gleich auszusprechen, was ihn hergeführt hatte. Noch immer befürchtete er, Freudenfeld könnte durch irgend einen Zufall von der Unterschlagung des Loses Kenntnis erhalten haben, was auch ganz natürlich gewesen wäre, da Hannchen ebenfalls ihr Los hier gekauft hatte. Vielleicht war sie am Vormittage bereits vorgesprochen, um irgend welche Erkundigungen einzuziehen.

Sein Mißtrauen wurde aber gleich wieder zerstreut, als Freudenfeld ihm schnell ins Wort fiel:

„Nun brauchen Sie wohl Geld, hä? Entschuldigen Sie die direkte Frage, aber ich bin Geschäftsmann. Sie kommen wohl im Auftrage der Familie, wie? Seien Sie ganz offen! ... Ich kann mir ja denken, daß eine Familie in Verlegenheit ist, wenn sie so plötzlich ihres Ernährers beraubt wird.“

Heinz hätte hüpfen mögen vor Freude, wenn er sich nicht sofort gesagt hätte, daß er kein Kind mehr sei, sondern sich in diesem Augenblicke mehr denn je als Mann zu fühlen habe. So sagte er denn äußerlich ruhig, innerlich aber mit um so größerer Freude:

„Ganz recht, ganz recht ... Ich wollte mir erlauben, Ihnen einen Vorschlag zu machen.“

„Sie sind wohl der Künstler?“ fiel Freudenfeld ihm ins Wort. Er entsann sich plötzlich, was Frau Kork ihm über die Kinder gesagt hatte. „Oder vielmehr — Sie wollen erst einer werden; Sie sind das Talent der Familie, hä?“

Seine Höflichkeit sank etwas, da es ihm dünkte, als wäre Heinz doch nicht derjenige, an den man sie zu sehr verschwenden dürfe.

„Ganz recht, ganz recht,“ brachte Heinz abermals zustimmend hervor; „ich will jetzt zu einem großen Meister ins Atelier gehen ... vielleicht nach Paris.“

Er fühlte sich etwas befangen, weil er annahm, Freudenfeld kennte seine Familienverhältnisse näher.

„Was wollen Sie in Paris! Bleiben Sie hier, junger Mann; ich werde mich Ihrer annehmen, werde Sie beschützen als Kunstfreund!“

Er ging in dem kleinen Raum auf und ab, unruhiger und schneller, als er es sonst zu thun pflegte. Ein Gedanke war plötzlich in ihm aufgetaucht, der ihn zu beschäftigen begann.

Zu gleicher Zeit geschah mit Heinz dasselbe. Wie oft hatte er nicht davon gehört, daß die Bankiers hauptsächlich zu denen gehörten, die sich der Künstler annähmen, ihre Werke kauften und sie in ihren Salons empfingen! An ihren Tafeln schwelgten die Maler, Bildhauer und Musiker; von ihren Frauen und Töchtern wurden sie verhätschelt. „Ohne Finanzaristokratie keine wahre Kunst!“ pflegte sein Freund, der lange Emil, zu ihm zu sagen.

Die alten, verlockenden Bilder, in denen der Glanz und Ruhm eine so große Rolle spielten, tauchten wieder vor ihm auf. Das Wort „Gesellschaft“ summte ihm in den Ohren. Im Geiste vernahm er das Knittern der seidenen Frauengewänder, den berauschenden Duft, der ihnen entstieg, und das ganze, sinnbethörende Auf- und Abwogen einer geputzten, vornehmen Menge, in welcher er die Rolle eines Helden spielte.

„Ich würde Ihnen gewiß sehr dankbar sein, wenn Sie mich vielleicht in die besseren Kreise einführen würden,“ erwiderte er langsam, mit einem Nicken des Kopfes, immer darauf bedacht, die Worte zu wählen und nicht in den gewöhnlichen Ton zu verfallen. Es wurde ihm schwer; aber der treibende Gedanke, sein ehrgeiziges Streben gefördert zu sehen, gab ihm einen gewissen Schwung der Sprache, über den er selbst am meisten erstaunt war.

„Denn sehen Sie, mein Herr — es ist ja keine Schande, wenn ich's Ihnen sage —“

„Bitte, bitte, genieren Sie sich nicht," fiel der Bankier ihm zerstreut ins Wort, noch immer mit dem großen Gedanken beschäftigt, der ihn bewegte.

Heinz sprach nun von den drückenden Verhältnissen, in denen er bisher gelebt hatte; wie alle Familienangehörigen ihn nicht verstanden hätten, und wie sie ihn stets nur ausgelacht hätten, wenn er von seinen Idealen gesprochen hatte.

„Lieber Sohn, was versteht der Bauer vom Gurkensalat!" unterbrach ihn Freudenfeld, der nun aufmerksam zuzuhören begann.

„Niederducken wollten sie mich alle", fuhr Heinz empört fort; „aber sie werden noch 'mal erstaunt sein, was aus mir werden wird!"

„Nu, Sie sind 'n hübscher Kerl, und dann werden Sie erst recht Ihr Glück machen. Hum dja," beteuerte Freudenfeld, ganz gegen seine Gewohnheit ohne den versteckten Spott, den er bei ähnlichen Gelegenheiten stets bereit hatte. Heinz gefiel ihm, er wußte nicht warum. Er liebte diese Leute, die mit Zuversicht von ihrem Ziele sprachen und höher hinauf wollten, denn eine derartige Anschauung deckte sich mit der seinigen.



Er setzte sich Heinzen gegenüber, schlug ein Bein über das andere und blickte den jungen Mann prüfend an.

„Nu, wie stellt sich denn Ihr Fräulein Schwester zu Ihnen?" fragte er dann, indem er die Spitze seines Schnabelschuhes

prüfte und so that, als interessierte ihn die Antwort nicht gerade besonders.

„Die hat sich jetzt auch aufhetzen lassen ... Ich glaube, sie hat 'n Bräutigam, und wenn die Mädels verliebt sind, dann sind sie halb verrückt.“

Freudenfeld lachte plötzlich auf. „Den Bräutigam kenne ich. Thun Sie 'n gutes Werk und warnen Sie das arme Mädchen! Heiraten wird er sie doch nicht.“

„Kennen Sie ihn denn?“ fragte Heinz erstaunt. „Das wäre ja noch schöner, wenn das Mädel solche Dummheiten machte! Mir vielleicht eine Schande anzuthun — mir, der ich den Namen unserer Familie zu Ehren bringen will!“

Er erhob sich und reckte seine Gestalt, so daß Freudenfeld ihn bitten mußte, wieder Platz zu nehmen. Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des Bankiers, zu gleicher Zeit aber fühlte er sich von seinem Vorgehen sehr befriedigt.

„Sie brauchen sich deshalb nicht gleich so aufzuregen; es war vielleicht nicht recht von mir, mich in solche intime Angelegenheit hinein zu mischen,“ sagte er dann; „aber da Sie so einen guten, vorzüglichen Eindruck auf mich machen, hielt ich mich verpflichtet, Ihnen den guten Rat zu geben. Sie sind doch jetzt nach dem Tode Ihres Vaters sozusagen das Oberhaupt der Familie, die Gewalt im Hause, der Lehrer Ihrer jüngeren Geschwister. Hum dja — habe ich recht, hä?“

Diese Anerkennung stimmte Heinz etwas ruhiger. „Natürlich, ich habe jetzt für alles zu sorgen,“ stieß er hervor, während er zu gleicher Zeit bei sich dachte: Von Großvatern scheint er keine Ahnung zu haben; nun wird's aber Zeit, daß ich loslege! Was geht mich auch schließlich Hannchen an? Mag sie machen, was sie will!

„Wenn Sie erlauben, möchte ich Ihnen jetzt meinen Vorschlag machen — wegen des Lotteriegewinnes,“ brachte er dann, mutig geworden, hervor.

Freudenfeld schien aber noch keine Eile zu haben, näher darauf einzugehen.

„Gut, gut — darüber sprechen wir noch; wir werden schon einig werden," fiel er mit einer abwehrenden Handbewegung ein.

Dieses „einig werden" klang Heinzen wie ein Hosiannah. So würde ihm also die Sache leichter gemacht werden, als er geglaubt hatte. „Bitte, bitte, ich habe Zeit," fühlte er sich verpflichtet, einzuwerfen.

„Was ich gleich sagen wollte —," begann Freudenfeld wieder mit anscheinender Gleichgiltigkeit; „ich wollte doch etwas sagen ... etwas sagen ... Hum dja ... richtig! Da wir einmal davon angefangen haben ... glauben Sie wirklich, daß der Sohn eines reichen Fabrikbesitzers Ihre Schwester heiraten wird?"

„Also mit so einem Menschen hat sie sich eingelassen? ... Sehen Sie 'mal an! Na, dann wird's wohl bald 'n Familienskandal geben; det kann ick Ihnen sagen."

„Sie sind wohl ein geborener Berliner?" fragte Freudenfeld spöttisch.

„Entschuldigen Sie nur, wenn ich soeben ... Aber die Verhältnisse und alles, was so drum und dran hängt ... Es wird wirklich die höchste Zeit, daß man von zu Hause wegkommt."

„Nun, das kommt manchmal bei den größten Leuten vor, daß sie ‚ick' und ‚det' sagen," beruhigte ihn Freudenfeld.

„Ja, sehen Sie, — Sie haben auch Verständnis dafür," platzte Heinz hervor. Er war nahe daran, durch den Bankier begeistert zu werden, und nahm sich vor, bei seinem zweiten, nächsten Zusammensein mit Hipfel diesem den Standpunkt ganz gehörig klar zu machen. Den hat er gewiß nicht entdecken wollen (mit dem „er" meinte er Freudenfeld); deshalb ist der Blätterraphael neidisch, dachte er, und faßte sofort den Entschluß, den Verkehr mit Hipfel sobald als möglich aufzugeben.

Man hörte, wie die Glasthür im Laden geöffnet wurde, wie darauf eine gedämpfte Frauenstimme erscholl, und wie dann Zacharias einige Worte sagte. Er mußte den Besuch zum Verweilen aufgefordert haben, denn man vernahm deutlich, wie ein Stuhl gerückt wurde.

Sonst pflegte Freudenfeld bei einer derartigen Gelegenheit sich zu erheben und durch die Ritze des Vorhangs einen Blick nach vorn zu werfen. Heute war er ganz und gar von dem interessanten Gespräch hier hinten in Anspruch genommen und nicht zuletzt von seinen eigenen Gedanken.

Er schwieg eine Weile, während er das Kinn in die Hand gestützt hatte und vor sich hin blickte. Dann sagte er plötzlich:

„Es thut mir leid um Ihre Schwester, sehr leid. Sie ist ein so fleißiges, nettes, arbeitsames Geschöpf. Frau Engel lobt sie. Alle Welt lobt sie."

„Ist sie auch," fiel Heinz ein, um sich noch mehr beliebt zu machen. „Und wenn mir dieser Bursche, der ihr den Kopf verdreht hat, in die Quere kommen sollte, dann könnte etwas passieren! Ich sage Ihnen ..."

Er fiel aus seiner Rolle, ballte die Faust und erhob sie drohend, so daß Freudenfeld unwillkürlich eine leichte Kopfwendung machte.

„Sie sind 'n Naturmensch, junger Mann, wie's scheint; aber das gefällt mir," sagte er dann. „Hübsch von Ihnen, daß Sie so warm für Ihre Schwester eintreten! Ich an Ihrer Stelle würde das auch nicht dulden. Sie sind das Ihrer Künstlerehre schuldig. Bedenken Sie, wenn Ihr Name 'mal überall genannt wird und nachher passiert irgend ein Schauerdrama, in dem Ihre Schwester mitspielt! Alles schon dagewesen. Hum dja ... Ich kenn' die Eltern von dem jungen Herrn; die werden's nie und nimmer zugeben, daß er 'n Mädchen aus den unteren Ständen heiraten wird. In allen Ehren Ihr hohes Streben, Herr Tetzlaff; aber aus den unteren Ständen sind Sie doch einmal hervorgegangen! Hum dja."

„Leider,“ brachte Heinz seufzend hervor.

„Was heißt ‚leider‘? Sie werden Ihre Abkunft bald vergessen machen. Wer frägt bei einem Künstler danach? Der große Rauch war ’n Kammerdiener, und hat doch ’s Denkmal vom alten Fritzen gemacht, und ist dann in den Verkehr getreten mit den allerhöchsten Herrschaften.“

In diesem Augenblick war Heinz so entzückt, daß er Freudenfeld am liebsten umarmt hätte. „Wenn ich doch immer so etwas zu Hause gehört hätte!“ rief er mit einer Stimme aus, in der sich freudige Erregung mit einem unterdrückten Schluchzen mischte.

„Sie werden jetzt zu den Gebildeten kommen, und dann wird sich alles ändern,“ beruhigte ihn Freudenfeld abermals. „Ja, sehen Sie, junger Mann — ehe ich’s vergesse, Ihnen zu sagen! Dieser Mensch, der Ihre Schwester bethören will, hat schon ’ne Braut, ’ne reelle Braut. Was sagen Sie nun dazu?“

Heinz erhob sich und that ein paar Schritte in den Hintergrund.

„Das übersteigt denn doch alle Grenzen!“ rief er aus, und diesmal fühlte er sich wirklich als Bruder, der die Verpflichtung habe, für seine Schwester einzutreten.

„Darf ich vielleicht um die Adresse dieses Herrn bitten?“ fragte er.

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte Freudenfeld, schritt zu seinem Schreibtisch, schrieb den Namen Treuling auf ein Stück Papier und fügte Straße und Hausnummer der Wohnung hinzu.

„Aber kein Duell, wenn ich bitten darf! Über so etwas müssen Sie erhaben sein.“

„Haben Sie nur keine Angst,“ erwiderte Heinz; „mit all’ und jedem schlage ich mich nicht.“

Plötzlich kam Freudenfeld auf das zu sprechen, was von Heinz angeregt worden war. „Nun wollen wir aber einmal

vom Geschäfte reden! Wo drückt Ihnen denn der Schuh, hä? ... Sie wollen wohl Ihren Anteil verkaufen, was?"

Heinz bestätigte das, faßte in die Tasche und holte das Los hervor. „Ja, meine Brüder und ich sind übereingekommen, daß dies das Beste wäre," sagte er dann mit schwer zu verbergender Verlegenheit, die Freudenfeld nicht entging.

„Es liegt uns daran, sobald als möglich Geld zu bekommen, und da dachte ich —"

„Haben Sie Legitimation? Wie alt sind Sie?" fragte der Bankier.

„Einundzwanzig Jahr und zwei Monate," log Heinz.

In diesem Augenblick steckte Zacharias vorsichtig den Kopf durch den Vorhang und rief halblaut herein: „Frau Kork will nicht mehr länger warten. Sie sagt, sie wäre herbestellt."

„Ach so, Frau Kork ist da! Sie soll nur herauf kommen, der Herr hier kennt sie ja auch ... Nicht wahr, es ist Ihnen doch nicht unangenehm?" wandte er sich dann Heinz zu. „Vielleicht mache ich doch das Geschäft, und sie kann mir gleich Auskunft geben über das, was ich wissen will. Sie müssen es mir schon nicht übel nehmen; aber ein Geschäftsmann muß vorsichtig sein."

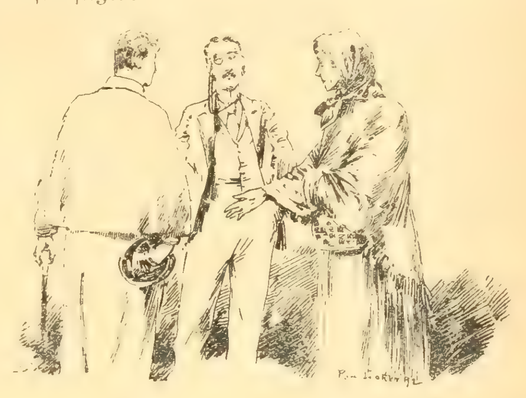
Zacharias' Kopf wurde wieder unsichtbar. Heinz aber begann an allen Gliedern zu zittern. Das hatte aber auch noch gerade gefehlt, daß hier plötzlich jemand aus dem Hause auftauchte, das er wie ein Dieb verlassen hatte! Wenn sie alles wüßte, wenn sie es dem Bankier sofort zu verstehen gäbe? Dann konnte er getrost sein Glück an anderer Stelle suchen, vorausgesetzt, daß man ihn unbehelligt gehen ließ. Und das Schlimmste war dann, er hatte den Gönner wieder verloren, den er kaum gefunden hatte.

„Ich möchte doch lieber — ich weiß nicht ..." brachte er stammelnd hervor; „das braucht ja kein fremder Mensch zu wissen. Sie sind so wie so im Hause alle neidisch auf uns. Wenn Sie also erlauben, spreche ich morgen wieder mit vor."

Freudenfeld wollte ihn zurückhalten; er griff aber schon nach seinem Hute. Als er gerade gehen wollte, stand Frau Kork bereits vor ihm. Und nun stellte sich wieder jener Trotz bei ihm ein, der in gefährlichen Augenblicken ein besonderes Merkmal seines Wesens war.

Er blieb und wurde auch dazu ermuntert durch die überschwängliche Begrüßung der Eintretenden, die ihm sofort die Hand entgegenstreckte, einen altmodischen Knix dazu machte und mehr rief, als sie sagte:

„Ei, sieh da, Herr Heinz! Guten Abend! Na, das hätte ich doch nicht erwartet, Sie hier zu sehen, bei dem lieben Herrn Freudenfeld! ... Auch 'n Geschäftchen machen? Frühzeitig für die Schwestern und Brüder sorgen? Nun natürlich, Sie können sich's ja jetzt leisten; das ist auch recht — immer direkt an die Quelle jehen, und hier ist Ihr Jeld so sicher ... so sicher!"



Sie hatte sich sofort zusammengereimt, daß den jungen Tetzlaff nur Geldinteressen hierhergeführt haben könnten, und so fühlte sie sich verpflichtet, für den Bankier laut ins Horn zu stoßen.

Heinzen war es, als würde ihm ein Alp von der Brust genommen. Sie scheint wirklich auch noch nichts zu wissen, dachte er.

Ihr ganzes Auftreten war viel zu unverfänglich, als daß er zu einer anderen Annahme hätte kommen sollen. „Allerdings, ich habe hier etwas zu thun," brachte er zögernd her-

vor. Dann aber hielt er es für das Beste, in dieselbe freundliche Stimmung zu verfallen.

„Wie geht's Ihnen, beste Frau Kork? Weshalb lassen Sie sich gar nicht 'mal bei uns sehen? Wir wohnen doch schon so lange zusammen in einem Hause ..."

„Ja eben ... und wir sind doch immer so liebe, gute Nachbarsleute gewesen! Ich wollte heute schon 'raufgehen, um zu kondolieren; nun werde ich aber mitgehen nach 'm Kirchhoff, und 'n scheenen Kranz werde ich ooch koofen. Es is ja allens so stille bei Ihnen da oben; keenen Menschen kriejt man zu sehen."

Heinz atmete noch leichter auf, wurde aber sofort wieder mißtrauisch, als Frau Kork fortfuhr:

„Nur Fräulein Hannchen habe ich flüchtig gesprochen. Sie hat es aber sehr eilig gehabt; wir haben fast nur jut'n Tag sagen können."

„Wo is sie 'n hinjejangen, Frau Kork?" fragte er. „Ich bin nämlich schon 'n janzen Tag von zu Hause weg. Sie können sich jar nich denken, was ich allens zu beloofen habe. Standesamt, Polizei, Kirche — alles habe ich allein abjemacht."

Da Frau Kork den Berliner Ton angeschlagen hatte, so fühlte er sich davon angesteckt und verfiel unwillkürlich in dieselbe Redeweise.

Die haben sich ja gesucht und gefunden, dachte der Bankier.

„Sie hat nischt weiter jesagt, war aber sehr aufgeregt. Das läßt sich ja auch denken."

Heinz war nun wieder beruhigt. Freudenfeld empfand große Unbehaglichkeit; er wußte nicht recht, wie er sich den beiden gegenüber verhalten sollte. Das leise Mißtrauen, das in ihm gegen Heinz aufgetaucht war, verschwand nun aber völlig, als er sah, wie vertraut Frau Kork mit ihrem Nachbar war. Das war es hauptsächlich, was ihn bewogen hatte, die beiden zusammen zu bringen. Die Möglichkeit, mit dem

Ankauf des Loses ein gutes Geschäft zu machen, steckte ihm im Kopf. Sein Entschluß war schnell gefaßt.

„Wollen Sie einen Augenblick herunterkommen, Frau Kork? Dann können wir die Sache gleich abmachen,“ sagte er, indem er ihr verstohlen mit den Augen ein Zeichen gab. Und, zu Heinz gewendet: „Entschuldigen Sie nur, bitte, einen Augenblick, Herr Tetzlaff; ich bin gleich wieder hier — dann sprechen wir weiter! Nehmen Sie nur Platz.“

Er nahm ein paar zustimmende Worte entgegen und ging, gefolgt von ihr, in den Laden bis zur Thür, die nach der Straße führte.

„Zacharias, Sie können nach der Post gehen. Bleiben Sie aber nicht zu lange,“ sprach er zu dem Commis, der von seinem Sitz wie schlaftrunken emporgeschnellt war. Er wollte ihn gern fort haben, um mit Frau Kork ganz ungestört zu sein.

„Schön, Herr Freudenfeld, ich werde mich beeilen,“ erwiderte Zacharias, glücklich darüber, einmal auf die Straße zu kommen. „Soll ich auch 's Konto für Frau Kork 'rauslegen?“

„Gehn Sie nur und reden Sie nicht so viel! Hum dja,“ fiel Freudenfeld, unangenehm berührt, ihm ins Wort, denn er war an die ‚doppelte‘ Buchführung erinnert worden, die er zum Vorteile seiner eigenen Tasche seit zwei Jahren eingeführt hatte. Überdies glaubte er immer, daß jede derartige Bemerkung seines Vertrauten einen hämischen Beigeschmack enthalte.

„Sagen Sie doch, wie ist's mit dem jungen Mann da hinten, Frau Kork?“ fragte er dann leise, als er mit dieser allein war; „hat er zu Hause 'was zu sagen? Was spielt er da für 'ne Rolle? Er ist nämlich gekommen und will Vorschuß auf den Gewinn haben.“ Er hatte zuerst die Absicht, ihr zu gestehen, daß Heinz das Los verkaufen wolle, besann sich aber noch zur rechten Zeit, da er auch dieser Kundin in

gewissen Dingen nicht traute. Schließlich konnte es ihr auch ganz gleichgiltig sein, was für Geschäfte er mit anderen machte.



Frau Kork wollte sich besonders wichtig thun. Zuerst zeigte sie eine überraschte Miene, dann aber zischelte sie zungengeläufig: „Da können Sie ganz beruhigt sein, Herr Freudenfeld. Er ist ja der Älteste und wird wohl nun alles in die Hand nehmen. Ein sehr gebildeter, ein sehr feiner Mensch! Ein Künstler obendrein! Ich habe schon manchmal daran gedacht -- er paßt jar nicht mang die übrigen. Da is ja der janz Alte noch; aber ich jloobe, der is 'n bißcken schwach im Kopfe. Janz richtig is es wenigstens nich mit ihm. Wir haben ja schon jestern darüber jesprochen ... Es ist ja schlimm, daß das so schnell mit dem Tode vom Vater jekommen ist; dann hätte ich allens viel besser machen können — daß sie's janze Jeld hierher gebracht hätten. Nun wird's woll an allen Ecken und Enden hapern; sie werden nicht 'mal wissen, wie sie die Leiche unter die Erde bringen ... Aber seien Sie doch nicht dumm, Herr Freudenfeld — sehn Sie doch auch, wo Sie bleiben," fügte sie in ganz vertraulichem Tone zu, indem sie dem Bankier wie einem guten Freunde mit dem Ellenbogen leicht in die Seite stieß. „Nehmen Sie ordentlich Prozente; die behalten doch noch jenug übrig zum Verpulvern!"

„Reden Sie doch nicht so 'was, Frau Kork! Sie wissen ja am besten, wie's bei mir zugeht. Ich bin ein reeller Mann. Wenn Sie mir 'n Gefallen thun wollen — stellen Sie nicht noch 'mal solche Zumutungen an mich."

Ärgerlich über die Vertraulichkeit und mit der Absicht, hinten gehört zu werden, hatte er das übermäßig laut gesagt. Bei sich dachte er: Die Leute werden immer frecher …

„Weshalb soll ich einer armen Familie nicht entgegenkommen, um ihr aus 'ner großen Verlegenheit zu helfen," fuhr er mit derselben erhobenen Stimme fort. „Man soll mir nie etwas Übles nachsagen."

Er zog die Stirn in Falten, schüttelte wie bedauernd über die vernommene Anmaßung das Haupt und schritt zum Ofen, wo er die Hände ausstreckte, um sie sich zu wärmen.

„Aber … aber … Herr Freudenfeld, so habe ich ja das nicht —," stammelte Frau Kork, eingeschüchtert. Sie wurde auf einmal wieder von der Furcht gepackt, er könnte ihr plötzlich sagen, daß er mit ihr nichts mehr zu thun haben wolle. „Nehmen's nur nicht übel, Herr Bankier. Ich sehe schon, Sie sind schlecht gelaunt … Werde morgen wieder kommen", fügte sie dann rasch hinzu. „Adieu."

Sie ging schnell hinaus.

„Hören Sie 'mal —!" rief er ihr nach, ohne Erfolg zu haben. Er hätte gern noch verschiedenes von ihr erfahren, namentlich über Hannchen. Die Menschen sind doch zu dumm, sie nehmen gleich alles für bare Münze, dachte er nun.

Unmutig ging er einige Male auf und ab und überlegte, was er Heinzen gegenüber thun solle. Dann trat er an die Glasthür und blickte auf die Straße. Er sah seinen Commis wieder zurückkehren. Als dieser wieder im Laden war, sagte Freudenfeld zu ihm mit gedämpfter Stimme:

„Zacharias, nehmen Sie 'mal Ihren Grips 'n bißchen zusammen! Setzen Sie sich mit Ihrer Schreiberei da unten ans Ende vom Ladentisch hin, damit Sie alles hören, was hinten gesprochen wird. Verstanden?"

„Ich verstehe, ich verstehe, Herr Freudenfeld," erwiderte Zacharias ebenso leise, indem er die Lippen zu einem überlegenen Schmunzeln verzog und mit erhobenem Haupte sich

bemühte, durch seinen Kneifer zu blicken. „Seien Sie versichert, ich werde alles bezeugen, was ich werde vernehmen. Ich werde es mir ganz frisch notieren. Ich werde der Stenographie Konkurrenz machen. Schlaumeier dahinten, wie? Wer uns 'reinlegen will, muß früher aufstehen!"

Wenn der Bankier mit seinem Commis allein gewesen wäre, so hätte er ihn jedenfalls auf das Ungehörige dieses verblüffend intimen Verständnisses hingewiesen, wenn auch nur aus Gründen, die mit dem Respekt vor der ehrenwerten Person des Chefs zusammenhingen, trotzdem er innerlich eigentlich stets erfreut war darüber, wie schnell und leicht seine Absichten begriffen wurden. Jetzt aber bemühte er sich, eine gute Miene zu zeigen, und gab zurück:

„Sie sind doch noch ein größerer Gauner, als ich bisher angenommen hatte. Ich glaube, Sie bereiten sich schon längst auf's Examen für 'n Meineid vor."

Der Commis zuckte mit den Achseln. „Der liebe Gott soll mich vor einer so großen Sünde bewahren," erwiderte er. „Ich habe nur 's Geschäftsinteresse im Auge, weil ich bald auf 'ne Gehaltszulage rechne, weil ich hoffe, daß Sie mich auch 'mal als Ihren Vertreter nach der Börrrse schicken."

„Zacharias, es heißt Börse und nicht Börrrse! Sie brauchen nicht alles nachzumachen, was Ihr Chef thut. Jeden kleidt's nicht."

„Sie haben doch immer gesagt, Herr Freudenfeld, ich solle mir Sie als Vorbild nehmen ... Börrrse klingt doch viel großartiger. Es hat so 'was Feines, Fürnehmes — da hört man ordentlich das Geld rollen! Wenn man Verluste gehabt hat, dann sagt man Börse, weil's dann weicher und wehmütiger lauten muß."

„Beinahe hätte ich gesagt, Sie wären 'n Genie, aber eins, das noch wachsen muß. Nun halten Sie Ihren Schnabel, und sperren Sie die Ohren auf. Verstanden?"

Während Freudenfeld die Treppe hinauf ging, räusperte er sich auffallend laut, damit Heinz ihn hören könne. Oben angelangt, zog er den Vorhang ein wenig auseinander, wobei er leichthin bemerkte, er müsse sehen, was unten im Laden vorgehe. Eigentlich that er es nur deswegen, damit Zacharias besser hören könne.

„Nun, mein lieber Herr Tetzlaff, wollen wir einmal einen vernünftigen Ton reden! Hum dja. Ich mache, wie gesagt, ungern derartige Geschäfte ... u n g e r n, aber — — aber ich habe für Sie ... wie soll ich's gleich nennen, hä ... na meinetwegen, nennen wir's 'mal Interesse! Das wäre das richtige Wort. Hum dja. Überdies, hä ... überdies stehe ich den Menschen gerne bei, wenn sie sich in der Verlegenheit befinden ... Machen Sie mir 'mal 'n Vorschlag. Für wieviel wollen Sie Ihren Gewinn verkaufen?"

Heinz hüpfte vor Freude von seinem Stuhl empor. „Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, außerordentlich dankbar, wenn Sie mir, das heißt u n s — —" stammelte er, erregt vor Freude ... „Wir wissen alle nicht in derartigen Dingen Bescheid; vielleicht machen S i e einen Vorschlag," fügte er dann hinzu.

Sein Gesicht wurde aber sofort etwas länger, als Freudenfeld ablehnend den Kopf schüttelte und einfiel: „Das kann ich nicht, das kann ich nicht! Wer kann wissen, ob Sie überhaupt 'n Recht haben, zu verkaufen, hä? Es bekommt zwar jeder das Geld, der's Los hat; aber hier liegt doch die Sache anders. Ihr Vater ist ganz plötzlich gestorben, und d e m hat's Los gehört! Nun ist noch Ihr Herr Großpapa zu Hause, wie ich gehört habe. Der wird doch gewiß wissen, was Ihr Vater im Sinn gehabt hat. Weshalb kommt d e r also nicht? Ich könnte Unannehmlichkeiten haben. Wenn Sie wenigstens 'ne Vollmacht hätten ... Können Sie nicht eine holen?"

„Aber die besitze ich ja," fiel ihm Heinz so unmittelbar ins Wort, daß der Bankier überrascht aufblickte. „Ich glaubte,

die wäre nicht nötig, sonst hätte ich sie Ihnen längst gezeigt."

Er hatte sich bereits darauf vorbereitet gehabt und nach einem Briefe, den er von Vater Wilhelm besaß, die Handschrift des Alten so ähnlich nachgeahmt, daß selbst dieser beim ersten Anblick von der Täuschung befangen gewesen wäre. Indem er äußerlich die größte Ruhe heuchelte, faßte er in die Tasche und holte mit zitternder Hand das Papier hervor, breitete es auseinander und reichte es dem Bankier hin.

„Sie müssen nämlich wissen, daß Großpapa schlecht auf den Beinen ist und überdies sehr vergeßlich. Seine Gedanken verwirren sich manchmal, und dann verliert er den Faden. Du lieber Himmel, wenn man so alt ist und schon soviel durchgemacht hat!" schloß er, indem er sich den Anschein gab, als wäre er von der neuesten Bedingung des Bankiers gar nicht überrascht.

„Ja, weshalb haben Sie das nicht gleich gesagt, mein lieber Herr Tetzlaff?" erwiderte Freudenfeld und begann das Schriftstück zu prüfen, an dem er schließlich nichts auszusetzen fand. Und da die Mitteilung Heinzens über den Alten sich mit dem völlig deckte, was Frau Kork ihm vor einer Viertelstunde erzählt hatte, so fand er nicht mehr das geringste Bedenken, auf den Handel näher einzugehen. Er zeigte sich nun von der größten Liebenswürdigkeit und bat Heinzen abermals, Platz zu nehmen.

„Ich will 'mal einen kleinen Überschlag machen," sagte er dann, setzte sich an den Schreibtisch und begann schnell einige Zahlen auf ein Stück Papier zu werfen. „Sie spielen ein Zehntel ... Von sechsmalhunderttausend Mark würden Sie erhalten ... sagen wir vierundfünfzigtausend Mark ... so ungefähr. Hum dja," sprach er währenddessen weiter.

„Vierundfünfzigtausend Mark," wiederholte Heinz langsam, dem in diesem Augenblick alles um ihn herum in himmelblaue Farbe getaucht erschien. Das Blut drang ihm nach dem

Herzen, er fühlte sich in einen Wonnerausch versetzt und wäre am liebsten auf Freudenfeld zugesprungen, um diesen zu küssen, so widerwärtig er ihm auch von Anfang an erschienen war.

„Ja, nach Abzug von Stempelsteuer und Spesen. Wie gesagt, so ungefähr; wir können doch hier nur mit einer runden Summe rechnen," fiel Freudenfeld wieder ein und drehte sich nach ihm um. Er klemmte das Glas in's Auge, schlug ein Bein über das andere, steckte die Daumen in die Hosentasche und sah nun Heinz scharf und erwartungsvoll an. „Nun, wie denken Sie darüber?" fragte er dann nach einer Pause. „Sie brauchen sich nicht zu genieren; sprechen Sie nur frei heraus. Es hört uns niemand."

„Ich dachte ... fünfzigtausend Mark vielleicht," brachte Heinz zögernd hervor, noch immer berauscht von dem Eindruck, den das Nennen der Summe auf ihn hervorgebracht hatte.

Unten im Laden ertönte plötzlich ein unterdrücktes Lachen, das Heinz ohne Zweifel als ein höhnisches bezeichnet haben würde, wenn er den Lauscher vor Augen gehabt hätte.

„Wie viel!" schrie der Bankier mehr, als er fragte. „Ich habe doch richtig verstanden, hä?"

Er erhob sich langsam und gemächlich, zog ebenso bedächtig seine goldene Uhr hervor und ließ die Kapsel springen, während ein Lächeln um seinen breiten Mund spielte, das unzweifelhaft die Bedeutung der Worte hatte: Sie können mir leid thun.

„Zacharias! Wann wollte der Herr Bankier Warschauer vorgefahren kommen?" fragte er dann laut in den Laden hinunter, nachdem er den Kopf durch die Öffnung des Vorhanges gesteckt hatte.

„Jeden Augenblick muß er kommen, Herr Freudenfeld," lautete die Antwort des Commis. „Der Herr Bankier Warschauer von der berühmten Firma hat immer nicht viel Zeit."

Es war dies einer der vielen Kniffe, die Herr und Diener anwandten, um schneller an ihr Ziel zu kommen. Sie wußten,

daß derartige, leicht hingeworfene Wortspiele ihre Wirkung selten verfehlten, wenigstens nicht solchen Leuten gegenüber, denen es darum zu thun war, im Privat-Kontor das Geschäft schnell zum Abschluß zu bringen.

Heinz verstand diesen Wink sofort. Er sagte sich, daß jetzt gestört zu werden, soviel für ihn heißen würde, als ohne Ergebnis dieses Geschäft verlassen zu müssen; für heute wenigstens. Und morgen schon winkte ihm vielleicht die Entdeckung! Ja, wer konnte wissen, was die nächste Stunde bereits brächte ... Dann würde mit Gewalt ein dicker Strich durch seine ganze Rechnung gemacht werden. Lieber also nachgeben, sich mit weniger begnügen; eher alle möglichen Zugeständnisse machen, als unverrichteter Sache von dannen ziehen!

„Sie müssen schon entschuldigen, wenn ich eine zu hohe Summe nannte," begann er kleinlaut. „Aber ich habe keine Ahnung von derartigen Dingen. So sagen Sie mir doch ... ich bitte sehr darum!"

„Bei derartigen Geschäften bietet der Käufer nie ... nie ... niemals, mein Lieber," erwiderte Freudenfeld und begann unruhig auf und ab zu gehen, während er wiederholt Blicke in den Laden warf. Er zeigte die Miene eines Menschen, der plötzlich nicht viel Zeit hat und dem gar nichts daran liegt, einen derartigen Handel abzuschließen.

Heinz nannte blindlings eine Summe, gefoltert von dem Gedanken, sein ganzer Plan könnte im letzten Augenblick zertrümmert werden. „So geben Sie achtundvierzigtausend Mark; dann hätten Sie sechstausend für sich."

Der Bankier betrachtete beim Umhergehen seine Fingernägel und zuckte mit den Achseln.

„Siebenundvierzigtausend ... sechsundvierzigtausend," fiel Heinz hintereinander ein.

Der Bankier that dasselbe wie zuvor und lächelte nur, ohne ein Wort zu sagen. Seine ganze Antwort bestand in einer abwehrenden Handbewegung.

„Vierzigtausend, Herr Freudenfeld," sagte Heinz wieder, zitternd vor Erregung. „Es ist ja nur, weil Großpapa sagte, ich solle unter allen Umständen Geld verschaffen. Wir sind nämlich noch die Miete für ein halbes Jahr schuldig," log er hinzu, ohne zu bedenken, daß man ihn nach diesem Geständnis nur noch mehr drücken würde. „Wir sollen morgen schon exmittiert werden ... Bitte aber um Diskretion," fügte er etwas feierlich hinzu ... „Aber so sprechen Sie doch ein Wort, mein Herr; kommen Sie mir doch entgegen, das Los ist ja so gut wie bares Geld!" schrie er dann etwas ärgerlich, da sein Künstlerstolz zum Durchbruch kam.

Sein Gesicht hatte sich gerötet; die Ruhe des Bankiers brachte sein Blut in Wallung, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er sich in seiner verzweiflungsvollen Stimmung auf Freudenfeld gestürzt und ihn ganz gehörig geschüttelt. Vierzehntausend Mark hatte er bereits herabgelassen und trotzdem that man noch so, als schenkte man ihm etwas!

Da der Bankier immer noch nichts erwiderte, sein Gesicht vielmehr in die Dampfwolken seiner Virginia hüllte, so benutzte er diese Gelegenheit, um einige Augenblicke ruhig zu überlegen. Es ist eigentlich Thorheit, daß du hier wie ein Bettler stehst und feilschst; du wirst mit Freuden überall Geld darauf bekommen, dachte er und streckte schon die Hand nach seinem Hute aus. Aber er hatte nicht den Mut, ihn zu nehmen. Jene Schwäche, die der Verbrecher dem Hehler gegenüber zeigt, bannte ihn.

Im Laden ging die Glasthür. Die Abendzeitung wurde abgegeben. Heinz aber dachte in diesem Augenblicke nur, daß der „Bankier Warschauer von der berühmten Firma", den man erwartete, hereingetreten sein könnte. Nur Geld in Händen! — das war seine Losung, die immer wiederkehrte.

„So geben Sie dreißigtausend Mark, und damit abgemacht!" rief er, seiner Sinne kaum mehr mächtig. „Ich denke, dagegen werden Sie doch nichts mehr einzuwenden haben!"

Freudenfeld blieb plötzlich vor ihm stehen, betrachtete ihn einige Augenblicke mit Interesse und sagte dann ruhig und gelassen: „Sie müssen nicht gleich so hitzig sein, junger Mann; dadurch schädigen Sie mich und sich selbst. Hum dja. Gehen Sie 'rum in ganz Berlin und fragen Sie einen Menschen, der ein solches Geschäft mit Ihnen machen will, ohne nicht zu verdienen ... Mir liegt gar nichts daran! Heute gebe ich Ihnen dreißigtausend Mark, und morgen fehlen sie mir vielleicht zu einer Spekulation, wo ich damit das Dreifache verdienen kann. Was sage ich, das Dreifache? Das Fünffache, ... Sechsfache! Daß die Leute immer glauben, die Bankiers würfen mit den Tausendmarkscheinen nur so um sich herum! ... Überlegen Sie sich die Sache noch einmal, und kommen Sie morgen früh wieder! Vielleicht finden Sie jemand, der Ihnen mehr giebt. Das ganze Geld könnte ich Ihnen auf einmal doch nicht geben. Ich müßte Sie bitten, mir den Rest noch einige Zeit zu stunden. Vielleicht vertrauen Sie es mir an, um gute Papiere dafür zu kaufen, die Sie mir in Depot geben. Dann hätten Sie das Kapital gut und sicher angelegt. Was sollten Sie auch mit soviel Geld auf einmal? ... Nehmen Sie's mir nicht übel, aber Sie scheinen sich des Wertes vom Gelde noch nicht bewußt zu sein; dazu zeigen Sie sich viel zu sehr als Künstler, als bedeutender Künstler, der noch 'ne große Zukunft hat! Wenn sich dann später Ihr Vermögen verdoppelt haben wird, werden Sie mir Dank wissen ... Überlegen Sie sich also alles ganz ernst, und kommen Sie morgen! Man soll mir nicht nachsagen, daß ich die augenblicklichen Verhältnisse von jemand habe benutzen wollen. Ich habe auch 'n Risiko dabei, 'n großes. Wer kann wissen, ob nicht ganz plötzlich kann 'ne Sündflut kommen über Nacht, die alles verschlingt, die königlich preußische Lotterie auch? Alles schon dagewesen — Sie brauchen nur die Bibel zu lesen. Es ist ja möglich, daß die Taube dann statt des Ölzweigs das Los im Schnabel trägt; aber großen Wert

wird's dann nicht mehr haben. Lieber wär's mir schon, sie brächte mir dann meine Tausendmarkscheine wieder ... 'n Bankier muß immer sicher gehen. Wenn man Seiltanzen gehen will, dann muß man's erst erlernt haben. Sie haben nun in aller Ruhe meine Meinung gehört, mein lieber Herr Tetzlaff."

Seine Menschenkenntnisse feierten Triumphe. Diese Leute aus dem Volke, die bisher nur von der Hand in den Mund gelebt hatten, verloren fast den Verstand, wenn sie einmal in den Glückstopf griffen. Sie kamen über das Einmaleins nicht hinaus; ein Tausendmarkschein wurde bei ihnen zu einer Million. Wie der Hund an der Kette, der dem Verhungern nahe war, stürzen sie sich blindlings auf den Knochen und überlassen das Fleisch den anderen, die Ruhe und Besonnenheit genug besitzen. Gab dieser junge Mann nicht den besten Beweis dafür, wie man die Armen und Elenden, die am Goldfieber leiden, um die Finger wickeln kann? Mit zehntausend Mark hätte er sich zufrieden gegeben, wenn man sie ihm sofort hingezählt haben würde.

Diesen letzten Gedanken hatte Freudenfeld bereits näher erwogen, als Heinz ihm mit einem Vorschlage entgegenkam, indem er sagte

„Nun gut, Herr Freudenfeld, nun gut! Zahlen Sie uns sofort zwanzigtausend Mark, und für die übrigen zehntausend kaufen Sie uns gute Papiere, die Sie für uns in Verwahrung nehmen."

Das „uns" betonte er ganz besonders, und er kam sich in diesem Augenblick sogar etwas erhaben vor bei dem Gedanken, den Bevollmächtigten seiner Familie spielen zu können. Schließlich beruhigte es auch sein Gewissen, seinen Brüdern und Schwestern doch noch die Möglichkeit zu lassen, einen Teil des Geldes gut aufgehoben zu sehen.

Freudenfeld war an den Vorhang getreten und steckte den Kopf aufs neue durch die Öffnung. Es schien ihm, als

äußerte sein Commis die Freude über die Behandlung dieses jungen Mannes etwas zu laut. Er warf Zacharias einen seiner bezwingenden Blicke zu und wandte sich dann wieder an Heinz.

„Das läßt sich schon eher hören," sagte er dann und holte seine Banknotentasche hervor, der er ein Päckchen Scheine entnahm, welche er zu zählen begann, indem er mit den Fingerspitzen einen Schein nach dem anderen umbog.

„Ich habe nur die Summe von fünfzehntausend bei mir. Sie müssen sich also wirklich morgen vormittag noch einmal herbemühen," sagte er mit großem Gleichmut. Er war im Besitz der doppelten Summe, die er heute mittag zu einem anderen Zwecke bei der Reichsbank erhoben hatte; aber auch diese Ausrede war nur eine Berechnung, die ihn noch billiger zu seinem Ziele führen sollte. Er wußte jetzt, daß Heinz ohne Geld nicht von der Stelle gehen würde.

„So werden wir uns vorläufig auch damit begnügen," fiel dieser rasch ein, da er nun den letzten Rest seiner Geduld verloren hatte.

„Zacharias, setzen Sie ein Schriftstück auf und schreiben Sie eine Quittung aus!" rief Freudenfeld in den Laden und schritt dann die Stufen hinab, um mit seinem Commis leise einige Worte zu wechseln.

Nach etwa einer Viertelstunde war das Geschäft erledigt. Als Freudenfeld mit eintöniger Stimme fünfzehn Tausendmarkscheine abgezählt und sie auf seinen Schreibtisch gelegt hatte, fühlte sich Heinz merkwürdig beruhigt. Er steckte nun die Banknoten mit der Miene eines Menschen zu sich, der von Anfang an gewußt hat, daß alles so kommen würde. Eine gewisse Herablassung sprach aus seinen Zügen, und er bemühte sich, nach Möglichkeit heiter zu erscheinen, trotzdem die überstandene Angst noch immer seine Glieder erzittern machte.

Er nahm Hut und Stock, machte eine förmliche Verbeugung und ging durch die eisenbeschlagene Thür hinaus, begleitet

von dem Bankier, der ihm zum Abschied noch zurief: „Fallen Sie nicht — es kommen 'n paar Stufen!"

Auf dem Flur angelangt, blieb er stehen, als die Thür hinter ihm ins Schloß geworfen war. Mit Begierde sog er tief und lang die kalte Luft ein. Dann trat er hinaus auf die Straße und machte, ohne sich umzublicken, einige hundert Schritte. Eine leere Droschke erster Klasse kam langsam an ihm vorüber gerollt.



„Heda, Kutscher!" rief er übermäßig laut, so daß die Vorübergehenden aufmerksam wurden. „Fahren Sie 'mal nach 'm Café Bauer!" sagte er dann, als er im Wagen Platz genommen hatte.

Einmal im Café Bauer zu sitzen und sich wie ein feiner Mann gütlich zu thun, war ihm immer als einer seiner zahlreichen Träume erschienen. Als das Pferd anzog und er ein Bein über das andere geworfen hatte, blickte er voller Verachtung auf die Fußgänger zu beiden Seiten der Straße. Er mußte bei Freudenfelds Geschäft vorüber. Ein graubärtiger Herr, der ihm den Rücken kehrte, öffnete soeben die Thür von der Straße aus und betrat den hell erleuchteten Laden, in dem der Bankier und sein Gehilfe beisammen standen.

Heinz wandte den Kopf und blickte rückwärts. Hatte er sich getäuscht, oder war es wirklich der Alte, den er hatte hineingehen sehen? Es konnte aber nicht möglich sein nach

allem, was Frau Kork ausgeplaudert hatte. Wahrhaftig — er sah überall Gespenster! Er hatte das Haus längst hinter sich, aber noch immer blickte er rückwärts, als wäre irgend ein Verfolger hinter ihm, den er beobachten müsse. Endlich beruhigte er sich, drückte sich in die Ecke und ließ das Leben des glänzenden Berlins an sich vorüberrauschen. — — —

Es war in der That Vater Wilhelm, der mit einem höflichen „Guten Abend" den alten Zylinderhut, um den ein Trauerflor geschlungen war, auf den Ladentisch stellte und sich dann an die beiden Herren wandte.

„Mein Name ist Tetzlaff — der Vater des Gürtlers Tetzlaff, der hier ein Los bei Ihnen gekauft hatte," begann er, nachdem der Bankier auf ihn zugetreten war.

Freudenfeld fiel ihm sofort ins Wort: „Ah — freut mich sehr, Ihre werte Bekanntschaft zu machen; die Sache ist bereits vollständig zu Ihrer Zufriedenheit geordnet worden. Ihr Herr Enkel ist soeben mit dem Gelde fortgegangen — Sie müssen ihm fast begegnet sein. Hum dja ... Wollen Sie nicht etwas Platz nehmen?"

Der Alte war gekommen, um von dem Verlust des Loses Mitteilung zu machen und sich Rat zu holen. Hannchen und Fritz hatten ihn dazu gedrängt, nachdem er ihnen infolge der Flucht des Ältesten alles gebeichtet hatte. Nun machte ihn diese unerwartete Enthüllung so starr, daß er vergeblich nach Worten suchte, um seine Verlegenheit zu verbergen.

„So, so — er war also schon hier," brachte er tonlos hervor. Der Schmerz um den verlorenen Sohn und die Schmach, die Heinz ihm angethan hatte, erwachten aufs neue in ihm und raubten ihm im Augenblick jene Sicherheit, die ihn sonst zu beherrschen pflegte. „Es ist also alles gut abgegangen, mein Herr?" fragte er dann, ohne eigentlich recht zu wissen, was er sagte. Fast kam er sich selbst wie ein Mitschuldiger Heinzens vor, der sich so schnell als möglich beeilen müsse, von hier fortzukommen, um die Röte der Scham zu

verbergen. Sollte er hier alles enthüllen, sagen, was für einem Betrüger diese Herren soeben zum Opfer gefallen waren? Aller Mut verließ ihn; er kam sich schwach wie ein Kind vor, dem man soeben mit der Rute gedroht hat. Zögernd und zitternd griff er wieder nach seinem Hute.

Freudenfeld brachte dieses Benehmen mit dem ihm geschilderten Zustande zusammen. Es scheint wirklich schlimm mit ihm zu stehen, dachte er, und fühlte nun keine große Veranlassung, ihn anders zu behandeln, als wie einen etwas komischen Herrn, mit dem man nicht viel Umstände zu machen braucht.

„Ja, es ist alles ganz gut abgelaufen,“ erwiderte er kurz. „Ihre Vollmacht hat genügt.“

Der Alte stutzte. „Meine Vollmacht? — Ach so — ja richtig ... ich hatte sie ihm ja gegeben,“ fügte er dann rasch hinzu und lachte leicht auf. „Wie viel hat er denn bekommen?“

„Das werden Sie ja heute noch erfahren ... Sie entschuldigen wohl — ich bin etwas sehr beschäftigt,“ erwiderte Freudenfeld noch frostiger als zuvor. Trotzdem er gewiß war, kein großes Verständnis von diesem wunderlichen Greis erwarten zu dürfen, zögerte er doch, auf den schmutzigen Handel näher zurückzukommen.

Das sichere Auftreten des Bankiers brachte Vater Wilhelm vollends in Verwirrung. „Dann danke ich Ihnen,“ preßte er mühsam hervor; er sagte „guten Abend“ und ging.

„Daß die Menschen immer zuerst im Kopfe verrückt werden,“ sprach Freudenfeld hinter ihm her.

„Etwas lustig scheint er zu sein,“ fiel Zacharias ein.

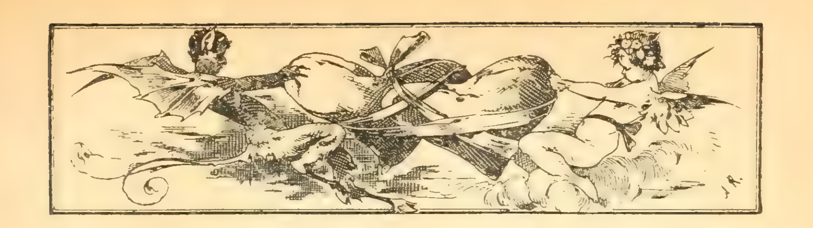
„Etwas? Sagen Sie lieber *sehr — sehr*,“ erwiderte Freudenfeld; „Sie übertreiben doch *sonst* immer, weshalb thun Sie's nicht, wo wir 'n gutes Geschäft gemacht haben?“

„Mit hundertachtzig Perzent,“ entgegnete Zacharias; „so etwas kommt bei uns nicht alle Tage vor.“

Herr und Diener lachten sich vergnügt an. — — —

Langsam, wie ein sterbenskranker Mann schritt Vater Wilhelm die Straße hinunter. Plötzlich blieb er stehen und starrte vor sich hin. Vielleicht war das Bessere in Heinz erwacht, vielleicht glaubte er allen zu Hause eine Überraschung zu bereiten, wenn er mit den Goldrollen unerwartet auftauchte? Die Prahlsucht war ja ein Bestandteil seines Wesens! Der Alte blickte zum klaren Himmel empor, als wollte er von dort oben die Antwort auf seine geheimsten Fragen entgegennehmen. Ja — so würde es sein! Und erfüllt vom alten Gottvertrauen, fühlte er wieder Kraft, beschleunigte er seine Schritte ...





Fritzens Sehnsucht nach Heinz.

Drei Wochen waren vergangen, ohne daß sich in der Familie Tetzlaff etwas Besonderes ereignet hätte. Allmählich begann man sich an den Verlust des Vaters und Sohnes zu gewöhnen, und an Stelle der anfänglich tiefen Trauer, in welcher man den plötzlichen Vorgang kaum zu fassen vermocht hatte, trat jene wehmütige, versöhnliche Stimmung, die dafür spricht, daß man sich in das Unabänderliche gefügt habe.

Heinz hatte nichts von sich hören lassen; auch sonst hatte man nichts von ihm vernommen. Nur am Tage von Franzens Begräbnis hatte ein Dienstmann einen großen Kranz gebracht mit dem Bemerken, daß er ihn im Auftrage eines „jungen Herrn“ hier abgeben solle. Als das geschah, war der Alte nicht zu Hause; Hannchen nahm die Bestellung entgegen. Um den Großvater nicht abermals in Erregung zu sehen, hielt sie es für besser, zu der Notlüge zu greifen, der Kranz sei von jemand aus dem Hause abgegeben worden.

Seit diesem Tage durfte Heinzens Name nicht mehr in Gegenwart des Alten genannt werden. Ein Sohn, der es verschmähen konnte, seinem Vater die letzte Ehre zu erweisen, erschien ihm als ein Ungeheuer in Menschengestalt, das keine Gemeinschaft mit seinen Angehörigen mehr haben könne.

„Er ist Euer Bruder nicht mehr — sucht ihn zu vergessen!" hatte er mehrmals gesagt. „Hat er Euch vielleicht brüderliche Liebe bewiesen? Nein, im Gegenteil — er hat Euch um Euer Erbteil betrogen gerade in der Stunde, als Thränen um den toten Vater in Euren Augen standen, und als in der dunkelsten Nacht Eures Daseins der einzige Lichtstrahl der war, daß Ihr in der Zukunft wenigstens dem Elend entrissen würdet. Kain hat seinen Bruder Abel erschlagen, weil Abel dem Herrn wohlgefälliger war, wie Ihr aus der Bibel wißt; Euer Bruder aber hat tausendmal schlimmer gehandelt, denn er hat an jedem von Euch einen Mord begangen, wenn auch nur einen seelischen. Er hat Euch den Glauben geraubt an das, was dem Menschen am heiligsten ist! Kein Feind hätte Euch das angethan, was er Euch angethan hat. Die Natur hat ihn an Euch gekettet; er hat diese Glieder mit Gewalt zerrissen, also habt Ihr keine Rücksicht mehr auf ihn zu nehmen. Betrachtet ihn wie ein abgestorbenes Blatt, das vom Baume gefallen ist und zum Stamm nun keine Berührung mehr hat!"

Wenn er das und ähnliches mit volltönender Stimme zu den Kindern sprach, so bebten seine Lippen und röteten sich seine Wangen. Dann blickten wohl alle zu ihm auf, als spräche ein höheres Wesen zu ihnen.

Einmal sah er Hannchen still in Thränen aufgelöst; er wußte sofort, weshalb. „Weine nicht um ihn", sagte er sanft und legte seine Hand auf ihren Scheitel. „Dir zur Liebe habe ich nichts unternommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen; tröste Dich nun aber auch! Er allein ist der Unglücklichste von allen, denn niemals in seinem ganzen Leben wird er die Tage seiner Jugend vergessen können. Und wenn nur das der Fall wäre — er würde schon dadurch genug gestraft werden. Möglich, daß er emporkommt; aber je höher er äußerlich hinaufsteigen wird, je tiefer wird er innerlich sinken. Denke später an meine Worte von heute!"

Indessen so gewaltsam er auch den Gedanken an Heinz zu unterdrücken versuchte, er vermochte ihn nicht gänzlich zu bannen. Es kamen Stunden, wo das Gesicht des Ältesten in seinem Geiste plötzlich vor ihm auftauchte und er sich gezwungen sah, Rückblicke in die Vergangenheit zu thun. Er hielt es dann nicht länger im Zimmer aus.

In der letzten Zeit war Hannchen nicht mehr ihrer täglichen Beschäftigung nachgegangen. Ihm selbst war das insofern angenehm, als er seine täglichen Spaziergänge wieder aufnehmen durfte, die ihm jetzt, wo die Strenge des Winters überstanden war und der Lenz sich nahte, wieder zum Bedürfnis wurden. So griff er denn in der Regel vormittags nach Hut und Stock und ging die Straße hinunter über die Brücke, der Hasenhaide zu. Es war immer derselbe Weg, den er machte: die Chaussee hinauf, dem Dorfe Britz zu, dorthin, wo sein Sohn begraben war. Er schritt so kräftig dahin, daß er den Stock nur aus Gewohnheit gebrauchte. Hier oben, wo alles noch den Anstrich eines Dorfes hatte, konnte er sich ganz ungestört seinen Gedanken hingeben.

Auf dem weiten Friedhofe, der sich beinahe eine Viertelstunde entlang bis zur Hasenhaide hinzog, und auf dem die Einwohner einer ganzen Stadt ihre letzte Ruhe gefunden zu haben schienen, begegnete er um diese Zeit nur den Kirchhofsarbeitern, die ihn bereits kannten, und mit denen er einen kräftigen Gruß austauschte.

Wenn er seine stille Andacht verrichtete, machte er Pläne, wie er die beiden Gräber (Franz hatte sich noch bei Lebzeiten einen Platz neben dem Hügel seiner Frau gekauft) schmücken würde. Dann pflückte er einige Epheublätter und trat den Heimweg an, den er gewöhnlich zur Mittagszeit beendete.

Saß er dann nachmittags in seinem Lehnstuhl, so richtete er seinen Blick lange auf den Rahmen der Thür, wo noch immer die Lotterienummer in Kreidestrichen prangte. Dann hatte er die Einbildung, sein Sohn könnte vor ihm stehen,

wie früher von seinem bevorstehenden Glücke schwärmen, und er sähe sich genötigt wie einstens seine Augen denen Franzens folgen zu lassen; dann wurde er so erschüttert, daß er sich erhob und hinausging, um vor Hannchen zu verbergen, was ihn bewegte.

Einmal überraschte ihn seine Enkelin dabei, als er in der Annahme, unbeobachtet zu sein, die Zeichnung Heinzens aus dem Spindschub hervorgenommen hatte und sie aufmerksam betrachtete. Sofort verbarg er sie wieder und that so, als suchte er nach etwas anderem.

Man hatte noch immer dieselbe bescheidene Wohnung inne wie früher. Hannchen war noch nicht im Besitze ihres Gewinnes. Bereits mehrmals hatte sie daran gedacht und es auch ausgesprochen, das Los allenfalls mit einem Verluste zu verkaufen; aber Vater Wilhelm wollte nie etwas davon wissen. Man habe sich so lange durchgeschlagen, also könne man es auch die kurze Zeit noch aushalten.

„Du kannst ja frei darüber verfügen," sagte er; „aber wenn Du noch Liebe zu Deinem alten Großvater hast, so thue es nicht. Zeige 'mal, daß Du fest sein kannst!"

Hannchen fiel ihm um den Hals und beruhigte ihn sofort mit den zärtlichen Worten: „Aber Großväterchen, ich will ja alles thun, was Du wünschst! Wie kannst Du nur sagen, daß mir der Gewinn allein gehöre! Das wird alles brüderlich geteilt, und Du sollst die Kasse verwalten ... Du bist doch jetzt unser Vormund. Also!"

Er hatte allerdings gleich nach dem Begräbnis den gerichtlichen Antrag gestellt, ihm die Vormundschaft der elternlosen Kinder zu übertragen, was auch ohne weiteres genehmigt worden war. Und so hatte er auch ein gewisses Recht, seine Mündel von unüberlegten Schritten zurückzuhalten.

Trotzdem hatte ihm Hannchen eines Tages freudestrahlend ein paar Hundertmarkscheine gezeigt unter dem Vorgeben, das Geld durch nochmaliges „gütiges Entgegenkommen" von Frau

Engel erhalten zu haben. Damit werde man wohl bis zur Ankunft des Goldschiffes reichen, meinte sie scherzend, ohne es jedoch fertig zu bekommen, ihn anzublicken. Es war eine ähnliche Notlüge, wie seinerzeit mit dem Kranze. In Wahrheit hatte ihr Treuling das Geld vorgeschossen, das sie erst nach vielem Bitten und Drängen angenommen hatte. Das konnte dem Alten, der nicht den geringsten Zweifel in ihre Worte setzte, schon eher gefallen.

Das Verhältnis zwischen Eberhard und Hannchen war bisher dasselbe geblieben, ohne daß ihre Angehörigen etwas davon erfahren hätten. Sie fanden tagtäglich Gelegenheit, sich zu treffen und zu sprechen. Und es fiel niemand auf, wenn Hannchen regelmäßig des Abends sich aufmachte, um „eine Freundin" zu besuchen.

Einmal hatte sich der Alte näher nach dieser erkundigt, und da war ihr unwillkürlich der Name „Fanny von Fersen" herausgeplatzt. Und nachdem diese Ausrede einmal über ihre Lippen gekommen war, wandte sie sie regelmäßig an. Zuerst machte sie sich Gewissensbisse darüber; dann aber beruhigte sie sich damit, daß sie ja nur ihrem süßesten Geheimnisse, ihrer heimlichen Liebe ein Opfer brächte, und daß aus diesem Grunde eine kleine Täuschung wohl erlaubt sei.

Sie traf sich regelmäßig mit Treuling in einer kleinen, versteckt liegenden Konditorei im selben Stadtviertel, wo man im hinteren Zimmer ein Stündchen ungestört beisammen sein konnte. Lud der Abend dazu ein, so gingen sie wohl auch Arm



in Arm durch die Straßen und bevorzugten bei dieser Gelegenheit den Weg am Kanal, wo sie sicher sein durften, wenigen Menschen zu begegnen.

Dann scherzten sie, plauderten nach Herzenslust und gaben sich verstohlen einen Kuß. Sie kamen sich wie zwei Kinder vor, denen der Ernst der Zukunft noch zu weit entfernt liegt, als daß sie sich darüber die Köpfe zerbrechen sollten. Keines von beiden hatte auch die geringste Neigung, darauf zu sprechen zu kommen, was aus diesem Liebesgetändel dereinst 'mal werden sollte, wurden sie doch beide von dem gleichen Gefühle geleitet: daß dieser selige Rausch wie eine Seifenblase zerstieben könnte, wenn man aus dem Paradiese der Träume plötzlich in die nackte Wirklichkeit des Lebens hinüberspringen würde.

Man befürchtete, daß der ganze poetische Reiz dieser heimlichen Zusammenkünfte mit einem Male verloren gehen und nur Mißstimmung erzeugen könnte. Schlug die Stunde der Trennung, so vermochte man sich kaum loszureißen. Beide mußten sich plötzlich gestehen, daß sie sich noch außerordentlich viel zu erzählen hätten, und legten dann der Zeit ihres Beisammenseins noch ein Viertelstündchen zu.

Fragte dann Vater Wilhelm nach Hannchens Rückkehr scherzhaft: „Na, was macht Deine adlige Freundin — wie lang war denn der Roman, den Ihr Euch erzählt habt?" — so kam sie sich freilich wie eine Verbrecherin vor und faßte den Entschluß, dem Alten bei der nächsten Gelegenheit alles zu beichten. Aber sie fand nicht den Mut dazu, tröstete sich vielmehr jedesmal damit, daß ihr Geständnis immer noch zur rechten Zeit käme, und so wurde sie gegen ihren innersten Willen gezwungen, der einen Notlüge die andere folgen zu lassen.

Eines Abends aber wurde sie äußerst überrascht dadurch, daß Robert sie in der Küche beiseite zog und ihr insgeheim zuraunte: „Du — ich weiß ja doch, mit wem Du Dich immer

trifffst. Aber ich will nichts sagen, weil Herr Treuling es gerade ist."

Sie hielt ihm den Mund zu und blickte erschreckt um sich, während sie leise einfiel: „Lieber, guter Robert — Du wirst doch nicht plaudern ... und Dein Schwesterchen in Verlegenheit bringen? Sei vernünftig und versprich es mir! Wenn wir das Geld bekommen, sollst Du auch alles haben, wonach Dein Herz verlangt." Sie zog ihn an sich, drückte ihn krampfhaft und gab ihm einen Kuß.

„Nur unter einer Bedingung, Hannchen," erwiderte er lächelnd und hielt ihre Hände fest.

„Nun? Ich soll Dich studieren lassen, damit Du ein großer Mann wirst, wie?"

„Das auch; aber vorläufig sollst Du mich einmal mitnehmen zu Herrn Treuling. Ich höre ihn so gern sprechen; und dann, weißt Du — wir scheinen vielfach übereinzustimmen in so manchen Dingen."

„Wirklich? Du hörst ihn also auch gern sprechen? Seine Stimme klingt manchmal wie Musik, nicht wahr? Aber wenn Du weiter nichts willst, Du Schelm — der Wunsch soll Dir schon erfüllt werden!"

Sie war glücklich, umfaßte ihn und versuchte, sich mit ihm im Kreise zu drehen. „Ich hatte wirklich schon ganz vergessen, daß Ihr Euch kennt," sagte sie dann.

„Übrigens, Du — er wollte mir 'mal etwas schenken, wahrscheinlich Bücher," fiel Robert wieder ein. „Ich möchte ihn gern auch daran erinnern."

Wirklich nahm sie ihn eines Abends mit nach der Konditorei. Und da Robert in der That hübsch verschwiegen war, so brachte Treuling auch eines Abends das große Werk „Naturwunder" für ihn mit, worüber der Kleine nicht genug Ausdrücke seiner Freude fand.

So hatte Hannchen wenigstens eine Seele zu Hause, mit der sie hin und wieder über den Geliebten plaudern konnte, und das vertrieb ihr manchmal die Langeweile.

Robert machte nach wie vor täglich den weiten Weg nach der Rosenthalerstraße, was Herr Morchel, der gefürchtete Bureauvorsteher, nicht zu begreifen vermochte; und in dieser Beziehung stimmten ausnahmsweise sämtliche ihm unterstellten „Sklaven der Feder“ mit ihm überein. Tetzlaff der Jüngste aber hielt allen erstaunten Gesichtern den Einwand entgegen, daß er vom Goldfieber nicht ‚infiziert‘ sei, was Schulz, dem Registrator im hinteren Zimmer „ungemein gebildet“ vorkam. Im übrigen hatte auch Vater Wilhelm darauf gedrungen, daß nach wie vor wacker gearbeitet werden sollte, damit kein Schlendrian eintrete, wenigstens bis zu dem Zeitpunkt, wo man für die Gestaltung des künftigen Lebens aller sich entschieden haben würde.

Gleich am ersten Tage, nachdem Robert seinen gewöhnlichen Platz in der Kanzlei wieder eingenommen hatte, erfuhr er, was für eine gewichtige Person er geworden sei. Fast ein jeder der Angestellten benutzte die erste beste Gelegenheit, um ihn beiseite zu nehmen und ihn unter vier Augen in ein vertrauliches Gespräch zu ziehen.

Da hieß es denn ungefähr folgendermaßen: „Hör 'mal, Du Millionär (manchmal wurde er auch mit Sie angeredet, was außer den ganz jungen Leuten diejenigen thaten, die ihm schmeicheln wollten); wir sind doch immer die besten Freunde gewesen, denn ich habe doch immer auf Deiner Seite gestanden! Kannst Du mir hundert Mark pumpen? (Einige wollten sich auch mit weniger begnügen.) Kleinigkeit für Dich! Der liebe Gott wird's Dir später 'mal lohnen.“

Jeder gab sein „Ehrenwort“, ihm das Geld so bald als möglich zurückzahlen zu wollen. In seiner Gutmütigkeit vertröstete er sie alle auf die Stunde, wo er ihre Wünsche werde erfüllen können.

Eines Abends, als alle sich zum Aufbruch rüsteten, hielt ihn auch einmal Morchel noch mit dem Auftrage zurück, schleunigst eine kleine Arbeit auszuführen. Als sie dann beide allein waren, begann Judas Ischarioth der Zweite halblaut, nachdem er auf Robert zugetreten war und sich über den Tisch gebeugt hatte:

„Du wirst nicht bestreiten können, Tetzlaff, daß ich Dir immer ein großes Wohlwollen entgegengebracht habe und stets Deine Partei genommen habe.“

Robert vermochte sich beim besten Willen dieser angeblichen Wohlgesinntheit nicht zu entsinnen, nickte aber unwillkürlich, um das weitere zu erfahren.

„Nun also! Es freut mich, daß Du das zugiebst,“ fuhr der gestrenge Kanzleivorsteher, mutig geworden, fort. „Trotz aller Mißdeutungen, denen ich ausgesetzt war, habe ich immer Deine Stange gehalten. Und warum? Weil ich Deine Begabung erkannte, davon überzeugt war, daß Du es noch einmal weit bringen wirst. Ich habe das auch mehrmals unverhohlen unserem Herrn Rechtsanwalt gesagt. Herr Menk, sagte ich, der wird uns allen noch 'mal eine Nuß aufzuknacken geben; der hat so viel Glück im Gesicht, reschpektive an den Fingernägeln! ... Nun ist das auch alles eingetroffen. Und wem gebührt in erster Linie der Dank dafür? Mir gebührt er, dem guten Papa Morchel, der Euch alle väterlich beschützt. Dankbarkeit ist eine schöne Tugend; das wirst Du schon in der Schule gelernt haben. Nun kannst Du auch mir gegenüber diese Dankbarkeit 'mal zeigen. Hör also 'mal ...“

Seine Stimme sank zum Flüstern. „Ich wollte zu diesem Frühjahr gern fünfhundert Mark aufnehmen, weil ich ganz notwendige größere Ausgaben habe. Ich brauchte es ja nur unserem Herrn Rechtsanwalt zu sagen, und mein Wunsch wäre erfüllt. Solchen Leuten wie mir kommt man immer entgegen. (Bei diesen Worten erhob er die Nase hochtrabend in die Luft). Aber ich bin zu stolz dazu. Wenn Du jedoch so gut

sein wolltest, mir diese Summe von Deinem Dir zustehenden Erbteil auf ein halbes Jahr zu leihen, reschpektive Dein Großvater, so würde ich gern bereit sein, die Summe mit sechs Prozent zu verzinsen, wogegen ich mich auch verpflichten würde, Dir für Dein ganzes Leben in Rechtsdingen stets zur Seite zu stehen, reschpektive Eure etwaigen Prozesse unentgeltlich zu führen. Du weißt ja, was Rechtspraktikant heißt, und ich bin ein solcher. Ich darf mich wohl der Überzeugung hingeben, daß mein Wunsch erfüllt wird," fügte er ziemlich bestimmt hinzu ... „Nun aber mach Schicht und geh mit Gott nach Hause! Du bist ja immer einer der Fleißigsten und Letzten."

Er reichte ihm die Hand mit einem warmen Druck und klopfte ihm auch noch mehrmals leicht auf die Schulter, als wollte er dadurch seine Aufrichtigkeit noch bestätigen.

Robert brummte der Kopf von dem Vernommenen so sehr, daß er ein blödes Gesicht zeigte und zu allem Ja! sagte, nur um dieser Hölle so bald als möglich entfliehen zu können.

Von dieser Stunde an wurde er tagtäglich von Morchel gefragt, ob der Gewinn schon erhoben wäre. Ja, es kam vor, daß der Gefürchtete ihn ersuchte, nach Schluß des Bureaus auf der Straße zu warten. Dann ging der „Meister" fromm wie ein Lamm neben seinem Lehrling einher und redete immer aufs neue freundlich auf diesen ein. Er trieb diese Aufopferung sogar so weit, einmal den weiten Weg bis zu der Behausung Roberts zurückzulegen; bevor er sich verabschiedete, zog er ernstlich in Erwägung, ob er nicht auf der Stelle dem „lieben Großpapa" und den „braven Brüdern und Schwestern" einen Besuch abstatten solle. Robert vermochte ihn davon nur durch die Ausrede zurückzuhalten, daß er wohl niemand in der Wohnung antreffen werde, da die übrigen Familienglieder gerade an diesem Abende ausgegangen seien.

Wenn trotz all dieser Quälereien und unangenehmen Belästigungen Robert mit Lust und Liebe an seine Arbeit ging,

so zeugte das von einem guten Willen, den man bei Fritz in gleichem Maße nicht bemerkte.

Der „Kunstreiter“ hatte selten so wenig Neigung zu seinem Handwerk gezeigt als während der letzten Wochen, und das hing eng zusammen mit der Thatsache, daß Vater Wilhelm ihm sehr ernst zu verstehen gegeben hatte, daß, wer ein tüchtiger Mensch werden wolle, auch seine Lehrzeit in Ehren und mit Ausdauer bestehen müsse. Das war ein Schlag, den der „Dicke“, wie er auch öfters scherzweise genannt wurde, nicht erwartet hatte. Alle seine Träume von dem „Artistentum“, denen er sich so oft still und laut hingegeben hatte, drohten in nichts zu zerrinnen. Und wie hatte er sich die Zukunft ausgemalt, wenn man erst „reich“ geworden wäre! Man würde ihm freien Willen lassen und ihn direkt zu Renz hinschicken.

„Ja, wenn Dein sauberer Bruder Dich nicht um alle Hoffnungen gebracht hätte,“ warf Vater Wilhelm jedesmal ein und brach damit allen weiteren Erörterungen die Spitze ab. Höchstens, daß er noch hinzufügte, wie wenig Anspruch sie alle eigentlich auf Hannchens Geld hätten.

Die erste Folge davon war, daß Fritz eine grimmige Wut gegen Heinz empfand, die auch öfters ganz unverhohlen zum Ausbruch kam. Dann ballte er die Faust und wetterte los: „Der soll mir 'mal unter die Finger kommen! Uns alle so zu betrügen! Mich namentlich! Das hätte ich vorher wissen sollen! Und mir hat er immer so zu Munde geredet, ich solle nur gar nicht nachgeben und Künstler werden wie er. Dieser Gauner! Jetzt weiß ich auch, weshalb er an dem Abend immer gesagt hatte, ich solle nur ruhig schlafen, er hätte keine Lust zum Erzählen im Bette. Na, den soll ich nur 'mal treffen — da soll er 'n paar Muskeln kennen lernen! Den halt' ich so lange mit 'm Kopp unter die Plumpe, bis er weich wie sein Thon geworden ist. Dann kann er aus sich selber 'n anderen Menschen kneten.“

Derartige Reden des Dicken waren neben Trudchens Plappereien allein dazu angethan, dem Alten seinen Humor wiederzugeben, so daß er erwiderte: „Recht so, mein Junge, das würde ich auch thun. Dem würde ich 'mal gehörig die Flötentöne beibringen. Dann zeige 'mal, daß Du 'n Herkules bist und ihn wie 'n Hosenknopp in die Westentasche stecken kannst!"

Alle lachten vergnügt, und dann war es, als wären alle schlimmen Erfahrungen mit dem Ältesten nur ein Possenspiel gewesen, und als müßte er wie früher plötzlich aus der Küche hereintreten und laut fragen: „Na, worüber amüsiert Ihr Euch denn wieder? Da kriejt der Jlaser wieder was zu thun, wenn Ihr lacht. Die Scheiben jehen ja kaputt."

All dieser Ärger des Kunstreiters auf Heinz war aber doch nur äußerlich, sozusagen Augenblicksstimmung, hervorgerufen durch den Umstand, daß er gegen keinen anderen seinen Groll zum Austrag bringen konnte. Im Innern bewahrte er dem Ältesten ein treues Andenken, das mehr als einmal in große Sehnsucht nach ihm überging.

Abgesehen von kleinen unschuldigen Zwistigkeiten war Heinz doch immer derjenige gewesen, der in den meisten Dingen mit Fritzen übereingestimmt hatte, was wohl zunächst daran lag, daß beiden die Lust zu Abenteuern im Blute steckte. Es war also erklärlich, daß der „Kunstreiter" den „Künstler" sehr vermißte und ihn im stillen um seine Freiheit beneidete. Eine Folge davon war, daß er die Handlungsweise des Ältesten milder aufzufassen begann und sie mit der Redensart entschuldigte, die Heinz oft anzuwenden pflegte: Man dürfe einem Adler nicht die Flügel beschneiden, sonst habe er weniger Wert als ein gerupftes Huhn.

Nicht etwa, daß Fritz damit in seinen Gedanken hätte sagen wollen, der Älteste habe redlich gehandelt — nein, das nicht. Aber er führte die That desselben mehr auf ein höheres Streben zurück, als auf die bloße Gewinnsucht. Er wollte

doch gewiß nur fortkommen von hier, dachte er, sonst wäre er hier auch ganz und gar versauert!

Es ist auch wirklich zum Versauern! dachte er dann weiter. Morgens um fünf Uhr aufstehen, den ganzen Tag über arbeiten, sich Grobheiten vom Meister sagen lassen, und dann abends um neun Uhr schon in 'n Kahn, ohne daß man mucken darf!

Ja, es war wirklich so: Die übrigen hatten alle kein Verständnis für „höhere Ziele“. Wenn der Vater wenigstens noch lebte! Der war doch noch fürs Reisen und hätte ihm gewiß sofort die Erlaubnis gegeben, das Handwerk an den Nagel zu hängen, um wirklicher Kunstreiter zu werden. Dann wäre auch die dumme Geschichte mit Heinz gar nicht gekommen!

Da Fritz wußte, daß mit dem Großvater über diesen Punkt nicht mehr zu sprechen war, so steckte er sich eines Tages hinter Hannchen.

„Du, hör 'mal —,“ sagte er, „wenn Du Dein Geld bekommst, dann kannst Du mir tausend Mark borgen, damit ich das Lehrgeld bei Renz bezahlen kann. Umsonst wird er's ja doch nicht thun. Großvater braucht gar nichts davon zu wissen. Ich gehe dann immer Sonntags hin und lerne die Kunststücke. Wenn ich dann berühmt geworden bin, erhältst Du alles wieder; 'n seidenes Kleid schenke ich Dir extra. Wenn ich auftrete, sollst Du auch immer 'n feinen Logenplatz bekommen, ganz vorn an der Manege, am Eingang zum Stall, wo die Offiziere immer stehen. Wenn sie dann erfahren, daß Du meine Schwester bist, heiratet Dich vielleicht einer von ihnen. Dann kannst Du noch 'mal Generalin werden. Alles schon dagewesen! Ich habe gehört, daß 'n Herzog schon 'ne Kunstreiterin geheiratet hat; dann kann 's doch auch 'mal vorkommen, daß 'n Graf 'ne Schwester von 'nem Kunstreiter heiratet. Das ist nicht mehr so wie früher, wo die Gaukler verbrannt wurden.“

„Du bist manchmal wirklich recht drollig, Fritz," erwiderte Hannchen lachend. „Was Du Dir für Vorstellungen machst! Es thut mir leid, daß ich Dir nicht helfen kann. Großvater hat recht. Erst lerne aus, und wenn Du auf zwei Füßen stehst, dann kannst Du ja machen, was Du willst."

„Ja, wenn ich steife Beine bekommen habe, dann soll ich wohl noch springen lernen," polterte Fritz wütend hervor. „Du bist auch so eine, die es mit den anderen hält und von der Kunst nichts versteht! 'n paar Blumen zusammenzuflicken, dazu braucht man nicht viel Verstand. Behalt nur Dein Geld ganz allein und kauf Dir 'n ganzen Kleiderladen dafür! Ich werde doch meinen Willen durchsetzen! Du kannst lange warten, eh' Du 'mal 'n Freibillet von mir bekommst."

Seit diesem Tage trug er auch gegen Hannchen einen tiefen Groll mit sich herum, den er ihr bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Auch in seinen Lebensgewohnheiten prägte sich seine Unzufriedenheit mit dem Schicksal deutlich genug aus. Er wurde träge, war schwer aus dem Bett herauszubekommen und sprach während des Essens nur das Notwendigste. Sein Kunststückmachen zu Hause stellte er ganz ein. Als Robert ihn einmal fragte, weshalb er das gar nicht mehr thue, lautete die Antwort: „Ich werde Euch doch nicht mehr umsonst Vorstellungen geben; das paßt mir nicht mehr. Entree zahlt Ihr ja doch nicht!"

Sein geheimster Wunsch war der, zu erfahren, wo Heinz sich befinde. Er wäre zu gern mit diesem wieder einmal zusammengetroffen, um ihm sein Leid zu klagen und die nötige Unterstützung von ihm zu erhalten. Er kann doch das ganze Geld nicht durchbringen, dachte er bei sich. Wenn er mir meinen Teil nicht gutwillig geben will, so hole ich sofort einen Schutzmann und lasse ihn verhaften. Vorläufig werde ich nur drohen; dann wird er mir schon das Nötige geben.

Er ging auch wirklich einigemal aufs Geratewohl durch die Straßen, um Heinzens ansichtig zu werden. Der Zufall

konnte es doch einmal so einrichten, daß er Glück hatte. Wenn er im Auftrage seines Meisters unterwegs war, richtete er seinen Blick unablässig nach allen Seiten. Er hatte aber niemals Erfolg. In diesem großen Berlin sollte man auch jemand aufs Geratewohl finden! Viel eher entdeckte man eine Stecknadel auf der Straße.

In dieser üblen Gemütsverfassung blieb schließlich sein einziger Trost das ausgestopfte Pferd in der Scheune des Meisters, auf dem er in unbeaufsichtigten Stunden nach wie vor seine Turnübungen anstellte.





Meister Säuberling spricht französisch.

Vor zwei Tagen war Hannchen bereits bei Freudenfeld gewesen, um ihr Los in Geld umzusetzen. Aber sie hatte noch keinen Erfolg; es schien ihr, als wollte man ihr Schwierigkeiten entgegensetzen. Der Bankier, der von ihrem plötzlichen Auftauchen ganz überrascht war, wollte sie mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit nach hinten bitten. Hannchen aber zeigte sich kalt und abweisend und schlug einen sehr bestimmten Ton an.

Freudenfeld hatte mittlerweile ganz vergessen, daß der Name Tetzlaff zweimal in seinem Buche stand, und da Frau Kork immer nur von dem Gewinne des Vaters gesprochen hatte und seine ganze Geschäftsführung eine überaus leichtsinnige war, so befand er sich in großer Verwirrung, die erst durch Zacharias gelöst wurde, als dieser sagte, daß er „das Fräulein von Angesicht zu Angesicht kenne".

Sofort wurde Freudenfeld ausnehmend höflich und bat, ihm das Los bis zum anderen Tage zu lassen. Hannchen aber war von Treuling genügend aufgeklärt worden: sie sollte dasselbe nur dann aus den Händen geben, wenn sie sofort Geld bekäme. So hatte sich denn der Bankier mit einem „Irrtum" entschuldigt und sie gebeten, übermorgen wieder zu kommen;

er werde sofort Sorge dafür tragen, daß das Geld dann bereit liege.

Einen derartigen Tag hatte Zacharias noch niemals erlebt. Er mußte sich sogar das Wort „Rhinozeros“ gefallen lassen und allein deswegen, weil er seinen Chef nicht zur richtigen Zeit an diesen zweiten Gewinn der Familie Tetzlaff erinnert hatte. Der Bankier wetterte, daß es dem Commis in den Ohren gellte. Man habe sich ein großes Geschäft entgeben lassen, denn wenn diese liederliche Wirtschaft hier nicht herrschte, dann hätte man alles schön überlegen können. Gewiß wäre Frau Kork ihnen zu Hilfe gekommen, um alles schön ins richtige Geleise zu bringen. Wenn der Bruder das eine Los verschleudert hat, dann wäre man mit der Schwester auch weiter gekommen. Zum mindesten hätte man doch erreichen können, daß sie etwas in Depot gegeben haben würde.

Zacharias, der seine Nase gerade in ein großes Geschäftsbuch gesteckt hatte, wagte kleinlaut zu erwidern, daß er an der liederlichen Wirtschaft nicht schuld sei. „'s ist doch unser System, Herr Freudenfeld,“ sagte er.

„Halten Sie 'n Schnabel mit Ihrem System!“ schrie aber der Bankier ihn jetzt an. „'n System sind Sie, aber eins, das keinen Anfang und kein Ende hat! Hum dja. Ich soll mich wohl auch noch um die Bücher bekümmern, was? Zu was sind Sie denn da? Schon genug, wenn ich die Börrrse im Auge behalte und das Kassabuch führe ... Sie haben Ihre Stunden, scheint es, wie gewisse Leute in Daldorf;*) 'mal kann man Ihnen trauen, und 'mal nicht.“

„Manchmal ist hier auch 's reine Tollhaus, Herr Chef,“ erwiderte Zacharias.

„Sagen Sie nicht immer Herr Chef!“ schrie ihn der Bankier abermals an. „Ich kenn' schon Ihre Schliche; das soll immer versteckter Hohn sein. Hum dja.“

---

*) Die städtische Irrenanstalt bei Berlin.

„Ich wollte, Herr Freudenfeld, ich könnte sagen: Herr Geheimer Kommerzienrat," erwiderte Zacharias sanftmütig. „Wenn's einer schon hätte werden müssen, dann hätten Sie 's sein müssen. Dann würden Sie auch Ihr eigenes Kabinett an der Börrrse haben. Entschuldigen Sie nur — Böhrse wollte ich sagen."

Freudenfeld blickte ihn von der Seite an, innerlich geschmeichelt über die Zukunftstitulatur, äußerlich noch immer mißtrauisch gestimmt. Da er aber keinen Zug von Böswilligkeit in dem Gesichte seines Gehilfen entdecken konnte, so beruhigte er sich.

„Beeilen Sie sich und tragen Sie die Depots zum Lombard; wir gebrauchen Geld," sagte er. „Gehen Sie aber nicht durch — es hätte doch keinen Zweck! Wenn man hinter Ihnen einen Steckbrief erläßt, dann werden Sie von einem Blinden gefunden."

„Sie haben nichts bei mir zu befürchten, Herr Freudenfeld," erwiderte Zacharias und klappte das Buch mit einer Wucht zu, als hätte er seinen Prinzipal als Lesezeichen zwischen den Blättern. „Ich bin 'n armer, aber 'n ehrlicher Mensch. Ich habe sogar 'n großen Charakterzug, daß ich mir so viel gefallen lasse. Sie haben 'mal 'n wunden Punkt an mir entdeckt, und da ziehen Sie immer drauf los. Aber er wird auch 'mal heilen. Hum dja."

„Was haben Sie ‚Hum dja' zu sagen! Was soll das? Wollen Sie mich zum Narren haben?" polterte Freudenfeld von neuem wütend hervor.

„Entschuldigen Sie nur, es ist mir so herausgeplatzt. Wenn man etwas fortwährend hört, nimmt man 's sich auch an; aber es soll nie wieder vorkommen, Herr Freudenfeld. Sie haben gehört, daß ich mich mit der ‚Börrrse' auch gleich verbessert habe."

„Ihr Mundwerk wird auch noch 'mal extra totgeschlagen werden müssen, wenn Ihnen 'mal die Puste wird ausgegangen

sein," sagte Freudenfeld noch, drehte ihm dann den Rücken zu und stieg die kleine Treppe hinauf, ohne den höhnischen Blick zu bemerken, den ihm Zacharias über den Zwicker weg zuwarf.

Er war sehr ärgerlich darüber, daß Hannchen so außerordentlich kühl gegen ihn gewesen war; noch mehr aber verdroß es ihn, daß er nicht gleich imstande gewesen war, ihr den Gewinn auszuzahlen. Aber er hatte das Geld bei dem Königlichen Kollekteur noch nicht erhoben, und da er in den letzten Tagen einige größere Verluste gehabt hatte, so besaß er die Summe nicht annähernd in seiner Kasse.

Gerade Hannchen gegenüber hätte er zu gern den Großen gespielt und ihr bewiesen, über was für reiche Mittel er verfüge. Dazu kam der Ingrimm, daß sie plötzlich zu einer bemittelten Person geworden war und er seinem Ziele dadurch bedeutend ferner gerückt sein würde. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihr bezauberndes Bild ihm schon manche schlaflose Nacht bereitet habe, und daß seine Gedanken mehr bei ihr gewesen seien als bei einer der anderen vielen Schönheiten, die den Verlockungen seiner Freigebigkeit in dieser Beziehung eines Tages erlegen waren.

Nun war sie sozusagen selbständig geworden, bedurfte keines reichen Gönners mehr. Diese Thatsache durchkreuzte plötzlich seinen Plan, den er mit der Zähigkeit eines Gewohnheitsjägers auf unverdorbene Mädchen ausgebrütet hatte. Er wußte nur zu genau, daß das Geld die Menschen schwach machte, und daß sie stark blieben, wenn sie es besaßen; diese Menschen wenigstens, mit denen er in Berührung kam und die ihm Opfer bringen mußten.

Völlig im Zweifel war er darüber, ob Hannchens Angehörige etwas von ihrem Lotteriespiel wußten. Da er bestimmt annahm, daß Heinz im Auftrage der Familie gehandelt habe, so brachte er das kalte Benehmen Hannchens mit dem geringen Preis zusammen, den er für das erste Los bezahlt

hatte. Dann aber auch kam es ihm etwas wunderlich vor, daß sie mit keinem Worte darauf zu sprechen gekommen war und daß man sich bei allem beruhigt hatte.

Hätte dieses süße Geschöpf nicht allein zu mir kommen können, als sie alle in Verlegenheit waren? Wir wären dann gewiß viel schneller fertig geworden, dachte er. Nun wurde er erst recht von der Wut darüber gepackt, mit Hannchen keinen Schritt weiter gekommen zu sein.

Er steckte den Kopf noch einmal durch die Öffnung des Vorhangs und rief hinunter:

„Zacharias, Sie sind 'n Esel! ... Schreiben Sie 'mal sofort an Frau Kork, sie möchte morgen nachmittag herkommen."

Zacharias hatte sich gerade bereit gemacht, um zur Verpfändung der Depots zu schreiten. „Schön, Herr Freudenfeld," erwiderte er, indem er für seinen Herrn die Frage offen ließ, ob das die Antwort auf den „Esel" oder auf den Auftrag sein sollte.

Freudenfeld ging wieder in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er konnte aus den Verhältnissen der Familie Tetzlaff nicht klug werden, kam aber schließlich zu der Ansicht, daß Hannchen die Absicht habe, ihr Glück den übrigen zu verheimlichen, und das brachte ihn wieder auf einen anderen Plan. Da er bestimmt annahm, daß sie übermorgen wieder allein erscheinen werde, so wollte er es so einrichten, daß, wenn sie wiederkäme, Frau Kork anwesend war. Alles übrige würde dann aus der Gelegenheitsmacherei hervorgehen. — —

Nun war endlich der ersehnte Tag herangekommen, an welchem die Familie Tetzlaff in den Besitz des Geldes kommen sollte.

Es war bereits Mitte März. Die Sonne schien hell und verheißungsvoll und verkündete die bevorstehenden Wonnen des Lenzes. Fast über Nacht war der Winter verschwunden, und



I 17 S. 411

„Wo denkt Ihr hin? Das mache ich ganz allein ab," sagte sie ...

dieselbe Milde, die in der Luft lag, durchzog auch die Herzen der Menschen.

An diesem Morgen waren alle ganz besonders früh aus den Federn, nachdem man die Nacht vor seliger Aufregung kaum hatte schlafen können, ausgenommen Trudchen, die den nötigen Ernst für diesen wichtigen Vorgang noch nicht besaß. Da dieser denkwürdige Mittwoch einem Festtage gleichkam, so waren weder Fritz noch Robert zur Arbeit gegangen, was diesmal Vater Wilhelm auch gerechtfertigt fand.

Um zehn Uhr wollte Hannchen bei dem Bankier sein. Sowohl die Brüder, als auch der Alte zeigten die Absicht, mitzugehen; sie aber wollte davon nichts wissen.

„Wo denkt Ihr hin? Das mache ich ganz allein ab," sagte sie, als es so weit war und sie sich zum Fortgehen bereit machte.

„Aber, aber — — Du bist nur ein Mädchen," wandte der Alte gut gelaunt ein.

„Ja, aber eins, das sich die Butter vom Brote nicht wegnehmen läßt, Großväterchen," erwiderte sie mit einem glücklichen Gesichtsausdruck, den sie lange nicht gezeigt hatte.

Der Alte wollte nicht nachgeben. „Aber bedenke doch, Kindchen — es sind über fünfzigtausend Mark! ..."

„I, die trage ich nach Hause, als wenn's warme Semmeln wären, Großväterchen. Ich verspreche Euch wirklich und wahrhaftig, keinen Abstecher zu machen."

„Ich meine ja auch nur, weil wir bei dem Kerl schon 'mal Pech gehabt haben."

Er konnte den Abend seiner Demütigung noch immer nicht vergessen und wollte noch etwas hinzufügen, verschluckte es aber und wandte sich ab.

„Ich gehe ja nicht allein, Großvater. Frau Engel geht ja mit; Du brauchst also gar keine Angst zu haben."

„Ach so, Frau Engel geht mit! Das ist etwas anderes; die hat Haare auf den Zähnen," erwiderte Vater Wilhelm, nun ersichtlich beruhigt.

„Aber Du wirst das doch nicht alles allein tragen können," fiel Fritz ein; „ich gehe doch mit, ich habe mehr Kräfte als Du."

Dabei schlug er sich mit der rechten Faust gegen die Brust, so daß unter dem zugeknöpften Rock eine weiße Staubwolke aufwirbelte.

„Ja, was hast Du denn da unter Deinem Rock?" fragte Hannchen erstaunt. „Du hast Dich wohl ausgepolstert? Zeig 'mal her ..."

Er wollte ihr erst lachend wehren, endlich aber kam er mit seinem Geheimnis zum Vorschein. Er knöpfte den Rock auf und zog ein zusammengeballtes Etwas hervor, das, als er es auseinander klappte, nochmals eine große weiße Wolke von sich gab.



„Das ist ja unser Mehlsack ... Nun frage ich einen Menschen!" rief Hannchen erstaunt aus. „Junge, was willst Du denn damit?"

„Na, wir müssen doch 'was mitnehmen, um 's Geld 'reinzuthun," erwiderte der Kunstreiter mit großem Gleichmut. „Den Sack wollt' ich eben tragen."

Hannchen lachte laut auf.

„Ja, denkst Du denn, ich werde mir lauter Zweipfennigstücke geben lassen?"

„Nee, det nich! Aber Zwanzigmarkstücke werden wir wohl bekommen; dann wird der Sack wohl voll sein. Dann brauchst Du doch keinen Dienstmann, der noch gar nicht 'mal so sicher ist wie ich."

„Du machst Dir ja eine ordentliche Vorstellung von der Summe," fiel Vater Wilhelm ein. „Darin könnte man ja sechsmal so viel in Gold wegschleppen, vorausgesetzt, daß Du und der Sack es aushielten."

„Sind ja alles Kindereien, Großväterchen," sagte Hannchen wieder. „Ich werde mir doch nur Tausendmarkscheine geben lassen. Das Päckchen wird nicht gar zu groß sein."

„Aber wenn Dir das Geld gestohlen wird, oder Du verlierst es?" mischte sich nun auch Robert ins Gespräch.

„Seid doch nur alle beruhigt! Ich werde die Scheine schon festhalten; selbst der Teufel soll sie mir nicht wegreißen. Wenn nicht anders, verberge ich Sie in meinem Korsett ... wenn ich in der Droschke sitze. Ich werde mir natürlich eine leisten."

„Aber wenn Du nun wirklich lauter Goldrollen bekommst," fiel Robert aufs neue ein.

„Oder lauter Thalerstücke," jammerte Fritz; „das ist doch auch Geld, und Du kannst es nicht zurückweisen."

„Herrjeh, dann werde ich es auch wegbekommen," erwiderte Hannchen ungeduldig. „Ihr thut ja gerade, als müßte ich nach Amerika reisen. Laßt mich nur erst fort ... Was sollen denn die Menschen alle machen, die in derselben Lage sind? ... Nun seid alle recht artig, und Du, Trudchen, auch! Ich bringe Kuchen mit."

Die Kleine klatschte in die Hände und tanzte im Zimmer umher. „Pralinees auch, Hannchen, ja?" sagte sie dabei. „Und Windbeutel auch ... und ein Herz von Marzipan auch ... und einen Klapperstorch von Zucker — aber er darf keinen Frosch im Schnabel tragen, denn die Frösche hopsen ins Bett, hat Vater mir immer erzählt, wenn ich nicht schlafen wollte."

„Gewiß, mein Herzchen, alles sollst Du haben und noch viel mehr."

Die Erinnerung an den Toten trübte die heitere Stimmung auf Minuten. Dann, als Hannchen sich die Handschuhe über-

zog, bestürmten die Brüder sie noch einmal mit der Bitte, sie mitgehen zu lassen. Als das nutzlos war, drangen sie in die Schwester, ja recht vorsichtig zu gehen und sich das Geld richtig vorzählen zu lassen. Sie solle sich kein falsches geben lassen und die Scheine ganz genau prüfen, die Goldstücke aber einzeln auf den Tisch werfen, ob es auch klinge.

„Wird alles besorgt werden, Kinder," entgegnete sie lachend.

„Hast Du denn das Los auch?" fragte Fritz noch zum Schluß.

„Ja, ja — hier ist es. Seid Ihr aber Umstandskommissariusse!"

Sie waren wirklich erst beruhigt, als sie ihnen das Los gezeigt hatte und dann sorgfältig in ihrer Geldbörse verwahrte, die sie in der Hand behielt.

„Nun geh mit Gott, mein Kind, und führe alles zum Guten," sagte der Alte endlich und küßte sie auf die Stirn. „Grüß auch Frau Engel; ich ließe ihr meinen Dank sagen, daß sie Dir heute zur Seite steht."

Sie nickte nur und schien verlegen zu werden, was er aber nicht bemerkte. Dann wollte sie sich endlich hinausbegeben, als sie noch durch eine seltsame Erscheinung aufgehalten wurde, die plötzlich hereintrat, sofort nach einem kräftigen Klopfen.

„Bon jour, meine Damen und Herren," erschallte es laut. „Wie geht's Ihnen allen, wenn man sich erlauben darf, zu fragen? ... Pollo, benimm Dich jetzt anständig; Du bist jetzt kein Proletarier mehr, verstehst Du? Renne nicht immer durch die Beine der Leute, sondern nimm still und gesittet Platz. Allong! — wie 's auf Französisch heißt."

„Ja, sind Sie 's, oder sind Sie 's nicht, Meister Säuberling?" fragte der Alte und streckte ihm die Hand entgegen.

„Natürlich bin ich's, Mosjöh Tetzlaff — Ihr alter Nachbar. Hab' ich mich denn so verändert? ... Pollo, ich sage Dir noch einmal, Du sollst Dich gebildet benehmen! Sonst

bringe ich Dich in eine Besserungsanstalt, wo man Dir bon ton, das heißt den guten Ton, beibringen wird."

„Aber tüchtig haben Sie sich verändert, Herr Säuberling," fiel Hannchen ein. „Was ist aus Ihnen nur geworden während der paar Tage! Sie sehen ja wie ein feiner Rentier aus."

„Muß man auch, mein sehr verehrtes Fräulein, muß man auch! Geld macht heutzutage den Menschen, und wenn man es erst in der Tasche hat, dann kann man nicht mehr zurück. Man wird von unsichtbarer Hand dazu getrieben, ein Jentelmänn zu werden — eventuell nennen Sie es auch Großkotz... wie Sie wollen. Das ist eben eine Folge des Fortschritts, der heute die Welt beherrscht ... Ich sage Dir jetzt zum letzten Male, Pollo, Du sollst hier nicht so herumschnüffeln wie ein Berliner Naturforscher an der Müllgrube; die Zeit ist vorüber, wo Du Deine Nase in die alten Flicken gesteckt hast. Dein Herr ist jetzt auf dem besten Wege, Marschang tajör zu werden, das heißt auf Französisch: Kleidermacher — auf Deutsch wollt' ich sagen! Verstanden?"

„Wo haben Sie denn die fremden Sprachen her, Meister?" fragte Vater Wilhelm, der sich an ihm zu belustigen begann. „Das war doch früher nicht. Sie sprechen ja wie der Turm zu Babel."

„Ja, mein verehrter Herr Tetzlaff, man muß seine Sprache der Kleidung anzupassen verstehn," erwiderte der Schneider mit einem pfiffigen Lächeln.

Meister Säuberling hatte bereits vor einigen Tagen seinen Gewinn erhoben. Vor einer Woche hatte er plötzlich das Haus verlassen, und seitdem war er von seinen Nachbarsleuten nicht mehr gesehen worden. Diese Zeit hatte er dazu benutzt, auch äußerlich eine große Wandlung mit sich vorgehen zu lassen.

Er steckte in einem langen, nach der neuesten Mode karrierten Frühjahrs-Überzieher, den er offen trug, damit man auch den neuen Anzug sehen könne, der ebenfalls auffallend gemustert war. Stehkragen und himmelblaue Binde mit Modenadel zierten den Hals, der allerdings dadurch von seiner Magerkeit nichts verlor. Aus der äußeren Brusttasche ragte gefallsüchtig der Zipfel eines rotseidenen Taschentuches, auf dem Kopf trug er einen spiegelblanken Zylinderhut, den er bis jetzt vergessen hatte abzunehmen, wahrscheinlich um deswegen, weil er es in seinem neuen Zustande nicht mehr für nötig hielt, höflich wie früher zu sein. Über die Hände hatte er Handschuhe aus olivengrünem Glanzleder mit roten Raupen gezogen, denen man es jetzt noch ansah, wie schwer ihm diese Arbeit geworden sein mußte. Ein dicker Spazierstock und Halbschuhe mit Knöpfen vervollständigten den Anzug, der ihm beinahe das Gepräge eines reisenden Engländers gab.



Und vornehm wie sein Herr war auch der Pudel geworden. Pollo hatte endlich den längst versprochenen „Paletot“ bekommen, in welchem er sich ganz wohl zu fühlen schien, denn er war geschoren worden. „Ganz auf englische Art, mit einem Schnurrbart und Manschetten um die Füße,“ wie der Meister es ihm früher angekündigt hatte.

Als die Kinder seiner ansichtig wurden, lachten sie, was Pollo besonders zu erfreuen schien; denn trotz der guten Lehren

seines Herrn, tobte er sofort durch das Zimmer hinter Fritz her, der den alten Kameraden stürmisch begrüßt hatte.

„Nein, Pollo, was haben sie denn aus Dir gemacht? Du hast ja sogar eine Krawatte um!" rief Hannchen fröhlich aus.

Die Schleife, die er vorn trug, hatte in der That Ähnlichkeit mit einer Halsbinde, was ihm einen ungemein drolligen Anstrich gab. Im übrigen nahm er wenig Rücksicht auf seine Bekleidung, denn plötzlich rieb er sich am eisernen Ofen, so daß die schöne, helle Decke alsbald einen großen, schwarzen Fleck zeigte.

„Satan, Du! Muß ich Dich wieder so nennen?" rief Säuberling entrüstet. „Was machst Du denn? Kaum habe ich Dir eine neue Garderobe machen lassen, so ruinierst Du sie. Jetzt kann ich wieder das teure Reinigungsgeld bei Spindler bezahlen! Wenn Du in Deine alten Fehler verfällst, werde ich Dich nach der ‚Goldenen Hundertzehn' schicken, da, wo es die billigsten Sachen giebt! ... Was sagen Sie nun bloß zu dem Hunde, werter Herr Tetzlaff?"

„Der scheint noch vernünftig geblieben zu sein," erwiderte der Alte.

„Noch vernünftig? Wie meinen Sie denn das, Herr Tetzlaff? Sie werden doch nicht etwa glauben, daß ich —"

Jetzt erst schien ihm einzufallen, daß er eine etwas lächerliche Rolle spielen könne. Er machte ein verblüfftes Gesicht und blickte vom einen zum andern.

„I, wo werd' ich denn, Meister Säuberling," fiel Vater Wilhelm lachend ein. „Ich halte Sie immer noch für den alten, braven Kerl, der sich einmal einen Witz mit der Welt machen wollte ... Aber nehmen Sie uns doch nicht die Ruhe fort, setzen Sie sich!"

Er schob ihm einen Stuhl hin, auf den sich der Schneider langsam, noch immer in derselben Verblüffung, niederließ, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß der Sitz rein war.

Nun nahm er auch den Hut ab, sah sich um, ob er ihn irgendwo ungefährdet hinstellen könne, behielt ihn aber dann in der Hand. Vorsichtig zog er die Zipfel seines Überziehers in die Höhe, damit sie mit der Diele nicht in Berührung kämen.

„Einen Witz?“ fragte er gedehnt. „Ja, wie soll ich denn — das — verstehen?“

„Das ist doch sehr einfach, Meister Säuberling ... Wie Sie so dasitzen, kommen Sie mir wie ein großes Stück Unglück vor, das der Teufel in die Welt gesetzt hat, um seine Freude daran zu haben ... Sie wissen ja gar nicht, in was für einen Sumpf Sie mit beiden Füßen gesprungen sind, aus dem Sie eines Tages nicht mehr herauskommen können.“

„Was — Sumpf! Ich und Sumpf?“

„Wir wissen ja schon, Meister, daß Sie in dem neuen Hause von unserm Wirt Prächtel einen großen, glänzenden Laden gemietet haben, wo Sie nur noch feine Kunden bedienen werden. Wahrscheinlich hoffen Sie auf Grafen und Barone.“

„Eventuell, ja,“ erwiderte der Schneider, der für dieses Wort eine Vorliebe gefunden hatte. Es klang scharf und spitz, als hätte er die Absicht, herausfordernd zu werden. Seine Nase bewegte sich unruhig nach rechts und links. „Sie haben gestern abend Kohlrüben gegessen, das riecht man,“ sagte er plötzlich in einem Tone, als wäre er von dieser Entdeckung unangenehm berührt.

„Sie haben sich wohl jetzt auf geschmorte Austern gelegt?“ fiel Vater Wilhelm ein; „die feine Nase haben Sie immer noch behalten.“

Der Schneider glaubte, man wolle sich über seine Nase an und für sich lustig machen, worin er noch durch das Lachen Fritzens und Roberts bestärkt wurde. Das gab der gelinden Erregung, in welche ihn die Worte des Alten bereits versetzt hatten, einen Ermunterungsstoß, so daß er von seinem Stuhle etwas emporschnellte. Er fühlte sich in seinem tiefsten Inner=

sten beleidigt, was ihm als einem Manne, der eine Brieftasche gespickt mit Banknoten bei sich trug, nicht besonders behagte. So sagte er denn, von seinem augenblicklichen Werte voll und ganz überzeugt:

„Es ist wahr, Herr Tetzlaff, wir waren lange Nachbarn, und ich werde Sie immer verehren, weil Sie ein braver Herr sind, der sehr viel gelernt hat. Aber vergessen dürfen Sie doch nicht, daß alles einmal im Leben ein Ende hat. Es ist richtig, ich habe mir einen großen Laden gemietet und auch einen Zuschneider genommen, der französisch spricht und von dem ich auch diese Sprache lernen werde — etwas kann ich ja schon. Bon, das heißt nämlich ‚gut‘ auf Deutsch. Ich sage also ‚gut‘, damit Sie mich besser verstehen ... Ich weiß gar nicht, daß Sie darüber lachen, Herr Robert! Es thut mir ja leid, daß ich jetzt einen großen Rechtsanwalt annehmen muß; denn wenn man ‚Marschang tajör‘ ist, dann muß man auch einen richtigen Rechtsvertreter haben ... Hören Sie also weiter, mein Herr Tetzlaff! Eventuell will ich später nach Paris, also muß ich vorläufig auch etwas Französisch sprechen lernen und mich in meinem Fache vervollkommnen. Dazu habe ich eben den teuren Zuschneider genommen, der auch zugleich Geschäftsführer ist. Mein Laden allein kostet jährlich sechstausend Mark, zusammen mit den Werkstätten. Die Mieten in der Friedrichstadt sind sehr teuer. Das ist doch nur hübsch zu nennen, daß ich so etwas unternehme? Wie Sie also dazu kommen, zu behaupten, ich wäre in einen Sumpf gesprungen — das verstehe ich wirklich nicht. Non, nein ... Eventuell müßte ich gerade schlecht gehört haben ... Pollo, was frißt Du denn da? Schäm Dich doch, diesen kalten Kaffee zu saufen. Pfui! Du hast doch heute süße Milch mit Zwieback bekommen. Laß doch endlich solche alte Gewohnheiten!“

„Ei, Herr Säuberling, was für ein entrüstetes Gesicht Sie machen,“ meinte nun Vater Wilhelm, der immer heiterer

geworden war, je mehr der Schneider gesprochen hatte. „Was ist aus Ihnen während der ganz kurzen Zeit geworden! Haben Sie denn ganz und gar die schöne Geschichte vom Irrlicht und dem Gespenst vergessen, die Sie uns an jenem Morgen so hübsch erzählt haben? Sie konnten das so begeistert thun, daß ich immer bei mir dachte: aus dem spricht doch die tiefe Überzeugung. Erinnern Sie sich noch?“

Der Schneider erwiderte nichts, blickte den Alten aber mit geöffnetem Munde an, was ihm einen dummen Gesichtsausdruck gab, der gar nicht zu seiner feinen Kleidung paßte.

Fritz, Trudchen und Pollo hatten sich unbemerkt nach der Küche aufgemacht, wo sie lustig weitertobten. Robert aber hörte dem Gespräche aufmerksam zu; auch Hannchen war durch das ergötzliche Benehmen Säuberlings so gefesselt, daß sie immer noch zauderte, zu gehen, trotzdem sie förmlich wie auf Kohlen stand.

„Nun, und da spielt doch der Sumpf auch so eine große Rolle,“ fuhr Vater Wilhelm gelassen fort. „Denken Sie doch an den Wandersmann, der seinen Kräften zu viel zugetraut hatte und der elendiglich im Morast ersticken mußte, gerade als er schon glaubte, am Ziele zu sein. So wird es Ihnen auch gehen, lieber Meister — passen Sie auf! Sie sind von dem Glanz in die Irre gelockt worden und werden die Bürde, die Sie sich jetzt aufladen, am Ende nicht mehr tragen können. Sie hätten sich eine kleine, bescheidene Werkstatt einrichten sollen, um in aller Gemütsruhe weiterzuarbeiten. Wenn Sie dann Ihr Geld zu einem soliden Zinsfuß angelegt hätten, dann wären Sie bis an Ihr Ende außer allen Sorgen gewesen. Sie hätten dann einen schönen Notgroschen gehabt. So aber werden Sie alles auf einmal verpulvern. Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel, aber es geschieht nur, weil Sie ja sonst immer so viel auf meinen Rat gegeben haben.“

„Das war auch früher, mein Herr, verstehen Sie?! Fürs Gewesene giebt der Jude nichts. Jetzt aber habe ich

das Moralreden wahrhaftig satt — wissen Sie, verstehen Sie?" schrie der Schneider plötzlich eindringlich und schnellte so kerzengerade in die Höhe, daß alle Drei unwillkürlich erschrocken einen Schritt zurückwichen.

„Schon zu viel habe ich mir von Ihnen gefallen lassen. Ich bin kein Sumpfhuhn, das im Dreck ersaufen wird, verstehen Sie?! Eventuell reißen Sie nur gehörig die Ohren auf. Alles, was aus Ihnen spricht, ist nur der Neid, der grüne Neid. Sie ärgern sich, daß ich ‚Marschang tajör' geworden bin. Oui — das heißt ‚Ja' auf Deutsch ... Und weil ich große Intelligenz besitze, sind Sie noch mehr auf mich erpicht. Verstehn Sie?! Bon — gut, dann sind wir einig. Ich bin der beste Mensch von der Welt; schulmeistern lasse ich mich nicht. Ich strebe nach Höherem; ich will 'mal für Kaiser und Könige arbeiten — verstehen Sie?!"

Da Vater Wilhelm diesmal nicht mit einem lauten Lachen zurückhalten konnte, geriet er noch mehr in Wut.

„Sie denken wohl, ich bin hierhergekommen aus Freundschaft? Sie irren sich! Sie sollten einmal sehen, was für ein nobler Herr aus mir geworden ist."

Der Zylinderhut, mit dem er noch nicht recht umzugehen verstand, entfiel seinen Händen und rollte ein Stück der Diele entlang. Als er ihn aufheben wollte, entfiel ihm auch der Stock. Hannchen und Robert mußten zu gleicher Zeit lachen. Endlich hatte er beides glücklich erlangt und richtete sich wieder auf, krebsrot im Gesicht.

„Ob Sie lachen oder nicht, das ist mir ganz egal!" fuhr er wieder auf; „ärgern thun Sie sich doch. Ich habe nur mein goldenes Pincenez noch nicht, sonst wäre mir das soeben nicht passiert. Dummheit übrigens, daß ich so die Zeit, die schöne Zeit vertrödle!"

Daß alle es sehen konnten und mit der deutlichen Absicht zu prahlen, zog er eine dicke, goldene Uhr hervor, die an einer langen, schweren Kette hing, und ließ die Kapsel springen.

„Meine goldene Uhr zeigt wahrhaftig schon dreiviertel auf Zehn ... sie hat zweihundert Mark zusammen mit der Kette gekostet, damit Sie's wissen. So eine Uhr kann nicht jeder tragen. Dazu muß man etwas vorstellen. Übrigens gucken Sie mich alle noch 'mal ganz genau an, ehe ich gehe, damit Sie im Gedächtnis behalten, wie ein ‚Jentelmänn' aussieht. Ich gebe jeden Verkehr mit Ihnen auf, ein für allemal ... Adieu! ... Bon jour! Sie werden doch niemals französisch lernen; dazu gehört Talent. Komm, Pollo, wir haben hier nichts mehr zu suchen."

„Da haben Sie recht, Herr Säuberling," sagte Vater Wilhelm, nunmehr ernst geworden. „Wir verkehren nur mit gesunden Leuten, und Sie sind krank geworden — heillos krank. Und deswegen nehme ich Ihnen auch nichts übel, sondern bedaure Sie aus tiefstem Herzen."

Durch die laute Stimme angelockt, waren Fritz und Trudchen mit Pollo aus der Küche wieder zurückgekehrt.

„Sie haben mich gar nicht zu bedauern, wissen Sie — verstehen Sie?!" schrie der Schneider nun, wie wild geworden. „Bedauern Sie sich selbst! Ich bin sehr gesund, denn ich habe eine Luftveränderung vorgenommen. Sie aber passen hier in Ihre Atmusfäre hinein. Oui! — Komm, Pollo, mir wird schlimm zu Mute! Wir wollen in unsere hübsche, große Wohnung gehen, die uns Herr Prächtel so schön hat tapezieren lassen. Nur gebildete Leute können in solchen Zimmern wohnen. Aber Du Satan! Was hast Du denn jetzt schon wieder gemacht? Aber das ist ja ein Schabernack, den man mir gespielt hat!"

Die ganze Familie Tetzlaff sah sich genötigt, in ein andauerndes Gelächter auszubrechen. Pollo hatte draußen in der Küche die Schnauze in einen Topf mit Preißelbeeren gesteckt, der auf dem Fensterbrett gestanden hatte, und ihn sodann heruntergerissen, so daß ihm die ganze, dicke Flüssigkeit über den Rücken gelaufen war. Nun hatte der helle ‚Paletot' die

schönste rote Lasur bekommen, die so dick aufgetragen war, daß sie langsam herunterrann und sich einen Weg die Pfoten entlang suchte. Er sah aus, als hätte er wie der edle Ritter Don Quixote einen Kampf mit Weinschläuchen vollführt.

Um das Unglück voll zu machen, bekam er plötzlich den Einfall, sich an dem Überzieher und den hellen Beinkleidern seines Herrn zu reiben, so daß er seinen Überfluß an Preißelbeersaft auf den neuen Stoff des Meisters übertrug.

„Pollo malt!“ rief Trudchen in kindlichem Entzücken und freute sich darüber ganz unbändig. Plötzlich aber bekam der Hund einen Stoß von seinem Herrn.

„Satan Du!“ schrie dieser wieder mit rollenden Augen. „Hinaus mit Dir aus diesem Pfuhl des Neides! Das hat man mit Willen gethan, um mir das schöne Aussehen zu verderben. Eventuell ist das Sachbeschädigung. Ich werde das feststellen lassen, und dann sollst Du ein warmes Bad nehmen, anderen Leuten zum Ärger. Und dann werde ich einmal zum Schiedsmann gehen und ihn fragen, ob Bürger, die ihre Steuern bezahlen, sich das brauchen gefallen zu lassen!“

Er packte den Hund am Genick, öffnete die Thür und warf ihn hinaus. Dann wandte er sich noch einmal um und rief ins Zimmer hinein:

„In meiner Familie war niemals ein so räudiges Schaf, als wie in der Ihrigen, verstehen Sie?! Das ist bloß Ihre Wut, daß Ihr Heinz bei Nacht und Nebel mit dem Los durchgebrannt ist und das ganze Geld unterschlagen hat — ich weiß alles. Den armen Jungen haben Sie auch so tyrannisiert, damit Sie's nur wissen — ich bin ihm gestern begegnet. Er sah beinahe eben so fein aus wie ich. Nun möchten Sie wohl wissen, wo er wohnt? Aber ich sage es Ihnen nicht, verstehn Sie?! So, das ist dafür.“

„Nun aber entfernen Sie sich!“ donnerte ihm Vater Wilhelm jetzt entgegen, so daß er schnell die Thür zuklappte. Nach kaum einer Minute aber wurde sein Kopf nochmals sichtbar.

„Lassen Sie sich jetzt Ihre Hosen für eine Mark wo anders flicken; bei mir haben Sie kein Glück mehr! Wulle wuh? Haben Sie verstanden? — heißt das auf Deutsch!“



Er warf die Thür zu, daß sie schallend ins Schloß fiel. „Komm Pollo, mein Sohn, Du bist unschuldig,“ hörte man ihn noch sagen; dann polterte er die Treppe hinunter.

„Mein Gott, was ist aus dem Menschen geworden; den kennt man ja gar nicht wieder!“ rief Hannchen und schlug die Hände zusammen.

„Dem ist wirklich 'ne Schraube losjejangen im Kopp,“ fiel Fritz ein.

„Sprecht nicht hinter ihm her; er hat gewiß nicht gewußt, was er gesagt hat,“ beruhigte sie der Alte. „Er leidet an der Zeitkrankheit, am Größenwahn. Er wird hoffentlich wieder gesund werden; dann wird er klein, wie er früher war, wieder zu uns kommen. Was mich betrifft — ich hege keine Feindschaft gegen ihn.“

Er wandte sich ab und trat ans Fenster. Die Mitteilung, daß Heinz noch in Berlin sei, hatte ihn tief erregt.

Hannchen nahm abermals Abschied und ging.





Qual und Wahl.

Hannchens Behauptung, sie werde in Begleitung der Frau Engel zu dem Bankier gehen, war wieder eine jener kleinen Ausreden gewesen, mit denen sie ihr Liebesglück zu verdecken suchte. In Wahrheit war ihr Schützling heute Eberhard Treuling, der versprochen hatte, sie in der bekannten kleinen Konditorei zu erwarten. Sie hatte ihn von ihrem ersten, vergeblichen Gang zu Freudenfeld unterrichtet, und so war es ganz natürlich, daß er sich ihr sofort anbot, um sie vor weiteren Unannehmlichkeiten zu bewahren, welche ihr aus ihrer Unkenntnis erwachsen konnten.

Auf der Straße sah sie die Menschen kaum. Getrieben von dem einen Gedanken, binnen kurzer Zeit Eberhard die Hand wieder herzlich drücken zu können, beflügelte sie ihre Schritte. Der erste, andauernde Sonnenblick vom Himmel hatte Berlin in Glanz und Heiterkeit getaucht; die Menschen sahen unternehmender, zufriedener aus. Sie bewegten sich freier, ungezwungener durch die Straßen, beeilten sich nicht mehr so, wie noch vor wenigen Tagen, wo der scharfe Nord-Ost an den Häusern vorüberstrich. Mit Wonne sogen sie die erwärmende Lenzesluft ein, und wenn die Augen sich nach dem blauen, wolkenlosen Himmel richteten, so begannen sie zu

leuchten, und ein Lächeln verklärte die abgehärmtesten Züge. Selbst der Ärmste und Elendeste berauschte sich auf kurze Zeit an der unendlichen Fülle des ewigen, erwärmenden Lichts, das immer aufs neue in glänzenden Strahlenbündeln aus der blauen Unendlichkeit herniederströmte.

Es war, als dehnte und reckte sich die Riesenstadt nach dem langen Winterschlaf, als wären die Menschen ihre unzähligen Glieder, die sie in Bewegung setzte. Selbst die Häuser, überzogen vom Glanze des Sonnenlichts, blickten freundlicher darein, und aus ihren Thorwegen wagten sich zum ersten Mal bleiche, zarte Kinder hervor, die der starke Frost wochenlang hintereinander in den einstöckigen Steinkästen gefangen gehalten hatte. Bald werden sich ihre Wangen röten; bald werden sie aufblühen wie verkümmerte Pflänzchen, die der warme Sonnenstrahl zu neuem Leben erweckt.

Auch Hannchen empfand, während sie dahinschritt, all die Segnungen der erwachenden Natur, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Sie fühlte sich so froh, so berauscht vom Jugendübermut, daß sie die ganze Welt an ihre Brust hätte drücken mögen, wenn sich dem nicht erklärliche Hindernisse entgegengesetzt hätten. Was wollte sie eigentlich vom Leben mehr? Durch die lange Nacht ihrer entbehrungsvollen Jugend war endlich der Lichtstrahl trostreicher Verkündung gedrungen. Sie hatte nicht nur ein Herz, reich an Treue und Hingebung, für das Leben gefunden, sondern ein gütiges Geschick hatte plötzlich dafür gesorgt, daß das Dasein sich auch äußerlich für sie anders gestaltete, daß sie dem mit Glücksgütern reich gesegneten Manne dadurch um ein Bedeutendes näher gerückt wurde. Nun würde die Kluft nicht mehr so unüberbrückbar sein, wie schwarze Ahnungen es ihr immer vorgemalt hatten; nun wäre die Möglichkeit vorhanden, daß der Traum ihrer ersten Liebe in Erfüllung ginge!

Aus diesem wonnigen Gedankengange wurde sie plötzlich durch ein häßliches Gesicht erschreckt, das dicht vor ihr auf-

tauchte und dem sie im Augenblick nicht entgehen konnte. Nicht daß das Antlitz von Natur so abschreckend gewesen wäre; aber sie hatte es seit der Stunde so gefunden, wo sie in ihm zum ersten Male die Spuren seiner falschen Gesinnung entdeckt zu haben glaubte.

Es war Frau Kork, die sie mit einem lauten „Guten Morgen, Fräulein!“ begrüßte und leicht am Arm faßte.

„Herrjeh, Fräulein! Sie stürmen ja dahin, als wartet Ihr Schatz auf Sie,“ begann sie sofort und bewog Hannchen, auf einige Minuten stehen zu bleiben. „Lassen Sie doch andere Leute auch noch mitkommen.“

Hannchen fühlte, wie sie unter ihrem Schleier heiß wurde. Daß gerade diese Person das Richtige treffen mußte!

„Guten Morgen. Ich habe es auch wirklich sehr eilig, Frau Kork,“ erwiderte sie, unangenehm berührt. Ihr einziger Wunsch war, die Nachbarin so schnell als möglich von sich abzuschütteln. „Sie entschuldigen also wohl, wenn ich mich nicht lange aufhalte.“

Frau Kork aber ließ ihren Arm nicht los und drängte sie unwillkürlich gegen die Schutzstange eines Schaufensters und zwar mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt, wie man es einem Bekannten gegenüber thut, den man lange nicht gesehen hat und von dem man ein kleines Zeitopfer verlangt.

„Aber nur 'n paar Minuten, Fräulein; so sehr wird's doch nicht pressieren? Ich hab' Ihnen ja 'was mitzuteilen... am Ende haben wir doch denselben Weg. Sie wollen doch jewiß zu Herrn Freudenfeld, um endlich die Joldstangen zu holen.“

„Woher wissen Sie denn das?“ platzte Hannchen unwillkürlich heraus.

Frau Kork nahm eine überlegene Miene an. „Na, ich hab' doch ooch meine Beziehungen zum Herrn Bankier — Spaß! Das ist Ihnen doch nischt Neues.“

„Richtig, Sie sprachen ja davon. Ich bin manchmal etwas zerstreut," erwiderte Hannchen, gefoltert von dem Gedanken, daß Eberhard warten müsse.

„Ja, die Liebe macht manchmal zerstreut," fiel Frau Kork lächelnd ein und nickte verheißungsvoll vor sich hin, als hätte sie noch große Gedanken darüber bereit.

Hannchen fühlte, wie ihr Gesicht zu brennen begann, und geriet nun in Zweifel darüber, ob diese Person um ihr Geheimnis wisse oder nicht.

„Ich weiß ja allens, Fräulein," fuhr Frau Kork zungengeläufig fort. „Aber lassen Sie sich doch keen' Floh ins Ohr setzen; der Herr hat ja schon 'ne Braut und ist längst mit ihr versprochen. Es ist ja eine aus feiner und reicher Familie; da wird Ihnen auch Ihr Lotteriegewinn nischt helfen. Solche reichen Herren betrachten die armen Mädels nur als Spielzeug. Seien Sie mir man nicht böse, daß ich Ihnen das sage; aber ich habe es nur für meine Pflicht und Schuldigkeit gehalten. Wenn Sie nun wirklich zu Herrn Freudenfeld schon wollen, dann erlauben Sie wohl, daß wir zusammen gehen?"

Unwillkürlich waren beide eine Weile nebeneinander hergeschritten. Hannchen hatte plötzlich das Gefühl, als hätten sich zwei Bleiklumpen an ihre Füße gehängt und als hämmerte man noch bloß zum Überfluß auf ihre Kniee, damit ihr alle Kraft zum Weitergehen genommen würde. Sie wollte plötzlich schreien: „Sie lügen!" Aber sie fand nicht die Kraft dazu. Alles hatte sie wie ein Schlag getroffen, auf den sie nicht vorbereitet gewesen war. Es konnte ja nicht wahr sein, was sie soeben vernommen hatte, denn da müßte ja alles in der Welt Verrat und Heuchelei sein! Diese Klatschbase hatte sich gewiß nur etwas ausgedacht, um sie zu kränken, weil sie ihr in anderen Dingen nicht Gehör geschenkt hatte. Und doch, der giftige Stachel war in ihre Seele gesenkt worden und — er saß fest. Aber sie beherrschte sich und preßte die Lippen



I 18 S. 429

„Na, haben Se 'sich man nich! Sie werden ooch schon wieder kleene werden," sprach Frau Kork halblaut hinter ihr her.

fest aufeinander. Frau Kork musterte sie währenddessen von der Seite mit einem Blick, aus dem kein Mitleid sprach.

Sie waren an einer Straßenecke angelangt, und hier fand Hannchen erst ihre Kraft wieder. „Ich muß hier herunter — Sie entschuldigen wohl," sagte sie kurz und tonlos, kehrte der Nachbarin den Rücken zu und schritt davon.

„Na, haben Sie sich man nicht! Sie werden ooch schon wieder kleene werden," sprach Frau Kork halblaut hinter ihr her; dann dachte sie: Wo geht sie denn nun jetzt hin? Doch nicht etwa zu ihm? Jedenfalls habe ich das gut ausgeführt, was Herr Freudenfeld gewünscht hat. Lange genug hab' ich auch warten müssen, bis sie 'runter gekommen war. Jetzt wird sie eifersüchtig, und nun wird sie bald alleene zu mir kommen, um mehr zu erfahren. Nun bin ich nur neugierig, wie das beim Bankier ausfallen wird.

Langsam setzte sie ihren Weg fort.

Wie Hannchen nach der Konditorei gelangte, wußte sie kaum. Es schien ihr, als liefe sie durch ein Feuer, das sie nur unversehrt verlassen könne, wenn sie den Blick nicht erhebe. Alles Blut war ihr nach dem Gesicht gedrungen, das sich in ihrer Einbildung vergrößert haben mußte. Sie erhob erst die Augen, als sie das kleine Schaufenster mit der großen Baumtorte und dem ausgeschütteten Zuckerwerk erblickte. Gleich einer Gazelle hatte sie sonst mit einem Satz die zwei Stufen genommen. Nun aber zögerte sie zum ersten Male, den Laden zu betreten. Die Thüre war geöffnet. Wenn man von draußen einen Blick hineinwarf, konnte man links hinter dem Ladentisch das kleine Zimmerchen erblicken, wo sie beide unter dem runden Spiegel mit Goldrahmen immer zu sitzen pflegten.

Endlich trat sie ein, mehr getrieben von der Gewohnheit als vom eigenen Willen. Kaum, daß sie die Büffettdame begrüßte, die jedesmal ein versteckt überlegenes Lächeln für sie bereit hatte. Sie stürmte vorüber, ohne aufzuschauen, als

hätte sie ein böses Gewissen. Als sie dann plötzlich Eberhard am Tische sitzen sah, wie er ihr glücklich lächelnd zunickte und sich sofort erhob, um sie zu begrüßen, war alles Mißtrauen entschwunden, empfand sie nur noch das Berauschende seiner unmittelbaren Nähe, die rein kindliche Freude, ihn wieder ein paar Stunden ganz für sich haben zu können. Jeder häßliche Gedanke war von ihr gewichen. Der alte Glaube an seine Aufrichtigkeit beherrschte sie wieder voll und ganz.

Außer ihnen beiden war niemand weiter im Zimmer.

„Nun, Du drückst mir ja heute die Hand so sehr, daß sie mir ordentlich weh thut,“ meinte er lächelnd; „und wir haben uns doch erst gestern gesehen.“

„Aber so laß mich doch, Eberhard,“ erwiderte sie; „Du weißt, ich freue mich immer, wenn wir zusammen kommen.“

„Dann können wir ja in die Höhle des Löwen gehen,“ fiel er gutgelaunt ein und griff sofort nach Hut und Überzieher.

Wieder auf der Straße, scherzte und lachte sie mit ihm, als wäre ihr Glück nie von einem Schatten getrübt worden. Sie preßte seinen Arm unter den ihrigen so sehr, daß es ihm auffiel.

„Du willst mich wohl heute erdrücken,“ sagte er scherzend, worauf sie sofort erwiderte:

„Mir ist's, als könnte ich Dich heute noch verlieren; deshalb will ich Dich festhalten.“

Dann bekam sie einen seltsamen Einfall, indem sie sagte: „Wenn uns hier Deine Eltern begegneten und uns Arm in Arm sähen, was würdest Du dann thun?“

Sie beobachtete mit einem flüchtigen Blick sein Gesicht, dessen heiterer Ausdruck sofort in einen ernsten überging. Das versetzte ihr einen leichten Stich, und da er schwieg, erwachte das Mißtrauen wieder in ihr.

„Das kannst Du Dir wohl gar nicht vorstellen, wie?“ ermunterte sie ihn aufs neue.

„Vorstellen wohl; aber was ich gleich sagen würde, weiß ich wirklich nicht, Schatz. Laß uns jetzt nicht daran denken," erwiderte er.

Sie aber dachte bei sich: Das ist doch sonderbar, daß er immer trübe gestimmt wird, sobald ich einmal seine Eltern erwähne. Ihr Gespräch verstummte plötzlich, weil jedes Ursache gefunden hatte, seinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

Dann waren sie an ihrem Ziele.

Freudenfeld war ersichtlich überrascht, als er hinter Hannchen, die zuerst den Laden betrat, Treuling erblickte. Er stand gerade auf der kleinen Treppe und hatte etwas in sein Privatkontor hineingerufen, anscheinend zu einer Frau. Diesen Eindruck empfing wenigstens Hannchen, als ihre Augen flüchtig den Hintergrund streiften. Er zog schnell den Vorhang zusammen und kam dann die Stufen herunter. Diesen Doppelbesuch hatte er nicht erwartet, und er hätte am liebsten in hellen Ärger darüber ausbrechen mögen, beherrschte sich aber und ließ seine Verstellungskunst spielen.

„Ah, sieh da, Herr und Frau Treuling!" begrüßte er die Eintretenden ohne Rücksicht auf zwei Männer aus den niederen Ständen, die an der Wand unweit des Ofens saßen und auf ihre Abfertigung zu warten schienen. Es sollte Scherz sein; in Wahrheit aber verbarg sich darunter der offene Spott, von dem er wußte, daß Treuling ihn am meisten empfinden werde.

Er streckte ihnen seine beiden Hände zu gleicher Zeit entgegen, was aber von Hannchen gar nicht beachtet wurde, wogegen Treuling flüchtig die seinige berühren ließ, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Eberhard hätte diese Bemerkung vielleicht überhört, wenn Zacharias nicht in ein Glucksen ausgebrochen wäre, das ohne Zweifel der Ausdruck innigster Freude über die spitzen Worte sein sollte. So aber entgegnete er ruhig:

„Ja, wir kommen gleich beide, damit kein Irrtum beim Zählen entstehen kann."

Es klang so harmlos, daß kein fremdes Ohr irgend etwas Verletzendes darin finden konnte. Zacharias und Freudenfeld jedoch wußten, was darunter zu verstehen war. Der Commis drehte sich plötzlich um, um seine Grimasse zu verbergen, wobei sein einziger Gedanke nur der war: Nun hat er es ihm aber einmal gegeben!

Der Bankier jedoch wurde noch blässer, als er gewöhnlich auszusehen pflegte. Unter seinen müden Augenlidern schoß ein giftiger Blick auf Treuling hervor; seine hinfällige Gestalt bekam einen leichten Ruck, als wollte sie sich aufbäumen zum Kampfe. Er beherrschte sich aber; seine einzige Antwort im Augenblick war ein Lächeln der Verlegenheit.

„Entschuldigen Sie nur; ich stehe sofort zu Diensten," sagte er, und war dann seinem Commis behilflich, die beiden Männer abzufertigen. Als diese gegangen waren, wandte er sich wieder Treuling zu.

„Hübsch von Ihnen, daß Sie mitzählen wollen! Wenn ich zu viel gegeben haben sollte, werden Sie mich doch darauf aufmerksam machen, hä? ... Wollen die Herrschaften es nicht vorziehen, nach meinem Privatzimmer?" — er wies mit der Hand nach hinten.

Hannchen entschuldigte sich damit, daß sie nicht lange Zeit habe, und so nahm sie den Stuhl an, den er ihr angeboten hatte. Treuling blieb stehen und beugte sich etwas über den Ladentisch, wobei er sich mit dem Arme auf die Platte stützte.

Freudenfeld bat sich das Los aus und schritt dann zur Erledigung der Angelegenheit. Während er das Geld in Banknoten auf den Tisch zählte, sagte er, ohne aufzublicken:

„Schade, daß Sie nicht früher gekommen sind. Vor etwa zehn Minuten war Ihre zukünftige Schwiegermama hier mit Fräulein Tochter. Sie haben wieder Pferdelotterie gekauft. Reizende Damen, wirklich! Freu' mich jedesmal, wenn ich sie sehe — über das Fräulein namentlich. Eine stattliche junge Dame! Wie gewählt sie spricht, und diese Delikatesse im Auf-

treten! Hum dja ... Fünfundzwanzig ... sechsundzwanzig ... siebenundzwanzigtausend," zählte er dann weiter.

Seine Miene war die unschuldigste von der Welt. Während er einen Tausendmarkschein nach dem andern auf den Tisch legte, erhob er nicht die Augen. Er kannte die Wirkung seiner Worte, brauchte sich also nicht erst davon zu überzeugen.



Hannchen saß nach wie vor unbeweglich auf ihrem Stuhle; ihr Blick irrte abwechselnd von Eberhard zu dem Bankier und von diesem zu dem ersteren. Sie fühlte dasselbe Zittern in ihren Gliedern wie bereits einmal heute. Was wird er antworten? dachte sie dann, während ihre Augen an des Geliebten Lippen hingen, als erwartete sie eine Entscheidung über ihr ganzes, ferneres Leben.

Treuling veränderte seine Stellung nicht. Er lächelte nur und fragte: „Gehört diese Mitteilung auch hierher?"

Also ist es doch wahr! war der zweite Gedanke Hannchens. Sie hätte laut aufstöhnen mögen angesichts der Gleichgiltigkeit, mit der Eberhard in ihrer Gegenwart diese Angelegenheit zu behandeln schien.

„Ich glaubte nur, es könnte Sie interessieren," erwiderte Freudenfeld ebenso ruhig wie zuvor. „Sie werden's mir doch nicht übel nehmen, wenn ich zu Ihnen von Personen spreche, die Ihnen nahe stehen? Hum dja."

Ruhig und geschäftsmäßig zählte er weiter. Plötzlich erhob er den Oberkörper, klemmte das Monocle in die Augenhöhle und fragte mit spöttischer Miene:

„Wünschen Sie auch einen Teil in Gold, Fräulein, oder wollen Sie sich nicht gerne damit schleppen?“

Er bemerkte die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war und empfand nun all die innere Genugthuung, die er sich gewünscht hatte. Die Hände in den Hosentaschen, glotzte er sie frech und herausfordernd an. Hannchen aber las in seinen Augen dasselbe Verlangen nach ihrem Besitz, das sie bei ihrer ersten Begegnung mit ihm schon abgeschreckt hatte.

„Scheine wären mir lieber,“ brachte sie dann leise hervor.

„Schön ... ganz wie Sie wünschen!“

Er knipste das Augenglas ab und beugte sich wieder über den Tisch. Zu gleicher Zeit aber erhob sich Treuling, trat näher an ihn heran und sagte, sehr ernst geworden:

„Ich habe Ihnen bereits einmal gesagt, Herr Freudenfeld, daß ich kein Freund von schlechten Witzen bin. Am allerwenigsten bin ich's dann, wenn man damit die Absicht verbindet, mich zu kränken und in den Augen eines andern Menschen herabzusetzen! Was Fräulein Tetzlaff anlangt, die augenblicklich hier sitzt, so werden Sie damit kein Glück haben, denn sie dürfte schon längst zu der Erkenntnis gekommen sein, daß Ihren Worten kein besonderer Wert beizumessen sei — wenigstens in gewissen Dingen nicht. Was aber die Familie Bandel betrifft, so dürfte sie zu allerletzt davon erfreut sein, harmlose Gerüchte, ich sage ausdrücklich: Gerüchte, von Ihnen als Thatsachen behandelt zu sehen, denen schließlich nur die Absicht zu Grunde liegen kann, eine junge, durchaus honorable Dame in das Gerede der Leute zu bringen. Woher Sie das Recht nehmen zu Ihren Behauptungen, kann mir gleichgiltig sein. Wohl aber fühle ich mich verpflichtet, Ihnen wenigstens zu sagen, daß an diesen Gerüchten kein wahres Wort ist, soweit meine Person davon betroffen wird. Hoffentlich haben Sie

mich verstanden, mein Lieber, und geben mir nicht aufs neue Veranlassung, Sie auf das Ungeziemende derartiger Bemerkungen aufmerksam machen zu müssen! ... Sie sind wohl fertig mit dem Zählen, was? Wir dürfen uns also von der Richtigkeit überzeugen. Hannchen, willst Du so freundlich sein?"

Langsam hatte sie zu atmen begonnen wie ein Mensch, der aus erstickender Luft plötzlich ins Freie gekommen ist. Ein Alp wich von ihrer Seele, und sie hätte aufjubeln mögen, wenn sie die Schicklichkeit nicht davon abgehalten hätte. Nun erhob sie sich leicht, wie neugestärkt, und trat an den Tisch.

„Bitte, wollen Sie einmal nachzählen ..." fiel der Bankier ein und begann vor ihren Augen noch einmal laut zu zählen. Die Worte Treulings schienen ihn nicht im mindesten berührt zu haben; wenigstens deutete kein Zug im Gesicht darauf hin.

Eine Pause trat ein, während welcher Eberhard noch einmal im stillen die Summe prüfte und dann die Abrechnung verglich, auch einen Blick auf die Quittung warf, die Zacharias dem jungen Mädchen vorgelegt hatte.

„Nun, stimmt es?" fragte der Bankier, und reichte dann Hannchen eine mit Tinte gefüllte Feder hin, wobei er fortfuhr: „Nur Ihren Namen, wenn ich bitten darf — unten rechts!"

„Ja, es ist richtig," erwiderte Treuling und häufte die Scheine zusammen.

„Ich danke," sagte Freudenfeld zu Hannchen, nahm die Quittung und warf einen Blick auf die Unterschrift. „Ei, was für zierliche Buchstaben, meine Gnädige! Fein, wie gestochen! Ein überaus wertvolles Autograph, das ich mir aufheben werde." Er lächelte spöttisch und kniffte das Papier zusammen.

„Doch wohl nur aus Geschäftsrücksichten, mein Lieber, nicht wahr?" fiel Treuling ein.

„Nur — selbstverständlich nur," erwiderte Freudenfeld und legte die Quittung in den Geldschrank. Dann lehnte er sich auf das Pult am Fenster, führte das Glas wieder dem Auge zu und beobachte eine Weile Treuling, wie dieser sich bemühte, die Banknoten in seiner Geldtasche unterzubringen.

„Werden wohl das Geld von Fräulein Braut nun verwalten, hä?" fragte er dann. „Vielleicht sicher stellen in Fabrik von Herrn Papa, hä? Wäre kein übler Gedanke! Herr Papa würde jedenfalls mit Freuden darauf eingehen."

Treuling blickte unwillkürlich auf und fragte: „Dachten Sie sich eben etwas Besonderes dabei, oder —?"

„Nicht das Geringste," fiel Freudenfeld rasch ein; „aber der Gedanke liegt doch ziemlich nahe. Ich weiß ja, daß Sie ein Feind von allen Spekulationen sind; weshalb sollte also Ihr Herr Papa nicht mit einverstanden sein, wenn Sie sich bestrebten, das Geld Ihrer Fräulein Braut sicher anzulegen?"

Trotzdem seine Miene kalt blieb, fühlte Treuling den versteckten Spott aus den Worten heraus, that aber so, als merkte er nichts, und entgegnete ruhig:

„Sie haben wohl nichts dagegen, mein Lieber, wenn ich Ihnen vorläufig verschweige, in welcher Art und Weise wir über das Geld zu verfügen gedenken." Er hatte das Wort „wir" absichtlich betont und besonders laut gesprochen.

Er spielt sich wirklich schon als ihr Verlobter auf, dachte Freudenfeld, fiel aber sofort verbindlichst ein: „Bitte sehr! Mir kann das ganz egal sein. So ein gewiegter Kaufmann wie Sie, der bereits eine so reiche Erfahrung hinter sich hat, wird schon das Beste herausfinden. Hum dja."

„Auch ohne viel Worte dabei zu gebrauchen," erwiderte Treuling mit der Absicht, das Gespräch kürzer zu gestalten. „Es freut mich, daß Sie endlich meinen Wert erkannt haben, mein Lieber."

„Ich weiß nicht, weshalb Sie immer sagen: mein Lieber," brach der Bankier plötzlich in übler Stimmung hervor; „sagen

Sie das zu einem anderen! Wenn Sie beim ersten Wort ein e 'ranhängen und beim letzten ein r fortlassen, dann haben Sie gleich die richtige Adresse, wohin Sie sich wenden können. Vielleicht 'ne doppelte Adresse."

Treuling lachte, und auch Hannchen fühlte Neigung zur Heiterkeit. „Es thut mir nur leid, Ihnen die doppelte Adresse nicht verschaffen zu können," erwiderte Eberhard. „Übrigens — Sie bekommen Ihren Humor wieder, das giebt mir die Gewähr dafür, daß wir auf die Dauer doch noch ganz gut miteinander auskommen werden."

Freudenfeld ärgerte sich. Er ging einige Male hinter dem Ladentisch auf und ab, dann sagte er plötzlich ganz unvermittelt:

„A propos — entschuldigen Sie, daß ich noch einmal darauf zurückkomme. Aber ich möchte nicht gern, daß Sie etwa glaubten, ich hätte mir das ausgedacht mit der zukünftigen Schwiegermama. Ihr Herr Papa hat neulich an der Börrrse erzählt, daß eine Verbindung zwischen Ihnen und Fräulein Bandel eine ausgemachte Sache sei. Er hat das sogar mit einer gewissen Absicht gesagt, daß man es hören sollte. Er wurde auch deswegen gratuliert von allen Seiten. ‚Gott, wird da wieder Geld zukommen; ich halte die Bandels für 'ne Million schwer — in Thalern', sagte der kleine Meyer von der Firma Aaron Meyer und Sohn ... Konnten Sie mir also übelnehmen, wenn ich die Sache erwähnte? Ihr Vater wird doch aus solch einer heiligen Sache kein Börrrsengerücht machen! Hum dja."

Diesmal wechselte Treuling leicht die Farbe; aber er that so, als faßte er auch diese Mitteilung nicht allzu ernst auf. „So, also da haben Sie es gehört?" fiel er lächelnd ein. „Was die Börse nicht alles für Geheimnisse birgt! Nur schade, daß zum Heiraten immer Zwei sein müssen ... Übrigens bin ich Ihnen dankbar für diese Mitteilung. Werde meinen Papa bitten, sich seine Umgebung doch etwas genauer

anzusehen, falls er wirklich wieder einmal unzeitige Scherze machen sollte."

„Ich habe bis jetzt noch nicht gewußt, daß Ihr Herr Papa Scherze macht; ich habe ihn sonst immer als 'n ernsten Mann kennen gelernt," erwiderte Freudenfeld, der die abermalige Veränderung im Wesen Hannchens bemerkt hatte und zu gern das Gespräch über diesen Punkt etwas ausgedehnt hätte.

Treuling jedoch glaubte nicht die geringste Veranlassung dazu zu haben. Er griff nach Hut und Stock, um sich mit Hannchen zu empfehlen. In diesem Augenblick wurde seine Aufmerksamkeit von einem offenen Landauer in Anspruch genommen, der vor der Thüre hielt und in dem zwei Damen saßen, die er sofort erkannte. Er war so betroffen, daß er ganz verwirrt wurde und im Augenblick nicht wußte, was er thun sollte. Das hat mir gerade noch gefehlt, daß die mich sehen! dachte er und blickte wie hilfesuchend nach hinten, als hielte er es für das beste, sich mit Hannchen unsichtbar zu machen.

„Ah, da kommt ja Frau Bandel schon wieder!" rief Freudenfeld, der an das Schaufenster geeilt war und die ältere Dame aussteigen sah. Sofort lief er um den Ladentisch herum und öffnete die Thür.

Hannchen geriet nun ebenfalls in Bewegung und blickte hinaus; dann aber trat sie zur Seite und verharrte in derselben Unentschlossenheit wie Eberhard. Ihr Herz klopfte stark, und mit dem leichten Schreck, der plötzlich in ihre Glieder gefahren war, mischte sich nun noch die Neugierde eines naiven Menschen, der die Gefahr ahnt, ihr aber nicht entgehen kann.

„So gehen wir schnell!" sagte Treuling, plötzlich entschlossen; aber der Ausgang war ihm versperrt, denn Frau Bandel kam schon hereingerauscht, empfangen von Freudenfeld, der eine tiefe Verbeugung machte.

„Ich hab' mich vorhin geirrt; das sind nicht die richtigen Lose," sagte sie beim Hereintreten. Dann erblickte sie Treuling.

„Ah — sieh da, Eberhard! Sie hier?“ rief sie, freudig überrascht, und streckte ihm die Hand entgegen. „Das ist aber ein hübscher Zufall! Wir wollten gerade zu Ihrer Mama. Wenn's Ihnen also recht ist, dann biete ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen an. Hoffentlich haben Sie Ihr Geschäft hier schon erledigt. Noch nicht? (Sie glaubte das seinem Benehmen zu entnehmen.) Dann warten wir so lange.“

Freudenfeld wollte gerade die Thür wieder schließen, nachdem er auch eine tiefe Verbeugung nach außen gemacht hatte; aber Frau Bandel hielt ihn zurück und gab ihrer Tochter einen Wink, ebenfalls auszusteigen.

Hertha, die Eberhard bereits erblickt hatte, besann sich nicht lange und folgte der Aufforderung.

„Darf ich die Damen bitten, Platz zu nehmen,“ sagte der Bankier mit fast überstürzender Höflichkeit und rückte ihnen die Stühle zurecht. „Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

Seine Freude über diese Begegnung war unverkennbar. Sein ganzes Streben schien darauf gerichtet zu sein, Mutter und Tochter zu beschäftigen, aber auch Treuling nicht von der Stelle zu lassen.

„Herr Treuling hatte ein kleines Geschäft bei mir abzuwickeln,“ fuhr er dann fort; „er stand fortwährend auf dem Sprunge, aber nun wird er mir jedenfalls dankbar sein, ihn noch zurückgehalten zu haben ... Die Damen werden es mir wohl nicht minder danken,“ fügte er in einem vertraulichen Tone hinzu, der zwischen Keckheit und Anmaßung schwankte. „Sehen Sie, lieber Freund, ich habe immer solch eine Ahnung,“ wandte er sich schließlich mit aufdringlicher Liebenswürdigkeit Treuling zu.

Zacharias hatte allen den Rücken zugekehrt und beschäftigte sich nun an einem Spinde hinter dem Ladentisch. Er hatte die Schultern weit in die Höhe gezogen, so daß von seinem Halse gar nichts zu sehen blieb — was immer ein Zeichen

seiner geheimen Schadenfreude war. Dann wandte er sich mit einer Hand voll Lose an die Damen.

Vorerst wurde er von diesen gar nicht beachtet; Mutter und Tochter waren noch ganz entzückt von dem unerwarteten Zusammentreffen.

„Spielen Sie auch heimlich Lotterie, Herr Treuling?" fragte Hertha, um einen Anknüpfungspunkt zum Gespräch zu haben.

Ihre Mutter machte sofort eine bezeichnende Handbewegung, die sofort von den Worten begleitet wurde: „Kindchen, hast Du denn unser letztes Abkommen vergessen? Wie klingt denn das: Herr Treuling! Du wirst ihm sofort die ganze Laune verderben."

„Pardon — also Herr Eberhard," verbesserte sich Hertha, während eine leichte Röthe in ihre Wangen stieg.

„Sie haben doch ihre Laune nicht wieder gewechselt, lieber Eberhard?" fiel Frau Bandel aufs neue ein, für welche der Bankier und sein Gehilfe nur gleichgiltige Personen waren, denen gegenüber man sich keinen Zwang aufzulegen brauchte.

„Gewiß nicht, gewiß nicht, werteste Frau Bandel," brachte Treuling stotternd hervor mit einem Gefühle, das ein Verbrecher haben mag, wenn er vor der Hinrichtung steht. In diesem Augenblick hätte er gewünscht, der Erdboden möge sich teilen, um sie alle zusammen zu verschlingen. Er spürte, wie eine krankhafte Hitze sich allmählich seines ganzen Körpers bemächtigte und wie das Blut ihm nach dem Kopfe drang.

„Diesmal lassen wir Sie aber nicht los, lieber Eberhard," begann Frau Bandel wieder; „etwaige Ausreden lassen wir von vornherein nicht gelten."

„Zeigen Sie 'mal, daß Sie recht galant sein können," ermunterte ihn Hertha mit der Offenheit eines jungen Mädchens, das alles einem jungen Manne gegenüber wagt, dessen Bild sie längst in ihrem Herzen trägt.

Noch immer stand Hannchen auf derselben Stelle im Hintergrunde, gegen die Wand gedrückt, kaum beachtet von den Damen, die sie für eine Person hielten, die hier geschäftlich zu thun habe und auf die Erledigung ihrer Angelegenheit warte. Und da ihrem Äußeren durchaus nicht jenes Merkmal anhaftete, wodurch sie den Anschein erwecken durfte, zur „guten Gesellschaft“ gerechnet zu werden, so nahm man um so weniger Interesse an ihr. Sie aber beobachtete um so mehr, trotzdem sie sich kaum bewegte.

Mit zusammengepreßten Lippen, fast blutleer im Gesicht, ließ sie die ganzen Qualen über sich ergehen, die diese Begrüßung ihr verursachte. Stürmisch wogte ihre Brust; noch rasender fühlte sie die Schläge ihres Herzens. Und aufs neue senkte sich der Stachel des Mißtrauens gegen Treuling in ihre Seele, riß und wühlte an ihr, so daß ein einziger Aufschrei ihr wie eine Erlösung gedünkt hätte. Aber sie mußte stumm bleiben nnd abwarten, was nun geschehen würde. Wenn sie nur wenigstens die Kraft gefunden hätte, zur Thür hinaus zu eilen; aber sie lag in jenem fürchterlichen Banne, dem ratlose Naturen ausgesetzt sind, wenn sie sich zum ersten Male betrogen wähnen und nicht den Mut finden, ihren Gefühlen Luft zu machen.

Hinzu kam, daß sie sich ungemein bedrückt fühlte und sich des großen äußerlichen Abstandes zwischen sich und ihrer Nebenbuhlerin nur zu sehr bewußt wurde. Wie das prunkte und prahlte mit der kostbaren Frühjahrstoilette! Wie sich das frei und ungezwungen bewegte! Sie kam sich klein und unbedeutend vor, und was mannigfache Betrachtungen während Wochen nicht vermocht hatten, das riefen diese wenigen Minuten hervor: den Gedanken nämlich, daß sie doch nicht für Eberhard geschaffen sein könnte, wenigstens nicht dazu, seine Frau zu werden; daß eine breite Kluft seine Lebenskreise von den ihrigen trenne, und daß er sich doch später von ihr abwenden müsse. Sie hätte weinen mögen, gezwungen von

Empfindungen, die aus Neid, Schwäche und beleidigtem Ehrgefühl zusammengesetzt waren. Und doch durchströmte junges, heißes Blut ihre Adern, fühlte sie, daß sie nimmer werde von ihm lassen können. Und in all diesem Elend, durchkostet in wenigen Minuten, sah sie den höhnischen Blick Freudenfelds auf sich gerichtet.

Man wechselte noch einige gleichgiltige Worte, bis Treuling doch den Mut fand, eine Ausrede zu gebrauchen. Er wisse die Ehre ganz besonders zu schätzen, aber die Damen möchten ihn für heute abermals entschuldigen — er habe dringende Abhaltungen.

„Doch nicht etwa wieder zum Rechtsanwalt, lieber Eberhard?“ fragte Frau Bandel lächelnd. „Wie heißt denn dieser abscheuliche Herr, der Sie gerade dann immer in Anspruch nimmt, wenn wir das Glück haben, Ihnen zu begegnen?“

„Aber, Mama, Du weißt ja gar nicht, ob Herr Treuling thatsächlich dringende Geschäfte vor hat!“ fiel Hertha ein, die sich über die abermalige Weigerung Eberhards ärgerte.

„Zum Rechtsanwalt muß ich heute allerdings nicht,“ brachte Treuling, noch immer verlegen, hervor. Er kämpfte mit einem Entschluß, über den er sich im Augenblick nicht klar wurde.

Frau Bandel wollte nicht nachgeben. „Gut, so leisten Sie uns trotzdem doch Gesellschaft!“ erwiderte sie. „Wir setzen Sie dort ab, wo Sie zu thun haben, und dann besorgen wir noch schnell einige notwendige Einkäufe. Auf ein halbes Stündchen Verzögerung kommt's uns nicht an. Wir holen Sie dann wieder ab. Abgemacht, wie?“

Sie hatte währenddessen einige Lose ausgesucht, bezahlt, und that nun so, als stände dem allgemeinen Aufbruch nichts mehr entgegen.

Treuling sagte sich, daß seine Ausreden erschöpft seien und daß es nur zwei Wege für ihn gebe, diesem peinlichen Zustande zu entgehen: entweder bei der Wahrheit zu bleiben und damit den Bruch auf der Stelle zu vollziehen, oder den gesellschaft=



I 19 S. 41

„Ah, Sie sind wohl in Gesellschaft? Dann allerdings —“ sagte Frau Bandel plötzlich kühl und gedehnt.

lichen Heuchler weiter zu spielen und zum ersten Male in seinem Leben seinen Charakter Schiffbruch leiden zu lassen. Unwillkürlich blickte er rückwärts auf Hannchen, deren Augen stummberedt auf ihn gerichtet waren.

Mutter und Tochter war dieser Blick nicht entgangen; derselbe Gedanke durchzuckte sie zu gleicher Zeit.

„Ah, Sie sind wohl in Gesellschaft? Dann allerdings —" sagte Frau Bandel plötzlich kühl und gedehnt.

Sie griff zu ihrer Lorgnette, führte sie mit einer fast beleidigenden Ruhe den Augen zu und warf durch das Glas einen flüchtigen Blick auf Hannchen. Dann, als wäre sie von dem empfangenen Eindruck nicht befriedigt, klappte sie langsam und bedächtig das Glas in den Perlmutterhalter zurück und ließ dessen Schnur herunterfallen. Sie wandte sich wieder dem Ladentische zu, wo das Geld lag, das sie auf den gezahlten Schein heraus bekommen hatte.

„Ihre Voraussetzung ist richtig, gnädige Frau; ich bitte also sehr, meine Ablehnung als eine durchaus zwingende auffassen zu wollen," erwiderte Treuling höflich, aber bestimmt. Er wußte selbst nicht, woher er den Mut bekam, diesen förmlichen Ton anzuschlagen. Vielleicht war es nur die Herausforderung Frau Bandels, die ihn dazu gezwungen hatte.

Eine dunkle Röte stieg in das Gesicht Herthas. Sie erhob sich und trat neben ihre Mutter. „Hast Du alles?" fragte sie mit möglichster Ruhe und Fassung.

Frau Bandel nickte nur; dann wandte sie sich wieder an Treuling: „Selbstverständlich, Herr Treuling! Ältere Verpflichtungen gehen immer vor. Weshalb haben Sie das nicht gleich gesagt? Dann hätte es gar keines Wortes von mir bedurft."

Sie zwang sich zu einem Lächeln und that so, als legte sie der Sache gar keine Bedeutung bei.

Plötzlich fühlte Treuling einen jener unwiderstehlichen Antriebe in sich, die den Menschen in einer gefährlichen Minute

fast unbewußt zu einer entscheidenden Handlung drängen, und die namentlich bei edlen Naturen mehr die Folge des Herzens als des Verstandes sind.

„Gestatten Sie übrigens, daß ich Sie einander vorstelle: Fräulein Tetzlaff, die unter meinem persönlichen Schutze steht — Frau Bandel nebst Fräulein Tochter!“

Hannchen geriet in Bewegung und verbeugte sich tief, während Mutter und Tochter nur mit einem leichten Nicken des Kopfes antworteten und sich dann wieder abwandten, um dadurch zu verstehen zu geben, daß ihre Kenntnisnahme von dem jungen Mädchen dadurch erschöpft sei.

„Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mich Ihrem Herrn Gemahl zu empfehlen.“

„Ich danke. Bitte um ein Gleiches bei Ihren Eltern,“ erwiderte Frau Bandel mit erzwungener Freundlichkeit.

Noch eine höfliche Verbeugung, und Treuling hatte in Begleitung Hannchens den Laden verlassen.

„Wer war die junge Dame?“ fragte Frau Bandel, während sie sich noch immer damit beschäftigte, das Geld in ihrer Geldbörse unterzubringen.

„Soviel ich weiß, die Braut von Herrn Treuling, gnädige Frau. Hum dja,“ erwiderte Freudenfeld, der auf diesen Augenblick bereits gewartet hatte.

„Sie scherzen wohl?“

„Ich gebe Ihnen die bestimmte Versicherung, meine Gnädige ... Er hat sie mir als solche bereits vorgestellt.“

Hertha trat an die Glasthür und blickte durch die hellen Stellen in dem matten Glase anscheinend gleichgiltig auf die Straße.

„Kennen Sie die junge Dame näher? Mich interessiert das nur der Eltern des jungen Mannes wegen.“

„Ich verstehe vollkommen, gnädigste Frau ... Soviel ich erfahren habe, war das junge Mädchen bis vor kurzem noch als Blumenmacherin bei einer Frau Engel beschäftigt.“

„Nicht möglich!“

Frau Bandel rief es erstaunt, und auch Hertha wandte überrascht den Kopf.

„Ist das vielleicht dieselbe Frau Engel, die ihr Atelier hier drüben in dieser Straße hat?“

„Ganz recht, dieselbe! Wünschen Sie die Dame vielleicht zu sprechen? Ich bin gern bereit, sofort hinüberzuschicken. Hum dja,“ fügte er eilfertig hinzu.

„Sehr liebenswürdig; aber ich danke,“ erwiderte Frau Bandel ... „Du, hör 'mal Hertha — da fällt mir ja ein, daß Frau Engel noch immer nicht unsere letzte Bestellung ausgerichtet hat. Wie wär's, wenn wir die Gelegenheit gleich benutzten? Es sind ja nur wenige Schritte,“ sagte sie dann zu ihrer Tochter, indem sie sich den Anschein gab, als wäre das nur ein rein zufälliger Gedanke gewesen. „Hast Du keine Lust?“

„Ganz, wie Du willst, Mama.“

„Herr Treuling hatte wohl mit seiner Begleiterin geschäftlich bei Ihnen zu thun?“ fragte sie dann noch, indem sie sich mit ihrem Handschuh beschäftigte.

„Das junge Mädchen hat einen Teil vom großen Los gewonnen, und da fühlte er sich verpflichtet, bei der Erhebung des Geldes gegenwärtig zu sein. Sie hat es von mir bar auf den Tisch ausbezahlt erhalten. Hum dja.“

„Ach was! Wohl viel?“

„Über fünfzigtausend Mark — ein Zehntel.“

„Sehen Sie 'mal an! Viel Geld für solche Person! ... Danke Ihnen sehr für die Auskunft. Adieu.“

„Hat gar nichts zu sagen, meine gnädigen Damen! Be=

ehren Sie mich bald wieder ... Sie werden durchaus reell bedient bei mir; 'ne Bestellung durchs Telephon genügt auch."

„Ich werde nicht verfehlen ... vorkommenden Falls."

Mutter und Tochter verbeugten sich leicht. Freudenfeld war bereits um den Ladentisch gegangen und riß nun zum Abschied mit derselben unterthänigen Verbeugung die Thür auf, wie er es beim Empfange gethan hatte. Auch Zacharias stürzte herbei und neigte den dicken Kopf der Erde zu, wobei die langen Arme weit über die Knie hingen.

Dann sah Freudenfeld, wie Frau Bandel einige Worte mit dem Kutscher wechselte, wie der leere Wagen sich langsam schräg über den Damm der anderen Seite zu bewegte, Mutter und Tochter ein Stück Weges zurückgingen bis zum Straßenübergang und nach einer Weile im Flur des Hauses verschwanden, wo Frau Engel wohnte.

Mit einem boshaften Lächeln wandte sich dann der Bankier um und berührte unsanft seinen Commis, der dicht hinter ihm stand und sich bemüht hatte, ebenfalls etwas von den Vorgängen auf der Straße zu erspähen.

„Zacharias, sperren Sie nicht Maul und Nase zu gleicher Zeit auf," sagte er zu ihm; „das kleidet einen jungen, hübschen Mann nicht. Sehn Sie sich 'mal 'n Apollo im Museum an, und dann machen Sie sich 'n Bild davon, wenn der immer 'n Gesicht wie Sie zeigte! Die Menschen würden wieder 'rauslaufen ... Ich will wünschen, daß Sie Diskretion üben über das, was Sie hier heute gehört und nicht gehört haben. Hören ist keine Kunst; aber nicht hören und doch verstehen, das ist eine! Merken Sie sich das. Hum dja."

„Schön, Herr Freudenfeld ... Jetzt wird die Bombe gewiß platzen — das giebt 'ne große Familientragödie."

„Zacharias, thun Sie nicht so, als wenn Sie vom Theater 'was verstünden! Und dann drücken Sie sich nicht so unästhetisch aus! Bomben platzen nur auf dem Schlachtfelde, aber

nicht im Leben. Im Leben sagt man einfach: es wird ’n Krach geben. Als zukünftiger Bankier sollten Sie das wissen.“

Er ging in sein Privat-Kontor, wo noch immer Frau Kork saß, die die ganze Unterhaltung im Laden mit angehört hatte.





Von den Blumen zu den Strohhüten.

Was Frau Bandel zu Frau Engel trieb, war viel weniger die geschäftliche Angelegenheit, als die rein persönliche, die eng mit dem Geschicke Treulings zusammenhing. Vor allem war sie neugierig, noch mehr über „die Person“ zu erfahren, womit sie Hannchen meinte.

Es machte sich denn auch so, daß sie, nachdem Eugenie Mutter und Tochter mit der größten Ehrerbietung empfangen und in den „Salon“ geführt hatte, so von ungefähr auf ein Fräulein Retz — oder Tetzlaff (den Namen hatte sie nicht genau behalten) zu sprechen kam. Dabei hütete sie sich wohlweislich, etwas zu äußern, was imstande gewesen wäre, Hertha bloßzustellen. Sie habe gehört, daß das Mädchen fabelhaftes Glück gehabt habe; da sei ihr Interesse ein wohl erklärliches.

Eugenie hatte keine Ahnung von den Plänen, welche die Eltern Herthas und Eberhards geschmiedet hatten, um ihre einzigen Kinder zu vereinigen, und so plauderte sie nach Herzenslust und fand immer neue Anknüpfungspunkte, um dieses interessante Gespräch auszudehnen.

Und als sie nun gar in die Worte ausbrach: „Und was denken Sie nur, gnädige Frau! Dieser junge, hübsche Herr Treuling ist rein toll nach dem Mädchen; er will sie wirklich heiraten“ — da wußte Frau Bandel genug.

Es war nun an der Zeit, die Dame von Welt hervorzukehren, die für eine derartige Zumutung, die man an einen wohlerzogenen, jungen Mann aus guter Familie stellte, nur ein Achselzucken und ein Lächeln des Bedauerns hat.

„Wer wird denn solche Albernheiten nachsprechen, Frau Engel?" sagte sie und erhob sich. „Es giebt Gegensätze der Bildung und des Standes, die nicht auszugleichen sind. Unsere jungen Herren wollen sich amüsieren, und weshalb sollen sie das nicht! ... Es soll ja hin und wieder vorkommen, daß derartige Mesalliancen, ich meine Mißheiraten, geschlossen werden, aber —"

„Oh, ich verstehe — ich verstehe, gnädige Frau," fiel Frau Engel schnell ein, die es im Innern unerhört fand, daß man ihr das Fremdwort noch verdeutschte.

„— aber sie sollen im allgemeinen zu nichts Gutem führen," schloß Frau Bandel unbeirrt.

„Ganz meine Meinung, genau meine Meinung, gnädige Frau," lautete zum fünften Male Eugeniens Zustimmung, da sie sich beliebt machen wollte. „So sagt mein Konstantin auch ... Sie müssen nämlich wissen, gnädige Frau, wir haben uns neulich verlobt ... hier ist sein Bild. Oh, er ist ein Künstler in seinem Fach, ein sehr gebildeter Mensch! Alle Dichter kennt er auswendig ... Nicht wahr, er sieht recht schneidig aus?"



Sie hatte einen pikfeinen Ständer mit einer Photographie

von einem Schrank geholt, putzte mit der Schürze schnell das Glas rein und gestattete nun den Damen, sich in die Züge Hipfels zu vertiefen.

„Ei, sehn Sie 'mal an! Was für eine hübsche Wahl Sie zum zweiten Male getroffen haben!" bewunderte Frau Bandel, jedoch mit einem leicht spöttischen Zug um den Mund, aus dem ein Menschenkenner ungefähr die Worte herausgelesen hätte: Was ist das für ein abscheulicher Kerl!

Eugenie war entzückt von diesem Lob und verriet nun auch gleich, da sie einmal im Zuge war, die ganzen Absichten, die *sie* für die Zukunft hätte.

„Wir werden noch fünf Jahre tüchtig arbeiten und uns dann für unsern Gewinn ein Gut kaufen. Fürs Land lasse ich nun mein Leben!"

„Was, Sie haben *auch* in der Lotterie gewonnen?" fragte Frau Bandel verblüfft.

„Ja, denken Sie nur, gnädige Frau! Ein ganzes Viertel vom großen Lose — daß heißt, es sind noch einige von meinen Damen daran beteiligt, so daß es eigentlich nur ein Zehntel ist. Aber immerhin genug für solche einfachen Leute. Vorläufig werden wir das Geld in guten Papieren anlegen. O, wir haben einen tüchtigen Bankier, der unsere Interessen sehr wahrnimmt. Es ist Herr Freudenfeld, drüben auf der anderen Seite. Ich kann ihn zwar persönlich nicht leiden; aber das thut ja nichts. Wenn es sich um Geld handelt, übersieht man manches."

„Ja, ich habe von dem Herrn gehört," warf Frau Bandel gleichgiltig ein.

Sie wollte schon gehen, als sie noch einmal die Gelegenheit benutzte, mit Eugenien ein paar Worte zu wechseln, ohne daß Hertha, die im Zimmer umherging und einige der umherliegenden Blumenmuster betrachtete, etwas davon hörte.

„Sagen Sie 'mal, Frau Engel, was ich gleich sagen wollte — — das Schicksal des jungen Mädchens — wie heißt sie doch? Retz — — Tetz — —"

„Tetzlaff! Hannchen Tetzlaff, gnädige Frau! Ihr Vater war Gürtler, ein sehr geschickter Arbeiter, der am Herzschlage gestorben ist. O, es ist eine traurige Geschichte, die ich Ihnen 'mal erzählen muß! Denken Sie nur: ein Mensch ertrinkt im flüssigen Golde — das ist ungefähr dasselbe ... Sie wohnt Mariannenstraße dreiunddreißig, nicht weit von der Brücke. Es ist ein großes Haus."

„So, so — das interessiert mich weiter nicht," erwiderte Frau Bandel," prägte aber Straße und Hausnummer sofort ihrem Gedächtnis ein. Dann begann sie wieder: „Das Schicksal des jungen Mädchens interessiert mich trotz alledem sehr und gerade um deswegen, weil sie wirklich so brav sein soll, wie Sie selbst sagten."

„Was Wahrheit ist, muß Wahrheit bleiben, gnädige Frau," fiel Eugenie ihr ins Wort.

„Bedenken Sie, wie glücklich sie mit ihrem Gelde manch anderen jungen Mann machen könnte, der nicht nötig hätte, Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung zu nehmen."

„Das ist wahr, das ist wahr; daran habe ich auch schon gedacht, gnädige Frau," fiel Eugenie begeistert ein. „Wie kann man nur so vernagelt sein, nicht wahr?"

„Nun, dann wäre es eben Ihre Pflicht, Frau Engel, wenn Sie das einsehen, alles aufzubieten, um dem jungen Mädchen den Nagel auszuziehen. Ich halte Sie doch für eine brave Frau."

„Das bin ich, gnädige Frau; ich rufe meinen Seligen als Zeugen an! ... Das ist auch gerade mein Fall, die dummen, unerfahrenen Gänse vor den fremden Hirten zu bewahren, die den Braten riechen ... Aber wie?"

Hertha war mittlerweile durch die offene Thür ins Nebenzimmer gegangen, da sie einiges von dem Gespräche aufgefangen hatte und sich scheute, von Frau Engel sich als Zeugin derartiger Vertraulichkeiten betrachtet zu sehen.

„Wie?“ fuhr Frau Bandel etwas lauter fort; „das sollte Ihnen doch nicht schwer fallen. Sie müßten ihr einmal ganz gehörig den Kopf zurechtsetzen. Von Ihnen würde sie sich doch das gefallen lassen. Stellen Sie ihr das Gefährliche ihrer Situation vor; führen Sie ihr als Beispiele das Schicksal anderer junger Mädchen an, die rechtzeitige Warnungen nicht beachtet haben. Malen Sie etwas schwarz, das schadet ja in solchen Dingen nichts. Der junge Mann könnte ja immerhin dabei etwas schlecht wegkommen; der Wahrheit würde das ja doch nahe sein ...“

„Habe ich ja schon zweimal gethan, gnädige Frau ... es hat aber nichts geholfen. Sie schwört auf ihn, wie auf die Bibel am Altar ... Ja, wenn so eine vornehme Dame wie Sie einmal auf sie einreden könnte, die Sie die Gedanken der jungen Herren wohl besser kennen als ich ... das wäre ganz etwas anderes! ... Ließe sich das nicht wohl machen, gnädige Frau?“

„Gewiß! Weshalb denn nicht?“ rief Frau Bandel nun, nicht im mindesten überrascht von diesen Worten, da sie einen ähnlichen Gedanken bereits gehegt hatte. „Vielleicht richten Sie es einmal so ein, daß sie zufällig hier ist, wenn ich Sie wieder besuche. Dann würde sich vielleicht alles ganz leicht machen ... wie von selbst.“

„O, das ist entzückend von Ihnen, gnädige Frau!“ fiel Eugenie im Höhepunkte der Begeisterung ein. „Was für herrliche Einfälle Sie haben! Ewig müßte Ihnen die dumme Pute dankbar sein, wenn es Ihnen gelänge, sie zur Vernunft zu bringen. Man sieht doch gleich, gnädige Frau, daß Ihr Name nicht umsonst so oft in der Zeitung genannt wird, als Mitglied von so vielen Wohlthätigkeitsvereinen und von

Rettungshäusern für Mädchen ... Bestimmen Sie nur gleich einen Tag! Morgen oder übermorgen. Ich weiß bestimmt, daß sie sofort käme, wenn ich es wünschte. Sie schenkt mir volles Vertrauen; überdies bekomme ich ja auch noch einiges Geld von ihr."

„Den Tag kann ich noch nicht bestimmen, aber ich werde Ihnen Mitteilung darüber zukommen lassen."

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau ... Ich danke Ihnen sehr für die Ehre Ihres Besuches. Und Ihre Bestellung wird sicher pünktlich ausgeführt werden."

Wenn sie nicht beide in so großem Eifer gewesen wären, so hätten sie es auffallend finden müssen, daß Hertha gerade jetzt wieder zu ihnen zurückkehrte, als wäre das letzte Wort für sie ein gegebenes Zeichen gewesen.

Mutter und Tochter verabschiedeten sich, und Eugenie begleitete sie hinaus, wobei sie immer noch höfliche Redensarten gebrauchte.

Als die Thüre geschlossen war, eilte sie an ein Fenster des Vorderzimmers und stellte sich hinter die Vorhänge, um die Abfahrt zu beobachten. Der Wagen war bereits längst ihrem Blicke entschwunden, aber noch immer stand sie an derselben Stelle. Da steckt doch 'was dahinter; das lasse ich mir nicht nehmen, dachte sie. Dann überlegte sie, was ihr mehr zum Vorteil gereichen würde: Die Verfechtung der Interessen Treulings oder der Gefallen, den sie Frau Bandel zu erweisen gedachte.

„Ach was," sprach sie dann, ärgerlich über sich selbst, vor sich hin. „Die Gnädige hat ganz recht. Ich habe meinen Königlichen Baumeister auch nicht bekommen; also braucht die ihren Fabrikbesitzerssohn auch nicht zu kriegen! Er hält sie doch bloß zum Narren, wie der Baumeister es mit mir gethan hat. Vergessen und vergeben, das ist des Sängers Fluch! — wie Hipfel sagt."

Sie rauschte in ihr „Kontor“ und trank einen Cognak.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —



Frau Bandel hatte dem Kutscher die Weisung erteilt, nach Hause zu fahren. Einkäufe hatte sie nicht mehr zu machen. Sie hatte das nur zu Treuling als Ausrede gebraucht, um seine Gesellschaft um so leichter zu erlangen. Der Wagen war aber kaum einige Minuten dahin gerollt, als sie dem Kutscher ein Zeichen gab.

„Karl, fahren Sie erst zu Treulings!“ rief sie ihm zu.

Der Kutscher nickte und bog dann rechts ab.

„Was, Du willst doch nach dort?“ fragte Hertha erstaunt.

„Ja, ich habe mich besonnen,“ erwiderte die Mutter. „Wir werden nun einmal erwartet, und es wäre doch zu auffallend, wenn wir so ohne weiteres unser Versprechen nicht hielten. Um Himmels willen keinen Eklat aus dem heutigen Vorgang machen!“

„Ja, Mama — findest Du denn diesen Vorgang so überaus schrecklich? Wir kennen ja die Dame nicht einmal.“ Sie that so, als hätte sie nicht das Geringste der Unterhaltung bei Frau Engel vernommen.

„Aber ich kenne sie, mein Kind,“ fiel die Mutter ihr bestimmt ins Wort.

„Wenn auch, Mama. Eberhard hat sich doch durchaus korrekt und höflich gegen uns benommen. Ich finde es sogar sehr hübsch, daß er sich so taktvoll benahm und die Dame nicht bloßstellte. Er zog sich brillant aus der Affaire.“

„Und das sagst Du noch? ... Hertha! Ich begreife Dich nicht!“

Frau Bandel rief es kopfschüttelnd mit der ganzen Entrüstung einer Mutter, die von ihrer Tochter soeben etwas anderes erwartet hatte. Hertha wußte, worauf diese Worte hinzielten, errötete leicht und wandte ihren Blick dem Straßengetriebe zu, um ihre Verwirrung zu verbergen.

„Uns in einer so unartigen Weise abfallen zu lassen!“ fuhr Frau Bandel in derselben Tonart fort. „Uns, die intimsten Freunde seines Hauses! Und in Gegenwart anderer obendrein! Es hätte nicht viel gefehlt, so hätten wir uns kompromittiert! Und das nennst Du taktvoll? Na, hör 'mal —!“

„Aber Mama — ich verstehe Dich gar nicht. Was hat er denn anders gethan, als was jeder andere junge Mann von Erziehung gethan hätte? . . . Die Umstände geboten es doch so. Außerdem machte das junge Mädchen doch einen ganz anständigen Eindruck . . .“

„Sie ist eine Arbeiterin,“ fiel Frau Bandel etwas wegwerfend ein.

„Wenn auch, Mama. Der Begriff Arbeiterin ist heutzutage sehr verschieden. Es giebt solche, die sich so nett und geschmackvoll kleiden, daß man's ihnen wahrhaftig an der Nase nicht ansehen kann, was sie sind. Und Chic besitzen sie zuweilen auch.“

„Ich sehe schon, Du schwimmst ganz im Fahrwasser Eberhards, der wiederholt solche Anschauungen geäußert hat . . . Vergiß nur nicht, daß er ein Starrkopf ist, und daß der Bankier davon gesprochen hat, daß sie seine ‚Braut‘ sei. Er muß sie doch 'mal als solche ihm vorgestellt haben.“

Diesmal lachte Hertha leicht auf; dann sagte sie lustig: „Mama, Du bist wirklich köstlich! Wie kannst Du nur so etwas glauben? Rederei, weiter nichts! . . . Eine kleine Liaison, wie tausend andere junge Männer sie haben und worüber man am besten gar nicht spricht. Wie kannst Du Eberhard Treuling, den Liebling seiner Eltern, für so unvernünftig halten? Nein, verzeihe, aber es ist wirklich zum Amüsieren!“

Und abermals ließ sie ihr helles Lachen erklingen.

Frau Bandel begann einzulenken. „Nun, es freut mich wenigstens, daß Du so vernünftig darüber denkst; dann ist ja schon viel gewonnen,“ sagte sie. „Du trägst ihm also nichts nach?“

„Aber Mama, wo werde ich denn! Schon die bloße Zumutung, ich könnte annehmen, Eberhard wollte mich eines solchen unscheinbaren Mädchens wegen zurücksetzen, wäre eine Beleidigung für mich. Wenn er nicht andere Gründe hat ...“

„Was sollte er sonst wohl für welche haben, Kindchen?“ fiel Frau Bandel ein; „interessiert hat er sich doch immer für Dich.“

Hertha überhörte das absichtlich und begann wieder: „Die ganze Sache war eine Scene der Verlegenheit, ein unglücklicher Zufall, an welchem wir ebensoviel Schuld haben als er. Er wird uns um Entschuldigung bitten, und dann ist alles gut. Irgend eine kleine Notlüge wird natürlich mit unterlaufen, die wir einfach gelten lassen werden. Und dann: Schweigen darüber!“

„Eigentlich hast Du recht,“ warf Frau Bandel ersichtlich beruhigt ein; „aber ich fürchte, ich fürchte — — ... Na, wir wollen ja sehen.“ Sie wollte noch etwas hinzufügen, verbarg aber ihre weiteren Gedanken.

Erschöpft von dem Gespräche, legten sich Mutter und Tochter gegen das Polster zurück und wendeten ihre Aufmerksamkeit nunmehr dem sie umgebenden Leben zu. — —

Die Strohhutfabrik von Karl Friedrich Treuling lag im äußersten Südosten von Berlin, nicht weit vom Görlitzer Bahnhofe, in einer jener wenig bebauten Straßen, die nach dem Kanal hinunterführen. Sie bestand aus drei großen Gebäuden, welche in Form eines Hufeisens zusammenhingen und weit in das große Grundstück hineingerückt erschienen.

Im Hintergrunde erblickte man noch freie Felder, die rechts eine Aussicht bis nach Rixdorf gestatteten, während man links in einiger Entfernung den „Schlesischen Busch“ und dahinter die hohen Pappeln erblicken konnte, welche die Landstraße nach Treptow umsäumen.

Damals standen noch nicht die hohen Mietskasernen, die wie die steinernen Fühlhörner der Riesenstadt bis in die wüste Gegend sich hineinerstrecken und den ehernen Gürtel von Berlin mit jedem neuen Jahre dehnen und weiten.

Nur vereinzelt lagen zerstreut die Wohnhäuser, die zum Teil ein villenartiges Aussehen hatten und von denen jedes gerade groß genug war, um dem Besitzer der dazu gehörigen Fabrik während des Winters als Wohnstätte zu dienen. Im Sommer pflegte dann die Familie in die Bäder zu gehen, oder die Besitzung außerhalb Berlins zu beziehen, je nachdem das Vermögen es gestattete.

Auch das Wohnhaus Karl Friedrich Treulings trug nur ein bescheidenes Äußere, das für die bürgerliche Lebensweise seines Besitzers sprechen sollte. Es war ein einstöckiges, aber breites Gebäude, das im griechischen Stil erbaut war, vorn eine offene Säulenhalle aufwies und durch einen kleinen Vorgarten von der Straße getrennt war. Auch hinter ihm lag ein Garten, der weit umfangreicher als der vordere war und zu beiden Seiten sich mit dem Vorgärtchen vereinigte, so daß das Haus im Sommer inmitten von Baumgruppen fast vollständig versteckt sich zeigte.

Ein kunstvoll geschmiedetes Gitter schloß es von der Straße ab, die als solche bereits längst im städtischen Bebauungsplan eingereiht und auch schon vermessen worden war. An die eine Seite des Gitters schloß sich der Eingang zur Fabrik an, die durch eine weit in den Hintergrund sich hinziehende Mauer von der Wohnstätte getrennt war; auf der anderen Seite befanden sich Einfahrt und Eingang zum Hause — der

letztere führte über ein paar Stufen hinweg durch eine Seitenthür.

Mit seiner einfach wirkenden Vorderansicht ohne das Auge verwirrende Zieraten, mit seinen großen, gewölbten Spiegelscheiben, hinter denen schwere, dunkle Vorhänge und dicht an die Fenster gestellte Vasen den Blick sofort auf sich zogen, machte das Haus einen durchaus vornehmen Eindruck. Es zeugte von jener Gediegenheit, die ihren Wert in sich trägt und nicht dazu geschaffen ist, durch krause Buntheiten das Auge zu täuschen; es hatte etwas mit jenem Weisen gemein, der den schlechten Rock deswegen nicht gern mit einem neuen vertauscht, weil er weiß, daß in dem alten die Tasche für die Banknoten am dauerhaftesten ist.

Noch heute findet man mitten in den industriereichsten Vorstädten Berlins derartige kleine Fabrikantenhäuser, die einst frei und unbeengt standen, nun aber eingekeilt zwischen vierstöckigen Riesen dem Wanderer von dem Trotz geldstolzer Leute erzählen, die es nicht nötig zu haben glauben, mit einer Raumverschwendung nach oben hin zu geizen, wo man sehr wohl noch drei Stockwerke hätte aufsetzen können. Grundstückspekulanten pflegen allerdings achselzuckend nur von einer „Baustelle" dann zu sprechen und daran die Bemerkung zu knüpfen, daß sie derartige Leute, die die Wohnungsverhältnisse nicht auszubeuten verständen, nicht begreifen könnten.

Karl Friedrich Treuling war von jeher ein solcher Trotzkopf gewesen, der eine Bürgertugend darin zu finden glaubte, an der Scholle kleben zu bleiben.

Man hatte ihm längst geraten, seine Fabrik zu verlegen, ebenso wie man ganz offen die Verwunderung darüber ausgesprochen hatte, daß er noch immer dieses schlichte Haus bewohne und sich nicht schon längst im Westen von Berlin oder im Tiergartenviertel eine prachtvolle Villa mit allen neuzeitlichen Einrichtungen gebaut oder gekauft habe.

Es wäre ihm allerdings nichts leichter gewesen als das; aber er hatte alle diese Ansinnen lächelnd zurückgewiesen. So lange er, seine Frau und sein Sohn sich in diesen Verhältnissen wohl fühlten, habe er keine Veranlassung, sich zu verändern — war die Antwort, die er zu geben pflegte. Sie war seit Jahren immer dieselbe geblieben.

Und er fühlte sich auch thatsächlich ganz wohl dabei und wurde in seinen Anschauungen unterstützt von seiner treuen Ehehälfte Franziska, deren Ansprüche am Leben weit hinter denjenigen zurückblieben, die die Frauen in einer derartigen angenehmen Lage zu stellen pflegen. Sie machte in jedem Jahre regelmäßig mit dem Alten ihre kleine Reise, bald an die See, bald ins Gebirge, hatte ihren ständigen Platz im Schauspiel- und Opernhause, verfügte über Pferd und Wagen, und war gesund und stets bei guter Laune; das genügte ihr vollkommen. Und vor allem: sie besaß ihren Sohn, diesen „Prachtkerl", wie sie ihn zu nennen pflegte, sobald der vertrauliche, häusliche Ton es gestattete.

Eberhard war in dieser Beziehung gleichgeartet wie die Eltern; er fügte sich in alles. Waren sie verreist, so konnte man sich ganz und voll auf ihn verlassen; kamen sie zurück, so packte er vergnügt seine Koffer, um einen kleinen Abstecher zu machen. Höchst selten, daß er einmal mit ihnen zusammen abdampfte. Das war dem Alten auch ganz recht; er konnte dann mit um so größerer Ruhe sich die geschäftlichen Gedanken aus dem Kopf schlagen. Es ging alles wie am Schnürchen; alle drei Tage schrieb man sich, gab immer nur günstige Nachrichten und lag dann nach Wochen sich wieder wohlgefällig in den Armen.

Im Grunde genommen war Karl Friedrich Treuling doch schlauer als alle guten Freunde glaubten, die ihm Ratschläge zu erteilen sich anmaßten. Seine Fabrik verlegen — jetzt schon! Was diese Herren sich dachten? Für so unüberlegt brauchte man ihn doch wirklich nicht zu halten! Dazu käme

doch immer noch die Zeit ... das waren so die Betrachtungen, die er anstellte.

Er hatte also doch ganz besondere Absichten, die eng mit der überraschend schnellen Zunahme der Bevölkerung in diesem Viertel zusammenhingen. Der Wert von Grund und Boden in dieser Gegend stieg von Jahr zu Jahr, die Notwendigkeit der Anlage neuer Straßen stellte sich immer mehr heraus; es gehörte also keine große Rechenkunst dazu, um zu der Überzeugnng zu kommen, daß auch er, Friedrich Treuling, die glänzendsten Aussichten habe, eines Tages das Zehnfache des Ankaufsgeldes, das er vor zwanzig Jahren gezahlt hatte, aus seinem Grundstück herauszuschlagen.

Bauend auf seinen guten Blick, hatte er bereits vor einem Jahrzehnt einige Felder angekauft, die an seine Fabrik grenzten und die er nicht zu teuer zu bezahlen brauchte, weil sie sogenannte verlorene Winkel bildeten, aus denen nichts Rechtes zu machen war. Aber zu seinem Grundstücke gehörend, wurden sie zu Gold, denn er war nicht im Zweifel darüber, daß hinter der Fabrik eines Tages eine Straße durchgelegt werden würde.

So standen die Dinge, als Treuling der Ältere plötzlich aus seiner geschäftlichen Zurückgezogenheit heraustrat und sein Glück in Börsenspekulationen versuchte. Es war das lediglich die Folge eines Gründungsplanes, mit dem man eines Tages an ihn herangetreten war, den er aber schließlich zurückgewiesen hatte. Man hatte ihm den Vorschlag gemacht, seine Fabrik in eine Aktien-Gesellschaft umzuwandeln. Es war dies nicht das erste Mal. Schon früher hatte man ihn wiederholt zu ködern versucht; er aber war stets fest geblieben. Das hätte er während der Gründerzeit zehnmal haben können, hatte er regelmäßig geantwortet.

Diesmal aber war von dem Spekulationsfieber ein Keim in ihm zurückgeblieben, und das hatte er einem Freunde zu

verdanken, der ihn fast mit Gewalt dazu gezwungen hatte, einmal den „Versuch“ zu machen. Und dieser erste Versuch war wirklich glänzend geglückt, und das hatte die Sucht, mühelos große Summen zu gewinnen, derartig in ihm entfacht, daß er schließlich wie von einem Taumel ergriffen wurde und immer wieder aufs neue auf dieses gefährliche Glatteis ging, so oft er sich auch schon vorgenommen hatte, es zu unterlassen.

Aber er tröstete sich immer mit der Thatsache, daß bis jetzt seine Verluste fast lächerlich gering zu nennen waren gegenüber den Gewinnen, die er eingeheimst hatte. Mit Ängstlichkeit vermied er es dabei, seiner Frau und seinem Sohne irgend etwas davon merken zu lassen, weniger aus Furcht als eingedenk seines alten Grundsatzes, den er zu ihnen mehr als einmal geäußert hatte: die verlockendsten Zugeständnisse würden ihn niemals dazu verleiten können, sich in gewagte Unternehmungen einzulassen.

Am heutigen Tage ging er unruhig in seinem Geschäftszimmer auf und ab, das neben dem großen Kontor lag, im Erdgeschoß des rechten Seitenflügels der Fabrik.

Es war ein nicht zu großer Raum, behaglich ausgestattet und mit einem Zugang direkt zum hinteren Garten des Wohnhauses versehen. Vor den Fenstern, die nach dem Fabrikhof gingen, standen buntgestickte, durchsichtige Vorsetzer, über welche er wiederholt hinausblickte, um einen Ableiter für das zu finden, was ihn bewegte. Sonst hatte er für alles Interesse, was draußen vorging; heute jedoch ließ ihn alles gleichgiltig.

Er hatte soeben durch den Fernsprecher eine unangenehme Nachricht erhalten, die ihn bedeutend aus seinem geschäftlichen Gleichgewicht gebracht hatte. Man hatte ihm mitgeteilt, daß die Aktien einer Metallfabrik, von denen er einen großen Teil weit über ihren eingeführten Wert an sich gebracht hatte in

der sicheren Voraussetzung, daß sie bald auf das Doppelte steigen würden, plötzlich rasend herabgegangen seien und zwar infolge der künstlichen Kurstreiberei seines Vertrauensmannes, die sich nun bitter zu rächen schien.

Das Gerücht sollte sich plötzlich verbreitet haben, daß die neugegründete Fabrik leistungsunfähig und das erlangte Patent auf einen Bedarfsartikel durch Verbesserung einer Konkurrentin so gut wie überflüssig geworden sei. Wenn sich diese Hiobspost bewahrheitete, so bedeutete das für ihn einen Verlust von hundertundzwanzigtausend Mark, gerade hoch genug, um ihm die Stimmung auf ein Jahr hinaus zu verderben.

Karl Friedrich Treuling war ein Mann von etwa sechsundfünfzig Jahren, hochgewachsen und breitschultrig, mit einem Kopfe, den noch volles, aber bereits stark ergrautes Kopfhaar zierte und in dessen von einem kurzgestutzten Backenbart umrahmten Gesichte viel Zähigkeit und Entschlossenheit zu lesen war. Was besonders auffiel, waren die scharf ausgeprägten Züge um die Mundwinkel, die sich um das kleine Schnurrbärtchen wie vernarbte Messerschnitte eingegraben zeigten, und starke, buschige Brauen, unter denen klare Augen lagen, deren zeitweiliger Ausdruck darauf hinwies, daß auch die in ihnen schlummernde Milde und Güte erweckt werden könnte.

In diesen Minuten allerdings deuteten sie auf das Gegenteil, denn sie gingen unstät hin und her.

Nachdem Treuling einige Male auf- und abgegangen war, schien er endlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Er trat an den Haus-Fernsprecher und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, die mit dem Wohnhause in Verbindung stand. Er wartete eine Weile, währenddessen er wiederholt den Kopf schüttelte, und rief dann in das Mundstück hinein:

„Du da — Franziska? Ja? ... Ist denn Eberhard noch nicht gekommen? ... Nein? ... Na, das ist doch unerhört! Wo steckt denn der Junge heute? Er wollte doch um elf Uhr zurück sein ... und jetzt ist es bereits halb zwölf! Seine ewigen Dienste für die guten Freunde! Der hätte ja selbst nach Berlin kommen können und es besorgen. Und ich stehe wie auf Kohlen und muß fort zu einem Geschäftsfreunde wegen Fabrikangelegenheiten ... Nein, kann ich nicht! Ich erwarte hier jemand; da muß er wenigstens hier sein. Heute geht auch alles schief! ... Wilhelm soll anspannen ... Sei so gut und laß mir ein Glas Malaga hinstellen ... weiter nichts. Der Junge muß ja jede Minute kommen; er ist doch sonst immer pünktlich! ... Heute natürlich wie 'ne Normaluhr."

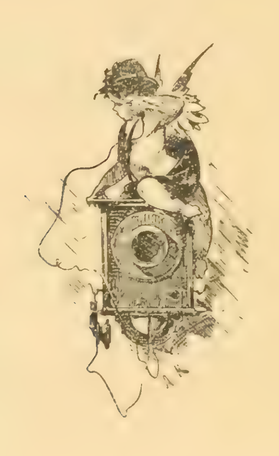
Eine Pause trat ein, während welcher er plötzlich aufmerksam horchte. Dann schrie er wieder aufs neue hinein: „Wer kommt angefahren? ... Frau Bandel nebst Tochter? Ach was! Das thut mir wirklich leid, daß ich gerade jetzt so auf dem Sprunge stehe ... Ja, Du hast recht ... Ich werde kommen; sei nur recht liebenswürdig ... wie immer! Und nun muß der Junge gerade nicht hier sein! Ich werde ihm aber den Marsch blasen! Er thut wirklich seit einiger Zeit so, als hätte er seinen Kopf nur für sich und nicht auch für uns ... Gut also, ich komme. Leg mir alles bereit. Schluß."

Er steckte den Verschluß in das Mundstück und ging dann eilig zu der Thür mit matter Glasscheibe, die in das große Kontor führte, öffnete sie und rief in den anderen Raum:

„Es bleibt also dabei, Herr Knauerhaase; die Sache wird mit dem Herrn erledigt! Ich ließe mich noch vielmals entschuldigen ... dringender Geschäfte wegen. Mein Sohn wird übrigens nicht mehr lange ausbleiben. Er weiß ja Bescheid."

„Jawohl, Herr Treuling ... ich werde alles bestellen,“ klang es zurück.

Dann schloß der Chef die Thür, bedeckte den Kopf mit einer leichten Hausmütze und verließ durch die schwere, eisenbeschlagene Thür, die nach dem Garten führte, das Zimmer.





Unangenehmer Besuch.

Der alte Treuling fand den angekündigten Besuch bereits im „roten Salon“ vor, in dem ersten der drei großen Vorderzimmer, das seiner Purpurtapeten und der gleichfarbigen Polstermöbel wegen diese Bezeichnung trug. Die ganze Einrichtung zeugte von Geschmack und von jener Wohlhabenheit, die, ohne aufdringlich zu erscheinen, dem Beschauer die nötige Achtung einflößt.

Man sah auf den ersten Blick, daß der Besitzer dieses Heims nicht zu Gunsten der Verständnislosen prahlen wollte, daß er vielmehr auch Wert darauf legte, von kunstsinnigen Leuten verstanden zu werden. Die Ölgemälde an den Wänden, Werke moderner Meister, stellten ein kleines Vermögen dar, und zwei Marmorbüsten auf hohen Säulen in den Ecken wiesen darauf hin, daß man nicht erst die Paläste des inneren Berlin aufzusuchen brauchte, um zu der Überzeugung zu kommen, daß der edle Stein den Wert einer Bildhauerarbeit erhöhe.

Auch die echte Bronze war vertreten in zahlreichen Figürchen und Schmucktellern, die auf kunstvoll geschnitzten Eck- und Wandbrettern leuchtend sich von der Tapete abhoben. In den geschliffenen Glasgehängen des venetianischen Kronleuchters an der Decke spielte das Sonnenlicht und erzeugte Strahlen des herrlichsten Regenbogenglanzes.

Mutter und Tochter waren soeben erst eingetreten, und die Begrüßung mit der Frau vom Hause war noch nicht erschöpft. Franziska war eine würdig aussehende Frau, die trotz ihrer fünfzig Jahre noch völlig dunkles Haar hatte, von jener kastanienbraunen Färbung, die einen natürlichen Glanz besitzt und das Auge um so mehr entzückt, wenn es ein Gesicht umrahmt, dessen Grundton die Zartheit des Alabasters zeigt, wie es hier der Fall war. Um so überraschender wirkte als Gegensatz die große Beweglichkeit der mittelgroßen, etwas zur Wohlbeleibtheit neigenden Frau, die auf die Dauer den Eindruck der Vornehmheit, den man zuerst empfand, stark verwischte.

Franziska war ganz die landläufige Erscheinung der aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgegangenen Fabrikantenfrau: anfänglich viel Zurückhaltung und Gemessenheit in ihrem Wesen, dann Neigung zum Sich-geben-lassen und zur Redseligkeit, falls die Gelegenheit sich dazu bot, wenn man „unter sich“ war. Dazu ein klein wenig Sucht, sich zu putzen und bei Veranlassungen den Reichtum zur Schau zu tragen, nicht in aufdringlichem Sinne, sondern gezwungen durch die Thatsache, daß „man es dazu hatte“.

Der Grundzug ihres Wesens war im allgemeinen Milde und Güte Niedrigerstehenden gegenüber, Duldsamkeit gegen Andersdenkende, aber völlige Unterordnung, wenn es sich um die Bestimmungen ihres Mannes handelte.

„Sie kommen doch gleich 'n bißchen zu mir nach hinten ... da ist's gemütlicher,“ sagte Frau Treuling, die noch immer die Hand Herthas hielt. „Für Biskuit und Wein ist bereits gesorgt.“

„Wird dankbar acceptiert, liebe Freundin,“ erwiderte Frau Bandel lächelnd. „Nein, diese Aufmerksamkeit von Ihnen; es ist entzückend! Kaum hat man Ihnen zu verstehen gegeben, was man gerne nascht, und sofort haben Sie sich das gemerkt ... Sie führen wohl ein Tagebuch darüber?“ fügte sie lachend hinzu, während sie den obersten Haken des modernen

Frühjahr-Dolmans löste ... „Lassen Sie nur, es geht schon allein ... Ich danke.“

Sie schlug gern einen überlegenen Ton an, weil sie wußte, daß Franziska auf jeden Scherz einzugehen pflegte.

„Ich kenne doch mein Leckermäulchen,“ erwiderte diese und klopfte Hertha leicht und wohlmeinend auf die Wange. Sie hatte sich schon so an den Gedanken gewöhnt, das junge Mädchen eines Tages zu ihrer Familie rechnen zu dürfen, daß sie es schon jetzt fast wie ihre eigene Tochter behandelte.

Und Hertha ließ sich das alles gern gefallen, da sie Frau Treuling wie die eigene Mutter verehrte. So erwiderte sie denn lustig: „Sie werden mich noch ganz verwöhnen, beste Frau Treuling ... Ich weiß wirklich nicht, womit ich so viel Liebe verdient habe.“

„Weil Sie immer noch mein reizendes Mäuschen sind, das ich habe aufwachsen sehen,“ sagte Frau Treuling und legte ihren Arm um Herthas schlanken Leib; „und das sollen Sie auch bleiben.“

„Nein, was Sie wieder für eine feine Vormittagsrobe tragen!“ fiel Frau Bandel bewundernd ein. „Was für ein köstlicher Besatz! Wie sind Sie nur wieder auf diesen grandiosen Einfall gekommen? ... Es steht Ihnen reizend.“

Sie wußte, daß für derartige kleine Schmeicheleien Franziska ein empfängliches Gemüt besaß und dadurch bei bester Laune blieb.

Man machte noch einige allgemeine Bemerkungen darüber, als endlich der Fabrikherr eintrat, nachdem er sich bereits vorher durch einen lauten Gruß vom Nebenzimmer aus bemerkbar gemacht hatte.

„Nur ein paar Worte, meine Damen, damit Sie wenigstens sehen, daß ich gesund und munter bin,“ sagte er und streckte Mutter und Tochter seine Hände entgegen, indem er sich den Anschein eines Mannes gab, dem durchaus nichts Unangenehmes passiert ist und der immer dieselbe freundliche Miene bereit

hat. „Ich habe nämlich notwendigerweise ein ganz dringendes Geschäft vor und muß nach der Stadt.“

„Ihr Männer immer, mit Euren ganz dringenden Geschäften,“ sagte Frau Bandel mit liebenswürdigem Schmollen. „Ich finde das nun einmal ganz abscheulich, und zwar um deswegen, weil ich das aus Erfahrung von meinem Manne kenne. So werden uns manchmal die besten Stunden geraubt.“

„Um diesen Verlust nachher mit den schönsten Kleidern bezahlt zu sehen,“ fiel Treuling etwas boshaft ein, um diesen Einfall, den er ähnlich schon oftmals angewandt hatte, abermals anzubringen.

„Da haben auch wir unsern Teil,“ bemerkte Frau Bandel lachend und wandte sich Franziska zu.

Treuling erkundigte sich dann nach seinem Freunde, „dem Alten“, worauf die verschiedensten Reden und Gegenreden folgten. Dann bat er nochmals um Entschuldigung und wollte sich zurückziehen, als Frau Bandel mit der Absicht, darauf zu kommen, was sie bereits längst berühren wollte, einwarf:

„Sie sprachen vorhin von Geschäften, Herr Treuling. Sie brauchen sich doch wirklich nicht zu beklagen, denn Sie haben doch in Ihrem Eberhard eine vorzügliche Stütze ... Er steckt wohl hinten in der Fabrik, wie?“ fügte sie dann scheinbar gleichgiltig hinzu. Ein bezwingender Blick traf Hertha, der sie abhalten sollte, vorlaut zu werden.

„In dieser Beziehung haben Sie recht, beste Frau Bandel ... Aber ich bin heute etwas ärgerlich auf ihn; ich weiß nämlich nicht, wo er bleibt — er hatte verschiedene Geschäfte für einen Freund zu erledigen.“

„So, so — also für einen Freund,“ fiel Frau Bandel etwas gedehnt ein. „Wissen Sie das genau?“

„Ganz genau, liebe Freundin,“ erwiderte Franziska für ihren Mann.



I 20 S. 468

„So [illegible] — [illegible] einen Freund," fiel Frau Bandel etwas gedehnt ein.
„[illegible]ssen Sie das genau?"

Hertha wandte sich plötzlich von der Gruppe ab und betrachtete aufmerksam eins der Ölbilder an der Wand, trotzdem sie alle Einzelheiten desselben bereits kannte.

„Er muß aber jedenfalls bald kommen," bemerkte Treuling ahnungslos. „Dann halten Sie ihn dreist ein Viertelstündchen fest; einstweilen wird meine Frau die Güte haben, Ihnen die Zeit zu verkürzen. Ich bitte nochmals um Entschuldigung, ich muß wirklich fort. Adieu! Grüßen Sie mir den Alten; Sonnabend sehen wir uns ja so wie so."

Er drückte Mutter und Tochter abermals die Hand und ging, um sich zur Ausfahrt fertig zu kleiden.

„Sie sagten das vorhin so komisch, liebe Freundin," sagte Franziska dann plötzlich, als sie mit dem Besuch wieder allein war; „glauben Sie denn nicht, daß er uns die Wahrheit gesagt haben könnte? Es ist das derselbe Freund, mit dem er letzthin vielfach des Abends zusammen war. Allerdings kennen wir ihn gar nicht. Wahrscheinlich irgend eine Bierbekanntschaft. Auffallend war uns nur, daß er regelmäßig früher wegging als sonst und dann sehr solide nach Hause kam. Wissen Sie darüber etwas Näheres?"

Frau Bandel sah sich nach Hertha um und tuschelte dann: „Ja, meine Liebe, haben Sie denn niemals daran gedacht, daß dieser Freund eine Freundin sein könnte? Eine sehr intime sogar? ... Ich scheute mich, es in Gegenwart Ihres Mannes zu sagen."

„Aber meine liebe Frau Bandel!" erwiderte Franziska, ebenso gedämpft, lächelnd und im Tone gut gemeinten Vorwurfs. „Wie können Sie so etwas von Eberhard denken? Sie kennen ihn doch ebenso gut wie ich und sollten wissen, daß er derartige Sprünge gar nicht macht."

„Aber wenn ich nun die Beweise dafür hätte ... die betreffende Person mit eigenen Augen gesehen hätte, was dann?"

„Ja, ich falle ja wie aus den Wolken, liebe Freundin! Ich wüßte wirklich nicht, was ich dazu sagen sollte ... Wenn

Sie das so bestimmt wissen — so geben Sie mir doch völlige Aufklärung, ich bitte Sie darum!"

Frau Treulings Lippen bebten leicht; ihr Gesicht war um einen Schein bleicher geworden. Eine derartige Enthüllung hatte sie nicht erwartet. Und daß ihr dieselbe gerade von der Mutter desjenigen Mädchens gemacht werden mußte, dessen Geschick ihr wie dasjenige ihres Sohnes am Herzen lag, das berührte sie am unangenehmsten.

„Hertha weiß darum; aber lassen Sie sich um Gottes willen nichts merken," fuhr Frau Bandel hastig fort. „Es war eine Situation, ich sage Ihnen — ich möchte sie nicht zum zweitenmal erleben. Sie war um so schlimmer, als uns später gesagt wurde, Eberhard habe sich bereits mit dieser Person sehr tief eingelassen, er betrachte sie geradezu als seine Braut."

„Lächerlich!" preßte nun Franziska unwillig hervor.

„Ganz dasselbe habe ich bereits gesagt, aber das ändert nichts an der Thatsache . . . Kommen Sie auf ein paar Minuten ins Nebenzimmer . . . Hertha, gedulde Dich ein paar Augenblicke!" rief sie dann laut ihrer Tochter zu.

„Schön, Mama."

Als die beiden Frauen nach etwa zehn Minuten in den roten Salon zurückkehrten, stand Hertha noch ebenso unbeweglich vor dem Bilde, wie sie sie verlassen hatten.

„Nun komm, Kindchen; Frau Treuling hat mir nur etwas gezeigt, was Dein Interesse nicht besonders erregen kann," sagte Frau Bandel gleichgiltig, als wäre nichts Besonderes vorgefallen.

Alle Drei gingen in das sogenannte Wohnzimmer, dessen Fenster nach dem hinteren Garten hinausgingen und in welchem sich Franziska mit Vorliebe aufzuhalten pflegte. Eine große Glasthür führte zu einer verdeckten, von Säulen getragenen Halle, von welcher aus man in den Garten gelangte. Da trotz der frühen Jahreszeit die Luft außerordentlich milde war, so war die Glasthür geöffnet. In breiten Strömen

flutete das Licht des Frühlingstages herein. Draußen war der Gärtner mit einem Gehilfen bereits beschäftigt, den Erdboden zu lockern und die Rosenbäumchen von der Strohumhüllung zu befreien. Stille herrschte ringsumher; nur von der Fabrik drang das leise Ächzen und Surren der im Gange befindlichen Maschinen herüber.

„Es muß doch Frühling werden!“ rief Frau Bandel im Vortragstone aus, als sie alle Drei zusammen auf dem Vorbau standen und eine Weile der Beschäftigung der Gartenarbeiter zusahen.

Man machte ein paar gleichgiltige Bemerkungen und hörte dann vom Seitenthore her das Getrappel der Pferde, die den alten Treuling davonführten. Dann folgte ein Rundgang durch den Garten, wobei nur das besprochen wurde, was durchaus notwendig war. Das Gespräch wollte nicht mehr recht in Fluß kommen, auch dann nicht, als alle Drei wieder im Zimmer saßen, einen Schluck Wein nahmen und Frau Bandel sich zu der Behauptung verstieg, daß „der Biskuit delikat“ sei. Sie hatte das bereits zum drittenmal gesagt.

Am schweigsamsten war Franziska, die hin und wieder ganz zerstreute Antworten gab. Mit keinem Worte kamen die Frauen auf das zurück, was sie über Eberhard und Hannchen gesprochen hatten. Ein unangenehmes Gefühl beherrschte sie alle Drei. Man hatte die Empfindung, welche Menschen zu haben pflegen, die plötzlich auf etwas Unangenehmes gestoßen sind, worüber man nicht gern spricht.

Frau Bandel glaubte, den Besuch nicht so lange ausdehnen zu müssen, als sie eigentlich vorgehabt hatte. Sie äußerte sich gerade darüber, als es klopfte und Lina, das Hausmädchen, mit einer Karte in der Hand hereintrat.

„Dieser Herr wünscht die gnädige Frau zu sprechen,“ sagte sie.

„Mich?“ fragte Franziska und warf einen flüchtigen Blick auf das Papier.

„Jawohl. Erst fragte er nach dem jungen Herrn und dann nach Herrn Treuling, und als ich ihm sagte, daß beide nicht zu Hause wären, will er durchaus die gnädige Frau sprechen."

„Sie hätten ihn doch nach dem Kontor weisen sollen; ich kenne den Herrn gar nicht."

„Das habe ich auch gethan; aber er sagte, er hätte mit den Geschäften gar nichts zu thun, er käme in Familienangelegenheiten. Er wollte sich durchaus nicht abweisen lassen. Es wäre sehr dringend."

„Ja, kennen Sie ihn denn? War er schon 'mal hier? Wie sieht er denn aus?"

„Ich hab' ihn noch niemals gesehen, glaube auch nicht, daß er mit dem Herrn Papa bekannt ist. Es wird wohl ein Freund von Herrn Eberhard sein. Er ist sehr nobel gekleidet, und jung ist er auch noch. Ein sehr hübscher Mensch, aber es ist ganz kurios" — hier wagte Lina leicht zu lachen — „er benimmt sich so drollig. Er verbeugte sich so tief vor mir . . . ich konnte mir kaum das Lachen verbeißen."

Währenddessen hatte Franziska den Namen auf der Karte gelesen: „Heinz Tetzlaff, Bildhauer — den Namen habe ich in meinem Leben noch nicht gehört," sprach sie kopfschüttelnd vor sich hin. „Führen Sie den Herrn in den roten Salon! Ich werde sogleich kommen."

„Schön."

Lina ging hinaus.

„Wie war der Name? Erlauben Sie doch einmal, bitte, die Karte," fiel Frau Bandel lebhaft ein, nachdem die Thür sich kaum geschlossen hatte.

„Bitte, hier!" Franziska erfüllte ihren Wunsch.

„.Tetzlaff . . . aber so heißt ja das Mädchen — das Verhältnis Eberhards," flüsterte sie rasch. „Vielleicht ist's ein Verwandter, oder gar der Bruder. Das wäre ja hochinteressant. Benutzen Sie die Gelegenheit! . Vielleicht ist

das ein glücklicher Zufall, der uns behilflich ist, alles rasch zum Guten zu führen."

Hertha hatte den Namen sofort bei der ersten Nennung richtig verstanden. Das Tuscheln der Mutter sagte ihr, daß wieder etwas im Gange sei, worüber sie nichts erfahren solle. Sie ärgerte sich nachgerade; aber als wohlerzogenes Mädchen erhob sie sich und ging langsam, wie von Neugierde getrieben, hinaus auf den Vorbau mit einer höchst gleichgiltigen Miene, als würde sie durch die Umstände durchaus nicht dazu gezwungen.

„Meinen Sie, daß das der Fall sein könnte?" fragte Franziska nun etwas lauter.

„Aber sicher! ... Die beste Gelegenheit für Sie, um zu erfahren, wie weit die Sache bereits gediehen ist."

Franziska überlegte eine Weile. Die Überraschungen drangen heute so unvermittelt auf sie ein, daß sie fast das sonst so ruhige Gleichgewicht ihrer Seele verlor. Es handelte sich allerdings um ihren einzigen Sohn, den sie plötzlich in Bahnen entdeckt hatte, die ihr nicht behagten; aber es widerstrebte doch ihrem innersten Gefühle, sich aufs neue Einflüsterungen hinzugeben, bevor sie ihn selbst gehört hatte.

„Es ist doch besser, ich gebrauche irgend eine Ausrede und lasse ihn nachmittag wiederkommen, wenn Eberhard hier ist. Da kann gleich alles zur Aussprache kommen," sagte sie plötzlich und wollte sich schon erheben, um auf den Knopf der elektrischen Klingel zu drücken; aber Frau Bandel hielt sie zurück, indem sie sagte:

„Aber so handeln Sie doch nicht unüberlegt, beste Freundin! Es wäre doch besser, wenn Ihr Mann gar nichts davon erführe. Jetzt sind wir ganz unter uns, können die Sache nachher noch reiflich überlegen. Und wenn Sie dann Eberhard in aller Güte alles vorstellen —"

„Sie haben recht," fiel ihr Franziska ins Wort. „Kommen Sie und hören Sie im Nebenzimmer alles mit an! Man

kann ja nicht wissen, ob der Mensch unverschämt wird. Neugierig bin ich doch — das kann ich Ihnen sagen."

„Aber ich erst, das können Sie sich wohl denken. Wer weiß, was das für ein Bildhauer ist! Wahrscheinlich einer, der Grabdenkmäler macht."

Beide erhoben sich. Frau Bandel trat in den Rahmen der Glasthür und sprach hinaus:

„Gedulde Dich wenige Augenblicke, Hertha, wir sind gleich wieder zurück."

„Schon wieder Geheimnisse, Mama? Ich fühle mich nun wirklich bald zurückgesetzt."

Sie sagte es lächelnd, aber ihre Ungeduld verriet sich deutlich.

„Es muß Dir doch genügen, Kindchen, wenn ich eine Bitte ausspreche."

„Ich sage ja auch gar nichts, Mama," erwiderte Hertha schmollend.

„Ich weiß das auch stets zu schätzen an Dir, mein Kind. Halte Dich nur immer bereit; wir fahren dann gleich!"

Als sie das sagte, war Franziska bereits nach vorne gegangen. Sie folgte und nahm im großen Balkonzimmer, unmittelbar neben dem großen Thürvorhang Platz, indem sie sich bemühte, hin und wieder einen Blick in den Nebenraum zu gewinnen, den Frau Treuling soeben betreten hatte.

Im roten Salon hatte Franziska eine hochgewachsene Gestalt vor sich, die in einem grauen Sommerhavelock steckte und ihr den Rücken zukehrte.

Da ein großer, weicher Teppich den ganzen Fußboden bedeckte, hatte Heinz sie nämlich gar nicht kommen hören. Er stand vor der einen Marmorbüste in der Ecke und betrachtete diese aufmerksam, wobei sein Kopf hin- und herging, was sie sehr komisch fand. Es sah aus, als wäre er kurzsichtig und als käme seine Nase wiederholt mit dem Marmor in Berührung. Dann machte er plötzlich einen Schritt zurück, erhob den Kopf,

neigte ihn nach hinten, dann nach rechts und links und setzte in dieser Stellung seine Musterung fort.



„Famoser Kopp," sprach er halblaut vor sich hin. Einige Augenblicke sah sie schweigend diesem Gebahren zu, dann sagte sie laut: „Guten Tag! Womit kann ich Ihnen dienen?"

Mit großer Geschwindigkeit drehte Heinz sich um, machte sofort eine tiefe Verbeugung, die er dann mit etwas geringerer Neigung wiederholte, woraus sie sofort entnahm, daß ihm derartige Begrüßungen etwas ungewohnt seien.

„O, pardon, werte Frau ... bitte vielmals um Entschuldigung, daß ich so vertieft war!" platzte er hervor; „aber dieser Kopf ist brillant gemacht — er ist von Cauer, ich habe es schon gesehen. Der hat was los! .. Bitte nochmals um Entschuldigung."

Der scheint ja ganz gute Manieren zu haben, dachte Frau Bandel im Nebenzimmer. Und seine Stimme klingt auch nicht unangenehm. Franziska bestätigte das Gehörte durch ein leichtes Kopfnicken, wobei ihr Blick die ganze Gestalt umfaßte. Das Künstlerische seiner Erscheinung, die viel Gesuchtes enthielt, fiel ihr sofort auf.

Er trug Schnabelschuhe, weite, helle Beinkleider, die nach französischem Schnitt unten sich engten und in Falten über den Fuß fielen, und eine schwarze Sammetjoppe, die unter dem offenstehenden Havelock sich auffallend vornehm ausnahm und über der oben am Halse der lose geschlungene Knoten eines blauen, weiß punktierten Halstuches sichtbar war, dessen Enden und Schleife eine etwas ungewöhnliche Ausdehnung zeigten und von dem Stehkragen wenig sehen ließen.

In der tadellos behandschuhten Rechten hielt er das Stöckchen, mit dem er bei Freudenfeld bereits Eindruck gemacht hatte. Den schwarzen, weichen Filzhut und den linken, abgestreiften Handschuh hatte er auf einen Polstersessel geworfen. Die üppige Künstlertolle hing ihm nach wie vor über die Stirn; einige blonde Härchen über der Oberlippe und am Kinn zeugten dafür, daß er bis jetzt den Besuch eines Barbiers noch immer gescheut hatte.

„Sie wünschten mich zu sprechen, oder eigentlich meinen Sohn, wie mir bestellt wurde ... Darf ich fragen, in welcher Angelegenheit?“ fragte Franziska, etwas freundlicher gestimmt, aber noch eben so ruhig wie zuvor.

Heinz überhörte die Frage, nickte noch ein paarmal, machte abermals eine leichte Verbeugung und fiel sofort ein: „Darf ich mir erlauben, mich Ihnen 'mal erst vorzustellen? Mein Name ist Heinz Tetzlaff, ich bin Bildhauer ...“

„Davon habe ich mich bereits durch Ihre Karte überzeugt ... das stand wenigstens darauf,“ erwiderte Frau Treuling, die das ganze Auftreten des Besuchers ebenso seltsam als unbeholfen fand. „Daß Sie ein Künstler sind, glaube ich Ihnen anzusehen — oder vielleicht erst noch Kunstschüler?“

„Ganz recht, ganz recht ... das wollte ich Ihnen eben sagen, geehrte Frau ... Ich bin in einem Meisteratelier an der Akademie. Da modelliere ich. Die Professoren sagen alle, det — — daß ich Talent habe. Sehr viel Talent, namentlich dafür, solche Dingers zu machen ... süßliche Sachen,

wie in der Ecke da. Ein famoser Kopp, ein janz famoser Kinder-Kopp. Alles hübsch ausgeführt — weich und mollig. Namentlich hier um die Nog — um die Augen. Wohl Ihr Fräulein Tochter als Kind, wie? Alles fein, sehr fein sogar!"

Es war allerdings Eberhards verstorbenes Schwesterchen, deren liebliches Gesicht noch bei Lebzeiten die Eltern hatten verewigen lassen.

Zu Franziskas Erstaunen trat Heinz abermals an die Büste heran und begann, sie allen Ernstes auf die Schönheiten aufmerksam zu machen, indem sein langer Zeigefinger der rechten Hand in der Luft fortwährend Kreise und Linien beschrieb. Er that das alles ganz zwanglos, als wäre er hier ein alter Freund und dürfte sich einen derartigen Vortrag erlauben, ohne zu befürchten, unterbrochen zu werden.

„Ist ja, wie gesagt, 'n bißken süßlich; aber es liegt 'was drin! Man merkt zwar sofort die Schmeichelei, aber janz jut gemeint! Cauer kennt die Salons, und das ist die Hauptsache. Die janze andere Schmier — die ganze andere Kunst ist doch nur für die Ausstellung. Da schreiben sie drüber, aber es kooft — — kauft keener 'was ... Die andere da drüben ist wohl der verstorbene Sohn, was?"

Er deutete auf die zweite Büste, die einen Knaben von etwa acht Jahren darstellte. Er hatte mit seiner Annahme abermals das Richtige getroffen.

Im Nebenzimmer ertönte ein leises Kichern, das von Frau Bandel kam, die sich über die kecke Sprechweise, die immer den Mittelpunkt zwischen Hochdeutsch und Vorstadtton hielt, im Geheimen belustigte.

„Sie scheinen ja ein ganz merkwürdiges Interesse für meine Familienmitglieder zu entwickeln," fiel ihm Franziska, gut gelaunt, ins Wort, da sie sich von der Heiterkeit der Hausfreundin angesteckt fühlte. „Sie scheinen etwas viel Original zu sein, wie man es ja unter den Herren Künstlern häufig findet."

Heinz fühlte sich durch diese Anerkennung sehr geehrt. Er machte abermals den Rücken krumm und erwiderte:

„Na, ob! Original muß man sein in der Kunst, sonst bekommt man überhaupt niemals 'ne Medaille ... Was haben Sie denn für den Achenbach da gegeben? Der schmiert ooch — auch 'n Stiebel zusammen! Immer dasselbe Motiv: paar grüne Wellen mit recht viel Weiß druff, 'n paar Maste vom Schiff, und dann vorn 'ne Landungsbrücke mit 'm Dutzend Lootsen. Und dann macht er Preise, daß man auf den Rücken fällt. Mit der Malerei geht's immer mehr bergab. Das Eenzig — Einzige ist doch noch die Bildhauerei. In der Plastik liegt Jröße. Maler kann man bald werden, aber Bildhauer ist nich so leicht. 'n Bild habe ich nur von einer Seite zu betrachten, aber 'ne Figur kann man sich von allen Seiten besehen. Und da muß man zeigen, was man kann."

Er hatte die Absicht, an die Bilder heranzutreten, um auch diese in das Bereich seiner kritischen Ergüsse zu ziehen; aber Frau Treuling kam ihm zuvor, indem sie sagte:

„Ihre künstlerischen Anschauungen in allen Ehren — aber darf ich bitten, mich nun endlich über den Zweck Ihres Besuches aufzuklären ... mir steht leider nicht viel Zeit zur Verfügung."

Entschuldigen Sie gefälligst, wenn ich 'n bißchen abschweifte; aber wenn man etwas sieht, was ins eigene Fach schlägt, da wird man Feuer und Flamme," erwiderte er, nun ersichtlich bemüht, den gebildeten Menschen hervorzukehren. „Erlauben Sie, daß ich Platz nehme, meine Gnädige."

„Bitte." Franziska wies auf einen Sessel.

Da derselbe etwas niedrig war und Heinz sehr lange Beine hatte, so machte er erst den Versuch, diese weit von sich zu strecken, nachdem er sich gesetzt hatte. Dann zog er sie aber an sich, und als ihm auch das unbequem erschien, schlug er ein Bein über das andere, was Franziska sehr flegelhaft

fand, umsomehr, da er seinen Stock wiederholt auf dem Knie springen ließ.

Trotzdem nahm sie ihm gegenüber Platz und fragte:

„Kennen Sie meinen Mann, oder meinen Sohn? Wünschen Sie vielleicht mit einem von ihnen in Kunstangelegenheiten zu sprechen? Sie haben wohl erfahren, daß mein Mann viel Bekannte unter den Künstlern hat?"

Heinz war erstaunt, das zu hören, that aber so, als wüßte er das bereits.

„Wer sollte den Namen Treuling in der Künstlerwelt nicht kennen!" fiel er lächelnd ein. „Auch ich hoffe, in ihm bald meinen Beschützer zu finden. Ich weiß, die gebildete Geldaristokratie nimmt sich gern der jungen, aufstrebenden Künstler an. Und da auch unsere Familienbeziehungen die besten sind, so glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen —"

In diesem Augenblicke konnte Frau Bandel im Nebenzimmer ein helles Lachen nicht unterdrücken, so daß er verblüfft abbrach.

„Halten Sie sich Lachtauben, gnädige Frau?" fragte er ernst. „Ich kenne nämlich einen Herrn, der einige besitzt. Wie auf Kommando brechen die Bestien in ein Gelächter aus."

„Das gehört wohl nicht hierher," fiel Franziska unmutig ein. „Wie meinen Sie denn das mit den Familienbeziehungen? Ich verstehe Sie nicht."

„Oh — die Sache liegt doch sehr einfach, sehr geehrte Frau. Wenn Ihr Herr Sohn mein Schwager wird ... meine Schwester Hannchen ist doch seine Braut," fügte er rasch hinzu.

Frau Treuling machte eine Bewegung, als wollte sie entrüstet aufspringen. Sie bezwang sich aber sofort und erwiderte mit der alten Ruhe:

„Wenn ich Sie bis jetzt mit Geduld angehört habe, junger Herr, so geschah das um deswegen, weil Sie sich hier in meinem Hause befinden und ich zu einem Besuche niemals un-

höflich bin. Ich habe bereits einige Andeutungen gehört über das Verhältnis meines Sohnes zu Ihrem Fräulein Schwester und deshalb —"

„Verhältnis zu meiner Schwester? Aber erlauben Sie 'mal —!" unterbrach sie Heinz mit gänzlich verändertem Tone. „Ich muß Sie doch sehr um Aufklärung darüber bitten, wie Sie das meinen?"

„Nicht gleich so hitzig, junger Mann," erwiderte Franziska mit möglichster Ruhe; „ich wollte Ihnen durchaus nicht zu nahe treten. Erlauben Sie mir nun 'mal ein offenes Wort, mein Herr Künstler."

„Bitte sehr, meine Gnädige," warf Heinz wieder mit gesuchter Höflichkeit ein, da ihn das Wort „Künstler" beruhigt hatte.

„Also hören Sie mich 'mal an," begann Frau Treuling wieder. „Ich bin durchaus nicht verpflichtet, Ihnen Rede und Antwort zu stehen. Ich könnte ebenso gut aufstehen und Ihnen den Rat geben, wiederzukommen, wenn entweder mein Sohn oder mein Mann hier ist. Da es aber den Eindruck auf mich macht, als wären Sie aus edlen Beweggründen hierher gekommen, so —"

„Nur aus solchen Gründen, nur," unterbrach sie Heinz abermals.

„— so will ich Ihnen Gehör schenken," beendete Franziska den angefangenen Satz. „Zuvörderst eine Frage: Kennen Sie meinen Sohn persönlich?"

„Nein, ich habe ihn noch niemals gesehen; aber ich weiß — —"

„Hat Ihnen Ihr Fräulein Schwester gesagt, daß sie die Braut meines Sohnes sei?"

„Aber bei welcher Gelegenheit sollte sie mir das sagen, meine Gnädige?" erwiderte Heinz vorwurfsvoll.

„Nun, Sie wohnen doch jedenfalls zusammen, und zwischen Bruder und Schwester dürfte doch manches Wort fallen."

„Ach so, ja — da haben Sie allerdings recht,“ erwiderte Heinz, etwas betroffen. „Aber richtig — Sie können das ja nicht wissen! Ich bin nämlich gar nicht mehr zu Hause. Man wollte mein Talent im Elend ersticken und brachte mir kein Verständnis entgegen, und da habe ich kurzen Prozeß gemacht und bin meine eigenen Wege gegangen.“

Er hatte das mit einem so traurigen Anflug gesagt, daß Frau Treuling ihn mit größerem Interesse betrachtete.

„Es kommt ja oftmals im Leben vor, daß der ideale Sinn eines Menschen nicht verstanden wird,“ sagte sie mit viel Milde in ihrer Stimme. „So werden Sie wohl von Ihrer Schwester unterstützt? Sie soll ja einen bedeutenden Lotteriegewinn gemacht haben.“

„So, wissen Sie das auch?“

Frau Treuling nickte. „Ich habe durch Zufall gehört, daß sie das Geld heute ausgezahlt erhalten hat.“

Heinz horchte auf, that aber sofort, als wäre ihm das nichts Neues. „Ich weiß, ich weiß — von meinem Freunde, dem Bankier Freudenfeld.“

„So, das ist Ihr Freund? ..“

„Ja, und auch mein Gönner,“ bestätigte Heinz mit wichtiger Miene. „Ich soll nächstens eine Büste von ihm machen ... Ich habe überhaupt viele Freunde unter den Bankiers und Börsenleuten. Die interessieren sich ja hauptsächlich für Kunst. Ich werde sehr gern in ihren Salons gesehen.“

„Dann haben Sie es ja schon weit gebracht in ihren jungen Jahren,“ warf Frau Treuling ein, die anfing, ihn in einem ganz anderen Lichte zu betrachten; es wurde ihr beinahe peinlich, auf den eigentlichen Zweck ihres Gespräches zurückzukommen. Nach einer längeren Pause faßte sie endlich den Entschluß dazu.

„Sie würden mich nun sehr verbinden, wenn Sie mir sagen würden, was Ihnen Ihre Schwester über die Beziehungen zu meinem Sohne mitgeteilt hat.“

„Aber wie können sie nur denken, daß Hannchen mit mir

über so etwas sprechen wird!" erwiderte er vorwurfsvoll. „Ich habe das von ganz anderer Seite erfahren ... Im übrigen befinden Sie sich im Irrtum, wenn Sie glauben, daß ich jemals von einem meiner Angehörigen Unterstützungen annehmen würde ... am allerwenigsten aber von meiner Schwester. Ich verdiene alles selbst, was ich gebrauche. Nebenbei mache ich nämlich noch kleine Nippsfigürchen, die ich bei meinen Gönnern rasend los werde. Ich stehe schon ganz auf eigenen Füßen."

„Das ist wirklich hübsch von Ihnen, daß Sie sich so auf Ihre eigene Kraft verlassen," bemerkte Franziska, die sich auf dem besten Wege befand, ihn innerlich zu bewundern.

„Ob das hübsch ist, gnädige Frau! Bin auch stolz darauf. Nächstes Jahr wird's wohl dann 'nen Preis geben nach Italien; dann bin ich durch."

„Sie haben ja die schönsten Aussichten, um bald berühmt zu werden."

Heinz nickte wohlgefällig, fuhr mit der Hand durch das krause Haar, warf einen Blick über die Herrlichkeiten im Zimmer und sagte dann plötzlich:

„Mein Freund Freudenfeld hat mir nämlich die ganze Geschichte erzählt. Er ist zwar der festen Überzeugung, daß Ihr Sohn meine Schwester heiraten wird, aber ich habe doch eklige Bedenken. Es ist mir auch gesagt worden, daß Ihr Herr Sohn Hannchen möglicherweise nur zum besten haben könne, und da fühlte ich mich denn verpflichtet, endlich meinen Vorsatz auszuführen und hierher zu kommen. Ich bin Künstler; mein Name kann späterhin möglicherweise viel genannt werden, und da möchte ich doch nicht, daß auch nur ein einziger Makel auf ihm haften bleibe."

„Sehr ehrenhaft von Ihnen gedacht," warf Franziska ein.

„Es freut mich, daß Sie meine Gefühle zu würdigen verstehen," fuhr Heinz keck fort. „Aber der Ruf meiner Schwester darf auch unter keinen Umständen leiden. Ich kenne sie nur als ein braves, arbeitsames Mädchen, das niemals Neigung

zu Schlechtigkeiten gehabt hat. Wenn sie sich Ihrem Herrn Sohne ganz und gar anvertraute, so that sie es gewiß nur, weil sie fest überzeugt war, daß Ihr Sohn es ehrlich mit ihr meine. Nun kenne ich ja auch unsere junge Lebewelt und weiß, wie die ist. Die schwören tausend Eide, um ein armes Mädchen zu bethören. Arm ist ja nun meine Schwester eigentlich nicht mehr, aber das ändert an der Sache nichts. Unsere jungen Don Juans denken trotzdem über ein derartiges Mädchen immer noch so, als wenn sie nichts hätte. Eine Proletarierin bleibt sie trotzdem in ihren Augen. Mit dieser Anschauung kann ich mich aber in diesem Falle nicht zufrieden geben. In dieser Beziehung denke ich wie ein Aristokrat, der seinen Ehrenschild blank sehen will ... Und deswegen, meine Gnädige, bin ich hierhergekommen, wie ich Ihnen bereits gesagt habe."

Er hatte das alles mit der Miene großer Wichtigkeit gesagt, als wollte er andeuten, was für tiefe Blicke er in das Leben bereits gemacht habe.

„Es ist jedenfalls sehr hübsch, wenn ein Bruder derartig für seine Schwester eintritt," sagte Frau Treuling nach einer Pause; „aber ich weiß immer noch nicht, was für bestimmte Absichten Sie haben. Wenn nun mein Sohn Ihre Schwester wirklich nicht heiratet — was dann?"

Trotzdem sie den Ernst dieser seltsamen Verwickelung voll erkannte, mußte sie doch lächeln bei dem Gedanken, Eberhard könnte jemals vergessen, was für Rücksichten er seinen Eltern schuldete.

„Davon kann doch unter Leuten von Ehre niemals die Rede sein," erwiderte Heinz mit dem deutlichen Ausdrucke seines Ärgers. „Ich muß ganz offen zu Ihnen sein, verehrte Frau. Ich habe die Absicht, Ihren Sohn auf Pistolen zu fordern, falls er eingestehen sollte, mit meiner Schwester nur getändelt zu haben. Ich werde keine Gnade üben und ihn einfach über den Haufen schießen. Es wird dreimaliger Kugelwechsel ver-

abredet werden. Einer von uns Zweien muß am Platze bleiben! Ich bitte Sie, ihm das zu sagen. Ich erwarte nun über diesen Punkt eine Antwort binnen drei Tagen. Meine Adresse ist: Dorotheenstraße zweiundvierzig; sie steht hinten auf der Karte, die ich Ihnen überreichen ließ, mit Bleistift geschrieben."

Franziska war nahe daran, zu lachen, aber diese Neigung verging ihr, als sie ihn anblickte. So prahlerisch seine Worte sich angehört hatten, so starr war der Ausdruck seiner Miene. In diesem Augenblicke war es ihm wirklich Ernst mit dem, was er gesagt hatte. Die Brutalität, mit der er sich über alles hinwegzusetzen pflegte, beherrschte ihn auch jetzt vollkommen. So unredlich er an Brüdern und Schwestern gehandelt hatte, so sehr liebte er sie auch, und das war einer der merkwürdigsten Widersprüche in seinem Charakter. Und namentlich Hannchen hatte er während der ganzen Zeit, in der er sie nicht gesehen hatte, große Anhänglichkeit bewahrt, die nur dieses Anstoßes bedurft hatte, um sie zu beweisen. Am meisten aber hatte es ihn in Erregung gebracht, daß man, wie es schien, alle seine Andeutungen nicht mit dem nötigen Ernst auffaßte. Er fühlte sich in seiner Eitelkeit dadurch verletzt.

„Ich weiß nicht, in wie weit ich Ihren Äußerungen Wert beimessen soll," erwiderte Franziska, noch immer gefaßt, aber durch diesen plötzlichen Ausbruch etwas eingeschüchtert. „Ich habe noch niemals eine derartige Sprache gehört und kann mir kaum vorstellen, daß jemals die Möglichkeit eines derartigen Ereignisses eintreten könne. Jedenfalls halte ich meinen Sohn für viel zu vernünftig, als daß er sich auf solche traurigen Scherze einlassen sollte. Was würden Sie dann aber thun, wenn mein Sohn nicht die geringste Absicht zeigte, von Ihren Drohungen Notiz zu nehmen?"

Heinz erhob sich plötzlich mit einem derartigen Ruck, daß sie sich unwillkürlich veranlaßt fühlte, dasselbe zu thun.

„Was ich dann thun würde?" schrie er sie ohne Rücksicht an, während sein Gesicht sich rötete; „das will ich Ihnen

sagen, weil Sie mich dazu herausgefordert haben. Windelweich werde ich ihn schlagen und zwar auf offener Straße, daß die Menschen zusammen gelaufen kommen! Das wird dann in der Zeitung stehen und Effekt machen. In allen Blättern soll man es lesen, daß der Bildhauer Tetzlaff den Sohn des Fabrikbesitzers Treuling ganz gehörig durchgewalkt hat und zwar, um die Ehre seiner Schwester zu retten. Ich hätte dann nicht nur die Lacher auf meiner Seite, sondern das würde mich obendrein noch interessant machen. Gerade so hat es neulich ein Opernsänger in Dresden gemacht. Ein paar Hundert Briefe von Damen hat er bekommen. Wir Künstler können uns das gestatten ... Und mit diesem Stocke hier werde ich es thun — sehen Sie sich das Ding nur ganz genau an, und bestellen Sie 's Ihrem Sohn!"

Er ließ das dünne Rohr ein paarmal durch die Luft sausen, so daß die Schwingungen ein leise pfeifendes Geräusch gaben. Dann griff er zu Hut und Handschuhen.

Wenn Frau Treuling in einer anderen Stimmung gewesen wäre, so hätte sie die prahlerische Eitelkeit, die in seinen letzten Worten lag, unter allen Umständen lächerlich gefunden, und dadurch wäre ihr vielleicht seine Drohung weniger schrecklich erschienen. Jetzt aber hatte sie der unerwartete Übergang derartig erschreckt, daß sie sich erst sammeln mußte, um die richtige Antwort zu finden.

„Jetzt ist es genug; bitte, entfernen Sie sich auf der Stelle!" sagte sie mit bebenden Lippen. Gleichzeitig wollte sie nach einem der Mädchen klingeln. In diesem Augenblicke aber trat Frau Bandel ein und hielt sie davon zurück.

„Nicht doch, beste Freundin! Sie haben durchaus nichts zu befürchten; ich bin ja auch noch hier," sagte Herthas Mutter, die mit innerer Freude die Gelegenheit benutzt hatte, auf der Bildfläche zu erscheinen.

Aha, das ist die Lachtaube, dachte Heinz. Er war völlig

verblüfft, besaß aber noch so viel Fassung, um eine steife Verbeugung zu machen.

„Ich danke Ihnen sehr, meine Liebe; aber vor derartigen Ungezogenheiten im eigenen Hause muß man sich energisch schützen. Das ist ja geradezu unerhört!“

„Aber ich bitte Sie, machen Sie den Dienstboten gegenüber doch kein Aufsehen davon,“ flüsterte Frau Bandel ihr zu. Dann sagte sie laut: „Der Herr wird gewiß sofort die kleine Unartigkeit bereuen und Sie um Verzeihung bitten. Wenn man Künstler ist, braucht man nicht gleich daraus die Berechtigung ziehen, unhöflich zu sein und zu vergessen, wo man sich befindet ... Entschuldigen Sie meine Offenheit, Herr Tetzlaff, aber ich war zufälligerweise im Nebensalon und war gezwungen, alles mit anzuhören ... Es giebt nur eine Entschuldigung für Sie, und die besteht darin, daß Sie sich durch Ihr Temperament und eine erklärliche Aufregung bei dem Gedanken an Ihre Schwester zu sehr haben hinreißen lassen. Das ehrt zwar Ihren ritterlichen Sinn, macht aber auf unbeteiligte Zuhörer keinen schönen Eindruck. Wenn ich hier so warm für Sie eintrete und alles versuche, um das Mißverständnis aus dem Wege zu räumen — denn als solches wollen wir doch die ganze Sache auffassen — so geschieht das hauptsächlich um deswegen, weil in unserem Hause auch Künstler verkehren, und weil ich für die Kunst von jeher geschwärmt habe. Sie kennen doch Professor Begas? Der ist oft bei uns, und man kann ja nicht wissen, ob Sie nicht auch — —“

Sie brach plötzlich ab, weil sie zu bemerken glaubte, daß Frau Treuling sie erstaunt anblickte. Sie erschien wie umgewandelt und von einer Lebhaftigkeit, von der sie bei ruhigem Nachdenken selbst überrascht gewesen wäre. Eine derartige bezaubernde Liebenswürdigkeit hatte Heinz nicht erwartet. Frau Bandel duftete stark nach Moschus, und mit diesem starken Geruch sog er in seiner Phantasie zu gleicher Zeit etwas von jener die Sinne berückenden Luft der großen, vor-

nehmen Gesellschaft ein, nach deren Berührung er sich so oft gesehnt hatte, um in ihr zu glänzen und als großes Talent von ihr bewundert und verhätschelt zu werden. Hat die aber große Brillanten in den Ohren! dachte er.

Er war schon halb bezwungen, als er plötzlich eine Erscheinung erblickte, die ihn mehr als alles übrige blendete und seinen Blick so andauernd auf sich zog, daß sein letzter Groll verschwand.

Hertha war plötzlich im Eingang zum anderen Zimmer sichtbar geworden. Sie hatte sich schließlich darüber gewundert, weshalb man sie so ungewöhnlich lang allein lasse, und den Mut gefunden, sich nach dem Verbleib der Frauen zu erkundigen. Nun waren ihre Augen überrascht auf die Gruppe gerichtet, noch mehr aber auf Heinz, der sich gedehmütigt wie ein Schuljunge vorkam. Noch niemals glaubte er ein schöneres Mädchen gesehen zu haben.



„Na, Hertha, da bist Du ja,“ sagte Frau Bandel ohne jede Spur von Ärger.

Also ihre Tochter, dachte Heinz wieder und erwiderte das leise Neigen ihres Kopfes diesmal mit einer etwas ungezwungenen Verbeugung. Er fühlte, wie seine Wangen heißer

wurden, wie sein Herz dumpfer zu klopfen begann. Nun hatte er endlich das Glück, die Aufmerksamkeit eines Mädchens aus feiner gebildeter Familie zu erregen. Ganz im Banne dieses Eindrucks, schritt er plötzlich auf Franziska zu, nahm eine artige Miene an und sagte mit möglichst weicher Stimme:

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung für meine Ungeschicklichkeit; ich nehme alles zurück, was ich gesagt habe. Bitte, denken Sie an die Dummheiten nicht mehr! In meiner Heftigkeit ist mir das so herausgeplatzt. Sagen Sie nur auch, bitte, Ihrem Herrn Sohne nichts davon."

Ehe Franziska es verhindern konnte, hatte er einen Kuß auf ihre Hand gedrückt.

„Bravo! So ist's hübsch, so geziemt sich's für einen netten Menschen!" rief Frau Bandel aus. „Sich immer hübsch beliebt machen, mein Herr, dann kommt man viel besser durchs Leben!"

„Ja, was ist denn eigentlich passiert, Mama?" fragte Hertha leise, ohne mehr als eine abwehrende Handbewegung als Antwort zu bekommen.

„Dürften wir vielleicht um Ihre Adresse bitten?" wandte sich Frau Bandel an Heinz. „Wir wollen in unserer Angelegenheit ein ander Mal vernünftig miteinander sprechen."

„Ist schon hier," fiel Franziska ein. „Nun wollen Sie wohl auch wissen, wer die Damen sind? Frau Fabrikbesitzer Bandel nebst Tochter," stellte sie vor, glücklich darüber, daß der unangenehme Auftritt vorüber war. Beide Frauen hatten ganz vergessen, daß sie den Bruder Hannchens vor sich hatten; er war ihnen nur noch der junge, vielverheißende Künstler.

Heinz schwamm in Wonne. Wie viele Verbeugungen er noch machte, wußte er selbst kaum. Erst als er längst draußen war, mußte er sich gestehen, die glücklichste Stunde in seinem Leben hinter sich zu haben. Er rannte fast die Leute um; noch immer glaubte er Moschus zu riechen, noch immer Herthas schlanke Figur vor sich zu sehen. —

„Ein hübscher Junge! Man sieht ihm seine Herkunft wahrhaftig nicht an," sagte Frau Bandel, als die Damen wieder allein waren. „Ein richtiger Naturbursche, wie so viele von seinesgleichen, die sich von unten herauf emporschwingen. Ich werde ihn wahrhaftig einmal zu uns einladen; dann werde ich schon zu dem nötigen Resultat kommen, meine Liebe. Mir scheint es als das Beste, durch ihn auf die Schwester zu wirken."

„Seine Verbeugungen waren doch zu possierlich," bemerkte Hertha; „aber sonst machte er eigentlich einen ganz angenehmen Eindruck."

Als Mutter und Tochter sich verabschiedet hatten, kam ein Lehrling aus dem Kontor, um Franziska zu benachrichtigen, daß Eberhard durch den Fernsprecher die Mitteilung gemacht habe, er könne diesen Mittag nicht zu Tisch kommen.

Frau Treuling fragte sich vergeblich nach dem Grund dazu ...



Ende des ersten Bandes.

3 Bde. 9.–

15